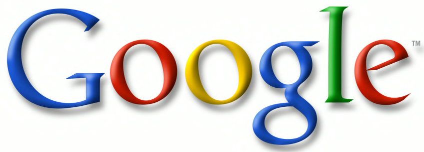
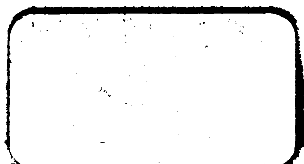






AN
(Kotzebue, A)
Kotzebue

August von Kotzebue's

Selbstbiographie.

Wien, 1811.
Im Verlage bey Cathazina Gräffer und Comp.

Hervor ihr Zauberbilder meiner frohen Kindheit! die Erinnerung an euch ist kaum noch mit meinem Ich verwandt. Hervor, umgaukelt mich, ihr holden Schatten! — Guter Gott, laß aus dem Meere der Vergangenheit jene süßen Stunden noch ein Mahl, wie ein dünner Nebel, vor meinen Blicken emporsteigen! — Da steh ich und schau den Strom hinab, immer weiter und weiter führt er meine Blumen, bis sie fern auf dem Rücken einer Welle noch ein Mahl schimmern, ehe sie untertauchen und verschwinden.

Hasche diesen letzten Schimmer! — siehst du den Knaben, der mit starrem Auge an dem Mund seiner Mutter hängt, wenn sie an Winterabenden ihm und seiner Schwester ein gutes Buch vorliest? — Das warst du! — siehst du ihn dort wieder, wie er den Stuhl zum Tische macht, und die Fußbank zum Stuhle? wie er gierig an einem Romane schmaust, indessen Ball und Steckenpferd in Winkeln zerstreut liegen? — Das warst du! —

Ich erblickte den 3ten May 1761 in Deutschlands Athen, zu Weimar das Licht der Welt. Meines wackern Vaters (herzogl. Weimarscher Legationsrath) früher Tod machte meine gute Mutter zur frühen Wittwe. Sie entsagte manchem Reiz und manchem Genuß des Lebens, um sich ganz für die Bildung ihrer Kinder aufzuopfern. Sie besaß Geschmack, Bele-

senheit, zartes Gefühl, und einen reichen Schatz von duldender Mutterliebe; mit diesen Eigenschaften konnte sie ihren Zweck nicht ganz verfehlen.

Sie hat mir zwey oder drey Hofmeister gehalten, Candidaten der heiligen Theologie, die, während sie mit Sehnsucht harrten, daß ein göttlicher Beruf ihnen eine kleine Heerde anvertraue, mich ihre Hirtenstäbe weidlich fühlen ließen, und keine Mühe sparten, ein Schaaf aus mir zu machen. Der eine war ein physiognomischer — der andere ein verliebter Theolog; der eine kritisirte meine Nase, der andere brauchte mich zum Postillon d'amour. Aber was jene verdarben, wußte meine Mutter immer wieder gut zu machen. Ein Abend in ihrem Zimmer, eine Vorlesung von ihr, war mehr werth, als die ganze Plackerey mit Langens Colloquiis und Luthers großen und kleinen Katechismus. Jene ließen den Papagay schwatzen, sie lehrte den Knaben fühlen. Sie flößte mir den Geschmack am Lesen fast mit der Muttermilch ein. Ich zählte vielleicht kaum fünf oder sechs Jahre, als schon oft ein Buch mich von meinem Schaukelpferde lockte.

Das erste, dessen ich mich lebhaft entsinne, und dessen zahlreiche Bände ich, nach oben beschriebener Weise, auf eine Bank gekauert, gelesen und wieder gelesen habe, waren die damahls beliebten Abendstunden, eine Sammlung kleiner Erzählungen aus verschiedenen Sprachen, auf deren Titelblatt ein schlafender Hund zu schauen ist, mit der Umschrift; non omnibus dormio. Ich weiß nicht, worauf sich der Schlummer dieses Hundes bezog, aber das weiß ich, daß ich noch jetzt an keinem schlafenden Hunde vorübergehe, ohne an die Abendstunden zu denken.

Diejenige Erzählung in jener Sammlung, welche den ersten grossen Eindruck auf mich machte, mir die ersten Thränen der Rührung kostete, war die Geschichte von Romeo und Julie, aus welcher Weisse nachher den Stoff zu seinem Trauerspiele nahm. Sie erschütterte mich so tief, daß vielleicht damahls schon der erste Grund zu meiner Vorliebe für rührende Erzählungen in mir gelegt wurde. Das zweyte, mich anziehende Buch, war Don Quixotte, der freylich lange nachher von Herrn Bertuch sehr viel besser übersetzt worden ist, mir aber nie wieder so viele Freude gemacht hat. Ein Kind bringt zu seiner Lectüre, wie zu seinen Spielen, mehr Empfänglichkeit, mehr Reizbarkeit mit; daher glaubt es in beyden den Zauber zu sehn, den, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur die Frischheit seiner Empfindungen ihnen leiht, so wie auch ein halb welkes Blatt schön ist, wenn das Morgenroth darauf glüht; daher kommt es zuweilen, daß der Jüngling — und selbst der Mann — sich auf die Lectüre eines Buches freut, das in seinen Kinderjahren ihm Entzücken gewährte. Es gelingt ihm endlich dessen habhaft zu werden, er liest, und wundert sich, nicht mehr dieselbe Unterhaltung zu finden. Mein Geschmack, denkt er, hat sich verfeinert.

Halt! ehrlicher Don Quixotte, du führst mich zu weit. Empfange meinen Dank, und theile ihn mit Sancho Pansa. Ihr seyd ein Paar gute Gesellschafter, ich bin gern mit euch in den Wirthshäusern herumgezogen, bis Robinson Crusoe mir aufstieß, dieser Wundermann, der mich, wie jeden Knaben, mit unwiderstehlicher Gewalt an sich riß, den ich geiziger verwahrte, als mein bestes Spielzeug; mit dem ich oft

den sogenannten rothen Gang, auf die Schwelle des Pferdestalles floh, um fern von der Trommel meiner Gespielen, ungestört mit ihm auf die Ziegenjagd zu gehen. Die Glocke zum Vesperbrod tönte, ich höre sie nicht! die Sonne ging unter, ich las mir in der Dämmerung die Augen trübe. O! wie sehnlich wünschte ich damahls, daß mir doch einst das Glück beschieden seyn möchte, auf eine wüste Insel verschlagen zu werden! wie herrlich schmeckten mir im Geiste die Brodkuchen, die Robinson in der Erde buck, und das Ziegenfleisch, das er in selbst verfertigten Töpfen kochte! – –

Ich fing an, Jagd auf alle die abentheuerlichen Robinsons zu machen, welche die Nachahmungssucht in meinem lieben Vaterlande hervorbrachte; aber wo war einer, der dem Original an Kraft, Natur und Interesse gleich kam? – Die Insel Felsenburg galt freylich viel bey mir, die Erscheinung des Geistes, der sich in Gestalt einer Wolke über das Wasser wälzt, erregte mir einen angenehmen Schauder: auch Robert Pierrot erzwang sich meinen Beyfall, besonders da, wo er aus der Höhle mit Todtenköpfen kanonirt wird: aber es war doch alles nichts gegen den ehrlichen Robinson Crusoe, den ich bewunderte, und seinen Freytag, den ich herzlich lieb hatte, und der mir durch sein Entzücken, beym Wiederfinden seines gebundenen Vaters, süße Thränen entlockte.

Insel, und besonders wüste Insel, war damahls ein Zauberwort für mich, an welches sich eine Reihe lieblicher Bilder knüpfte. Ich dachte zuweilen: warum lerne ich decliniren und conjungiren? wäre es nicht besser, ich lernte ein halbes Dutzend Handwerke, damit ich mir künftig einmahl zu helfen wüßte?

Wenn die Perleninsel und die Insel Felsenburg, die schwimmende und fliegende Insel, meine Phantasie zu überspannen drohten, so wußte meine Mutter, in den Abendvorlesungen, meinem weichen Gehirn mildere Eindrücke zu geben. Den Aesop las ich gern; mit Gellerts Fabeln und Liedern wurde ich bald befreundet, viele derselben wußte ich auswendig. Haller und Bodmer waren mir zu hoch, aber Gleim, Uz und Hagedorn gefielen mir, denn ich verstand sie. Sehr früh fing ich an, diesen Sänger nachzuzwitschern. Ich erinnere mich noch ganz gut meines ersten poetischen Versuchs. Ich mochte vielleicht kaum sechs Jahre alt seyn; das schließe ich daraus, weil ich mein Manuscript hinter dem Spiegel neben der Ruthe verwahrte. Es sollte ein längliches Gemählde werden, wozu ich die Bilder aus allen mir bekannten Dichtern zusammengestohlen hatte. Folgende zwey Zeilen kamen darinn vor:

Es singet die steigende Lerche,
Es hüpfen die Schäfgen am Berge —

Sie gefielen mir außerordentlich, weil sie so lustig dahin hüpften. Ich wußte nicht, daß es Dactylen waren, und zwar die einzigen im ganzen Gedicht. Mehrere Tage lang zerbrach ich mir den Kopf, um die folgenden Zeilen eben so artig mit tanzen zu lassen, aber vergebens, alle die übrigen waren und blieben schwerfällige Spondäen, und ich begreife gar nicht, wie es zuging, daß man die Verse könne nach Gefallen zu Fuß gehn, oder gallopiren lassen.

Bald nachher wagte ich auch meinen ersten dramatischen Versuch. Die Fabel vom Milchmädchen und den beyden Jägern war mir, ich weiß nicht wo, in die Hände gefallen; die beliebte kleine Oper existirte

noch nicht, oder wenigstens mir unbekannt. Ich machte ein Lustspiel, welches gerade eine Octavseite lang war. Freylich fühlte ich wohl, daß es weit länger seyn müßte, um einem Lustspiel ähnlich zu sehn, aber wer lehrte mich die Kunst, den Faden fein lang zu spinnen?

Indessen hatte die Dichtkunst auch bey mir ihre gewöhnlichen Wirkungen geäußert, das heißt, sie hatte mein kleines Herz für die Liebe empfänglich gemacht. Ich hing mich mit ganzer Seele an ein junges, liebenswürdiges aber völlig erwachsenes Mädchen, welches nachher meine Tante wurde. Am 3ten May 1768, also an meinem siebenten Geburtstage, schrieb ich in ein Zeichenbuch, auf die Rückseite einer Zeichnung, einen enthusiastischen Liebesbrief, welcher nicht übel in der asiatischen Banise figurirt haben würde. Ich machte ihr darinn zärtliche Vorwürfe (denn sie war so blind, den Oheim dem Neffen vorzuziehen) und bath sie zuletzt, um die einzige Gunst, ihre kleine weisse Hand noch ein Mahl zu küssen.

Der Umstand ist an und für sich sehr unbedeutend, aber ich führe ihn auch nur aus einer sehr psychologischen und pädagogischen Rücksicht an. Meine Mutter nähmlich wurde diesen Brief gewahr, sie fand, daß die Ausdrücke und Wendungen desselben die gewöhnlichen Fähigkeiten meines Alters übertrafen; sie ergötzte sich daran, und konnte der kleinen mütterlichen Eitelkeit nicht widerstehen, bey Besuchen in unserm Hause das Zeichenbuch hervorzuhohlen, und den Brief in meiner Gegenwart den Gästen vorzulesen, die denn natürlich immer herzlich darüber lachten. Ich spielte dabey eine höchst verlegene Rolle, und es ist die erste, tief-

marternde Empfindung meiner Seele, deren ich mich zu erinnern weiß. Sie ließ einen bleibenden Eindruck bey mir zurück; je öfter die Vorlesungen wiederhohlt wurden, je höher stieg meine Erbitterung. Ich weinte im Holzstalle heiße Thränen der Scham und des gekränkten Ehrgeizes, nahm endlich heimlich das verhaßte Zeichenbuch aus dem kleinen grünen Eckschranke, in welchem es verwahrt wurde, und warf es in's Feuer. Seit jener Begebenheit verlor ich in Herzensangelegenheiten das Vertrauen zu meiner Mutter auf lange Zeit.

Die Liebe und der Hang zur Religionsschwärmerey, sind, wie man weiß, sehr nahe mit einander verwandt. Auch dieser letztere ergriff mich einst in meinen Kinderjahren, ich war über alle Maßen fromm, und wäre ich so fortgefahren, so müßte meine Mutter schon längst die Freude erlebt haben, welche einst der Mutter des heiligen Borromäus zu Theil wurde. Kaum hatte ich des Morgens mein Lager verlassen, so ging ich auch schon um ganz ungestört zu bethen, an einen heimlichen Ort, den die Ehrbarkeit zu nennen verbiethet. Dort schloß ich mich sorgfältig ein, kniete nieder und bethete, keine auswendig gelernte, sondern aus der tiefe des Herzens hervorgepreßte und mit Thränen gesalbte Stoßseufzer. Ich weiß noch, welche Mühe ich mir gab, Variationen in meinen frommen Seufzern anzubringen; damit Gott nicht glauben möchte, ich wolle ihm alle Tage das nähmliche auftischen. Aus dieser Ursache waren mir auch Benjamin Schmolkens Morgen- und Abendandachten, trotz ihrer leichten Versification, sehr zuwider. Ich mußte sie oft in dem Zimmer meiner Mutter vorlesen, und dachte immer dabey:

Hervor ihr Zauberbilder meiner frohen Kindheit! die Erinnerung an euch ist kaum noch mit meinem Ich verwandt. Hervor, umgaukelt mich, ihr holden Schatten! — Guter Gott, laß aus dem Meere der Vergangenheit jene süßen Stunden noch ein Mahl, wie ein dünner Nebel, vor meinen Blicken emporsteigen! — Da steh ich und schau den Strom hinab, immer weiter und weiter führt er meine Blumen, bis sie fern auf dem Rücken einer Welle noch ein Mahl schimmern, ehe sie untertauchen und verschwinden.

Hasche diesen letzten Schimmer! — siehst du den Knaben, der mit starrem Auge an dem Mund seiner Mutter hängt, wenn sie an Winterabenden ihm und seiner Schwester ein gutes Buch vorliest? — Das warst du! — siehst du ihn dort wieder, wie er den Stuhl zum Tische macht, und die Fußbank zum Stuhle? wie er gierig an einem Romane schmaust, indessen Ball und Steckenpferd in Winkeln zerstreut liegen? — Das warst du! —

Ich erblickte den 3ten May 1761 in Deutschlands Athen, zu Weimar das Licht der Welt. Meines wackern Vaters (herzogl. Weimarscher Legationsrath) früher Tod machte meine gute Mutter zur frühen Wittwe. Sie entsagte manchem Reiz und manchem Genuß des Lebens, um sich ganz für die Bildung ihrer Kinder aufzuopfern. Sie besaß Geschmack, Bele-

liebten Entzückungen ein gefälliges Ohr lieh, so gab er sich, trotz der Verschiedenheit unsers Alters, viel mit mir ab. Ich begleitete ihn zuweilen des Abends bis unter die Fenster seiner kranken Geliebten, wo wir oft Stunden lang uns ganz geduldig beschneyen und beregnen ließen, ob wir gleich nichts als undeutliche Schatten wahrnehmen konnten, über welche wir uns dann unsere Vermuthungen mittheilten.

Ein Mahl — es ist mir noch wie heute, — sahen wir ziemlich deutlich den Schatten einer Person, die einen Löffel vor sich her trug, vermuthlich um der Kranken Arzeney zu reichen. Mein Gefährte fing auf der Straße bitterlich an zu weinen; mir wurde das Herz weich, ich weinte mit, ohne zu wissen. warum. Sehr natürlich, daß diese Scene einen nie verlöschten Eindruck bey mir zurückließ, und daß mein Gefühl in diesem Augenblicke meinem körperlichen Wachsthum um einige Jahre vorausließ: rauhes Wetter, Nacht, der trübe Lampenschein aus der Krankenstube, der Schatten mit dem Löffel, der auf die vorgezogene Fenstergardine fiel, der schluchzende Jüngling, der Gedanke: dort stirbt ein hübsches Mädchen, das du so oft hüpfen und tanzen gesehn; alles das setzte meine Einbildungskraft in stürmische Bewegung, und als das Mädchen nun wirklich starb, beweinte ich sie trotz ihrem Liebhaber; fand aber bald eine Quelle des Trostes in mir, die für ihn nicht floß. Ich dichtete nähmlich eine Elegie, und da kein erkünsteltes Dichtergefühl, sondern wahre Empfindung mich begeisterte, so gerieth dieses Product besser als alle meine bisherigen Versuche. Man sprach im Ernst davon, die Elegie drucken zu lassen. Der bloße Gedanke daran brachte mich au-

fer mir vor Entzücken, und hätte es in meiner Macht gestanden, das Mädchen ins Leben zurück zurufen, ich weiß nicht, ob ich es auf Kosten meiner Hirngeburt gethan haben würde. So übte zum ersten Mahle die allgewaltige Schriftstellereitelkeit ihre Tyranney über mich aus. Die Elegie blieb indessen ungedruckt, ich kann mich nicht mehr erinnern, aus welchen Ursachen; aber meinen Schmerz würde sie vertilgt haben, wäre auch das Mädchen meine eigene Geliebte gewesen.

Ich wohnte nebst meiner Mutter in Weimar in dem sogenannten gelben Schlosse, ich war, wo ich nicht irre, neun oder zehn Jahre alt. Meine Mutter schenkte mir wöchentlich einige Groschen zu Näschereyen. Diese sammelte ich sorgfältig in einem grün seidenen Beutel, der bald mein Abgott wurde. Nie kam der Beutel aus meiner Tasche, nur des Abends nahm ich ihn heraus, um ihn unter meinem Kopfkissen zu verwahren. Am Tage war er mein einziges Spielwerk. und besonders gern brauchte ich ihn zum Ballen; wo ich ging und stand, warf ich ihn in die Luft oder an die Wand, und fing ihn wieder.

Als mein kleiner Schatz bereits zu einigen Thalern angewachsen war, stieg ich eines Tages die Treppe hinauf bis in das obere Etage. Die Treppe des gelben Schlosses ist so ins Viereck gebaut, daß, wenn man ganz oben steht, man bis herunter in den Keller sehen kann Ich spielte, nach meiner Gewohnheit, Ball mit dem geliebten Beutel, er fiel, und fiel alle drey Etagen durch herab in den Keller. So kam es mir wenigstens vor; es kann aber auch seyn, daß er auf irgend einer Stufe liegen geblieben, und ein eben Vorübergehender ihn sogleich aufgehoben hat; denn

trotz meines sorgfältigen Suchens fand ich ihn nie wieder. Von dem Augenblicke dieses Verlustes an — gute Nacht alles Sammeln und Sparen! die Groschen wurden vernascht in der nähmlichen Stunde, da ich sie erhielt. Der Hang zum Geiz war verschwunden, und hat mich, Gott sey Dank! nie wieder gequält.

Wer mag die Folgen dieser unbedeutend scheinenden Begebenheit berechnen! Was wäre aus mir geworden, wenn ich den Beutel nicht verloren hätte? und welchen Einfluß hat die unvermuthete Wendung meines Characters wieder auf das Schicksal von hundert andere Menschen gehabt? — Ferner: wer fand den Beutel? oder wer wird ihn noch einst finden? leicht möglich, daß ein Mensch Besitzer davon wurde oder werden wird, dem einige Thaler in dem Augenblicke sehr wichtig sind. Kurz! welcher Prophet entwickelt mir den Knoten zahlloser Begebenheiten, welche ganz gewiß durch das Fallen meines Beutels bewirkt wurden? —

Ich komme jetzt auf diejenige Begebenheit meines Lebens, die durch ihre Folgen, den größten Einfluß auf meine Bildung gehabt, und mich von meiner zartesten Kindheit an unwiderruflich zum dramatischen Schriftsteller bestimmt hat. Der verstorbene Schauspieler Abt kam mit einer herumziehenden Gesellschaft nach Weimar, und schlug seine Bühne in der Reitbahn auf. Seit ich denken konnte, war in Weimar kein Schauspiel gewesen, und folglich meine Neubegier ohne Grenzen. Musäus, der gute vortreffliche Musäus, der mich schon als Kind liebte, und der damahls noch Pagenhofmeister war, erboth sich, mich mit zu nehmen.

Mit einem heiligen Schauer betrat ich die Reitbahn, nie hatte ich etwas ähnliches in der Schloßkirche empfunden. Die vielen Lichter, die versammelte Menge, die Schildwachen, die geheimnißvolle Gardine, alles das spannte meine Erwartungen aufs höchste. Man gab den Tod Adams von Klopstock. Musäus stellte mich vor sich auf eine Bank, damit ich über die Köpfe wegsehen konnte. Der Vorhang rollte auf, ich war ganz Auge, ganz Ohr, mir entging kein Wort, keine Bewegung; ich wurde unwillig, wenn jemand von den Zuschauern hustete, oder sich ausschnaubte; ich strampelte auf meiner Bank mit den Füßen, wenn ein lästiger Nachbar den gefälligen Musäus anredete. Nein nie! nie habe ich wieder einen mächtigern Eindruck auf meinen Geist empfunden.

Ich kam betäubt nach Hause. Man fragte mich, wie es mir gefallen? — Ach Gott! Gefallen war nicht das rechte Wort. Ich sollte erzählen, und konnte weder Anfang noch Ende finden. Ich wünschte mir auf der Welt nichts mehr als das Glück, täglich einem solchen Schauspiel beyzuwohnen. Robinson Crusoe verschwand ganz aus meinem Gedächtniß, denn auf seiner Insel gab es kein Theater. Unbegreiflich war es mir, wie die Leute so ruhig davon sprechen, und ihre Geschäfte nach wie vor ganz ordentlich betreiben konnten. Fragte jemand meine Mutter: werden Sie heute ins Schauspiel gehn? und sie antwortete etwa: sie habe sich zu einem Spaziergang engagirt, oder sonst etwas dergleichen; so dachte ich bey mir selbst: mein Gott! wie ist es möglich, irgend ein anderes Vergnügen dem Schauspiele vorzuziehn, wenn man thun darf, was man Lust hat?

Unbeschreiblich war daher meine Freude, als bald nachher die Herzoginn Amalia, diese vertraute der Musen, eine stehende Bühne errichtete, und unstreitig die beste, welche damahls in ganz Deutschland zu finden war. Die Familien Seiler, Brandes, Bock und der unsterbliche Eckhof kamen nach Weimar.

Eckhof! du großer und guter Mann! ich segne deine Asche! du hast mein Herz und meinen Verstand gebildet, hast jede edle Empfindung in mir geweckt, und durch dein göttliches Spiel meine Vernunft und meine Phantasie mit Ideen und Bildern bereichert, welche ohne dieses Vehickel mir nie so anschaulich geworden wäre!

Man gab wöchentlich drey Vorstellungen, und die mütterliche Erlaubniß, ihnen beyzuwohnen, hing theils von meiner Aufführung, theils von meinem Fleiße ab. Eine knöcherne französische Gouvernante geboth in jenen Tagen über die größten Freuden meines Lebens. Wir lasen und übersetzten bey ihr die Werke der Madame Beaumont. Täglich gab sie mir einen Zettel mit nach Hause, worauf entweder die Worte: bon, oder mediocre, oder das Schreckenswort mal geschrieben stand. Im letzten Fall war an kein Schauspiel zu gedenken, meine Mutter blieb gewöhnlich unerbittlich. Wie oft habe ich, wenn Demoiselle Louvel die Feder bereits eingetaucht hatte, um jenes fatale Wort niederzuschreiben, wie oft habe ich ihre schöne weiße Hand ergriffen — das Einzige, was an ihr schön genannt werden konnte — und mit Küssen und Thränen so lang bedeckt, bis sie das harte Urtheil milderte, und das vermaledeyte mal wenigstens in ein mediocre umschuf.

Meine Leidenschaft für die Bühne wuchs mit jedem Tage. Da die Entree nicht bezahlt, sondern das Theater bloß vom Hofe unterhalten, folglich nur immer eine gewisse Anzahl von Billets ausgetheilt wurde, so traf es sich wohl zuweilen, daß ein so unbedeutender Knabe als ich, kein Billet erhielt; besonders an festlichen Tagen, wo etwa ein neues Stück, oder ein großes pantomimisches Ballet aufgeführt wurde, und der Zulauf größer als gewöhnlich war. Dann wurde aber auch meine Neugierde heftiger, und ich nahm meine Zuflucht zur List. Jeder Gang, jeder Schlupfwinkel im ganzen Schauspielhause, war mir so bekannt, als das Inwendige meiner Rocktasche, sogar unter dem Theater wußte ich eben so gut Bescheid, als der Mann, der die Lampen anzündete. Ich pflegte mich daher in solcher Noth vor den Eingang zu stellen, der für die Schauspieler bestimmt war, dort schlüpfte ich behend' an der Schildwache vorüber, und, um jeder Verfolgung zu entgehen, kroch ich sogleich unter das Theater, eine kleine Thür führt von da in's Orchester, und ich befand mich plötzlich hinter den Paucken, die etwas erhöht standen, und wo meine kleine Person sich folglich sehr wohl befand.

Ich darf kühn behaupten, daß ich unter allen Zuschauern, groß und klein, immer der aufmerksamste war. Zum Beweise mag der Umstand dienen, daß ich Lessings Emilia Galotti von einem Ende bis zum andern auswendig wußte, ohne das Buch jemahls in Händen gehabt zu haben. Auch Engels dankbarer Sohn prägte sich, ohne Vorsatz, meinem Gedächtniß wörtlich ein, bloß durch die Kraft seiner innern Vortrefflichkeit. Ich brachte meine Gespielen bald dahin, diese

beyden Stücke, auf einer Bühne von Bettschirmen, mit mir aufzuführen. und übernahm dann wechselsweise alle Rollen.

Nichts gleicht der Ehrfurcht, die ich damahls für jeden, selbst mittelmäßigen Schauspieler hegte. Konnte ich mich im gemeinen Leben zu einem drängen, ihn reden hören, oder gelang es mir gar, selbst ein Wort mit ihm zu sprechen, so glaubte ich mich hochgeehrt. Ich weiß noch, wie gern ich Sonntags zu einem gewissen Heusel ging, um das Repertorium der künftigen Woche zu erfahren, denn Komödienzettel waren ungewöhnlich. Zu Hause steckte ich alles mit meiner Theaterwuth an; einige Schäferspiele, an Geburtstagen aufgeführt, gnügten mir nicht; jedes neue Stück mußte sich gefallen lassen, unter unsern Streichen zu bluten, und endlich fiel mir gar einmahl Gerstenbergs Ugolino in die Hände, dieses vortreffliche Kunstwerk, das nicht mehr so allgemein bekannt ist, als es zu seyn verdient. Ich war entzückt davon, und weil es nur wenige Personen enthält, so glaubte ich, es sey recht für unsere Privatübungen gemacht, ohne zu bedenken, daß jede dieser Personen einen vollkommenen Schauspieler erfordert. Ich übernahm die Rolle Anselmo, den ich mit allem Feuer meiner jugendlichen Einbildungskraft her perorirte.

Ich habe oben der großen pantomimischen Ballete erwähnt, auf welche in Weimar ansehnliche Kosten verwendet wurden. Mit Entzücken erinnere ich mich noch der glänzenden Darstellungen von Idris und Zenide, Orpheus und Eurydice, Incle und Yariko, die Amazonen u. s. w. (die Idee zu dem letztern war von Musäus.) Was die Schauspiele auf

meine Empfindung, das wirkten die Ballette auf meine Sinne, und ich dachte bald auf Mittel, auch diese nachzuahmen. Zu dem Ende schuf ich mir selbst ein kleines Theater, anfangs nur von Wachs, dann von Papier, und endlich gar von Holz. Wer mahlen konnte, mußte mir Decorationen pinseln, Mutter und Tanten mußten mir seidene Lappen liefern, um meine Puppen zu kleiden. Sie tanzten ihre Solo's und pas de deux am Drathe, die Blitze von semen lycopodii fuhren aus Federkielen in die Flamme, und kurz, jedes neue Ballet, das die Herren Koch und Schütz auftischten, war gewiß einige Wochen nachher auf meiner Privatbühne zu schauen. Der Geschmack an diesem Spielwerk pflanzte sich unter den Weimarischen Knaben fort, in kurzem besaß jeder sein kleines Theater, und lernte von mir den Gebrauch der kleinen Maschinerien.

Ich gehe zu der traurigen Epoche über, wo ein unglücklicher Brand das Weimarische Schloß, und mit ihm den Schauplatz meiner Freuden in die Asche legte. Gerade an diesem Tage sollte der Hausvater von Diderot gegeben werden, ein Schmaus, auf den ich mich vergebens freute.

Die Gesellschaft wurde nun verabschiedet und ging nach Gotha. Ich weihte ihrer Abreise manche Thräne. Ja, ich muß es noch ein Mahl wiederhohlen, daß ich jener Epoche den größten Theil meiner Bildung verdanke *). Aus inniger Uiberzeugung fordere ich Ael-

*) J'ai toujours reconnu l'esprit des jeunes gens, au detail qu'ils faisaient d'une piece nouvelle qu'ils venaient d'entendre; et j'ai remarqué, que tous ceux

tern und Erzieher auf, wenn sie das Glück genießen, eine gute, gesittete Bühne in ihren Mauern zu besitzen, ihre Kinder und Zöglinge so oft als möglich in diese Schule zu führen. Ein gutes Schauspiel ist das sicherste und schnellwirkendste Mittel, in zarten Herzen jeden Keim des Edlen zu wecken, ihnen Abscheu vor dem Laster, und Liebe zur Tugend einzupflanzen. Der gewöhnliche Einwurf, den man zu machen pflegt: die Kinder werden zu sehr dadurch zerstreut — ist völlig unbedeutend. Ich habe nie mit mehrerem Eifer gelernt, nie schnellere Fortschritte gemacht, als da ich die Hoffnung hatte, meinen Fleiß am Abend durch ein Schauspiel belohnt zu sehn. Ich verfiel gegentheils in eine Art von Trägheit, als dieser große Reiz verschwunden war.

Ich war nun schon seit einiger Zeit ein Schüler des Gymnasiums zu Weimar, ein Institut, welches damahls noch großer Verbesserungen bedurfte. Ich fing diese meine Schülerlaufbahn in Tertia an, wo wir, unter andern nichtswürdigen Dingen, auch gezwungen wurden, hebräisch zu lernen. Was Wunder, daß ich oft, statt die Schulstunden zu besuchen, heimlich zu einem Mitschüler schlich, der von einem herzensguten Oheim erzogen, und ein wenig verzogen wurde. Was machten wir dort? — was anders als Pläne, um Komödie zu spielen? Wir hatten den geschäftigen Müßiggänger gewählt, und ich erinnere mich, daß wir

qui s'en acquittaient le mieux, ont été ceux qui depuis ont acquis le plus de réputation dans leurs emplois. Tant il est vrai, qu'au fond l'esprit des affaires, et le véritable esprit des belles lettres, est le même.

Voltaire.

viele Tage mit Abschreiben der Rollen zubrachten, ohne zu ahnen, daß wir schon durch die Wahl des Stücks eine Satyre auf uns selbst machten.

In Secunda ging es etwas besser. Zwar ließ man sich auch dort noch manchen Zeitverderb zu Schulden kommen, wohin ich unter andern die Stunde rechne, in welcher wir, wir mochten wollen und können oder nicht, lateinische Verse schneiden mußten. Der gute Musäus unterrichtete, sehr wider seinen Willen, in dieser Kunst. Dagegen aber lernten wir dort auch manches Gute, und zwar das Meiste von eben dem vortrefflichen Manne, dessen Nahme so eben meine Feder ehrte. Bey ihm übten wir uns im Briefschreiben, und man weiß, daß Musäus Briefe zu schreiben verstand. Ferner hatten wir in jeder Woche eine poetische Stunde, um derenwillen mir der Sonnabend ein lieber Tag wurde. Musäus hielt es damit folgendergestalt.

Sobald er in die Classe trat, erkundigte er sich, ob etwa einer der Schüler selbst einen poetischen Aufsatz verfertigt habe? denn gezwungen wurde, wie billig, niemand dazu. Gewöhnlich fanden sich einige schüchterne Musenjünger, welche aufstanden, und mit niedergeschlagenen Blicken anzeigten, daß ihr Pegasus gesattelt sey. Sogleich räumte ihnen Musäus den Katheder ein, sie traten auf, und durften von der Ceder bis zum Ysop reden, indessen Musäus, die Hände auf den Rücken geschlagen, schweigend auf und nieder ging. Hatte der Dichter geendigt, so wurde sein Machwerk vom Lehrer critisirt, doch nie so abschreckend, als seine Herren Collegen in der großen Schule der Welt zu thun pflegen. Wenn keiner mehr da war, der das

Schul-Publikum mit eigenen Gedichten zu unterhalten sich erboth, so traten diejenigen auf, die fremde Gedichte auswendig gelernt hatten, und sie hersagten, um sich in der Declamation zu üben. Auch hier war aller Zwang verbannt. Es stand einem jeden frey, zum Behuf dieser Uebung zu wählen, was ihm gut dünkte, oder auch sich gar nicht damit abzugeben. Musäus billigte oder tadelte die declamirten Stücke, und gab seinen Schülern Gründe für beydes. Wir waren glücklicher als das Publikum, das sich oft ohne Gründe behelfen muß.

Wie ich vormahls als Kind mein frommes Gebeth nur aus dem Herzen hohlte, so wollte ich auch jetzt als Knabe dem Musengott nichts auswendig Gelerntes vorplappern; ich gehörte mit zu der kleinen Anzahl derjenigen, die ihr eigenes Unkraut auf dem Parnaß aussäten, und keine fremden Blumen brachen.

Damahls gingen die Balladen stark im Schwunge; die Almanache wimmelten von schauerlichen Ritter- und Geistergeschichten, in sechs gereimte und eine ungereimte Zeile gebracht. Es konnte nicht fehlen, daß sie meinen Beyfall erhielten, und meinen Nachahmungstrieb weckten. Ich reimte also auch eine Ballade, ganz im Geschmack jener Zeit; ein Theil davon ist noch unter meinen Papieren. Es wurde darinn geschmaußt, gemordet, durch ein Gespenst Buße gepredigt, und der verstockte Sünder endlich vom Teufel gehohlt.

Am nächsten Sonnabend konnte ich den Augenblick kaum erwarten, um mit diesem Meisterstück, das übrigens wirklich leicht versifizirt war, die Rednerbühne zu betreten. Der wichtige Augenblick erschien, mein Herz klopfte, ich declamirte mein Machwerk mit zit-

ternder Stimme. Aber wie funkelten meine Augen! wie hob sich meine Brust! als Musäus, nachdem ich geendigt hatte, folgende, mir unvergeßliche Worte sprach:

„Gut, recht gut; aus welchem Almanach haben „Sie das genommen?" Man denke sich — nein, man kann sich das nicht denken! — mit welchem freudigen Kitzel ich antwortete: „ich habe es selbst gemacht."

„Wahrhaftig?" sagte Musäus „ey! ey! bravo! „fahren Sie so fort." — Ich war außer mir! ich hätte diesen Augenblick für kein Königreich verkauft. Mit glühenden Wangen ging ich wieder nach meinem Sitze, und, da ich sah, daß die Augen aller meiner Mitschüler auf mich geheftet waren, so verbarg ich mein Gesicht mit stolzer Bescheidenheit in den blauen Mantel, den — sonderbar genug — alle Schüler zu tragen verbunden waren.

Von nun an hielt ich mich für einen Dichter. Musäus hatte bravo gesagt, Musäus konnte glauben, die Ballade sey aus einem Almanach genommen, Producte, für welche ich damahls große Ehrfurcht trug; wer konnte mir jetzt wohl meinen Beruf zum Dichter streitig machen? — Ich hätte nun fortfahren, und jeden Sonnabend ein neues Musenkind liefern sollen; aber es kam mir vor, als sey meine Ballade unerreichbar, und als könnte ich doch nichts dem ähnliches wieder hervorbringen. Ich ruhte daher auf meinen Lorbeern aus, und begnügte mich, die Ballade immer in der Tasche zu tragen, um sie eigentlich einem jeden vorzulesen, der Lust hatte, sie zu hören.

Ein Glück für mich, daß Musäus eben sowohl verstand Uebermuth zu dämpfen, als Talente aufzumun-

tern. Einige Monathe nachher nahte das feyerliche Examen heran, wo Lehrer und Schüler ihr Bestes thaten, um vor einem zahlreichen Auditorio zu glänzen. Musäus wollte denn auch, zur Recreation der gestrengen Herren Examinatoren, einige Gedichte declamiren lassen, und forderte besonders diejenigen dazu auf, die eigne Arbeiten zu liefern im Stande waren. Als die Reihe an mich kam, und er mich fragte: womit ich aufzutreten gedächte? war ich flugs mit der Antwort fertig: mit meiner Ballade.

„Welche Ballade?"

„Ey, die nähmliche, die Herr Professor vor eini„gen Monathen so sehr lobten." — Ich sprach das mit einer Zuversicht and Selbstgenügsamkeit, die Musäus durchaus nicht leiden konnte.

„Ach was! bleibe Er mit seiner dummen Ballade „vom Halse! ich habe das alberne Ding schon längst „vergessen. Mache Er was Neues, was Vernünftiges!"

Ich stand versteinert. Das Gebäude meiner Eitelkeit sank in Trümmern, die Schaam weinte über den Ruinen. Was war zu thun? ich mußte aufstehn von meinen welken Lorbeern, auf denen ich so sanft geschlummert hatte, und mir einen frischen Kranz zu verdienen suchen. Es gelang mir auch. Ich wählte aus Millers moralischen Schilderungen die Geschichte des unnatürlichen Sohnes, der seinen Vater eingesperrt hält. Einst, als zahlreiche Gäste auf dem Schlosse des Bösewichts ein Freudenfest verherrlichen, wird einer derselben, aus Mangel an Platz, in ein entlegenes Zimmer auf einem einsamen Gange gebettet. Um Mitternacht sieht er ein langbärtiges Gespenst herein wanken, mit Ketten beladen, welches sich dem Kamine nä-

hert, die übrigen Kohlen zusammenscharrt, und seine zitternden Hände darüber wärmt. Der Gast erkennt seinen alten Freund, den Vater des Wirths, den seine Wächter, bey dem allgemeinen Taumel im Schloß, nicht sorgfältig genug gehüthet hatten. Diese schreckliche, aber leider wahre Geschichte, brachte ich in Verse, und erwarb mir abermahls den Beyfall meines Lehrers.

Außer den Schulstunden, genoß ich seinen Unterricht noch in manchen andern Dingen, und diese Privatstunden hatten einen großen Vorzug vor jenen, denn dort war es nur auf Geistesbildung angesehn, hier lernte ich sein gutes Herz kennen, seine häuslichen Tugenden lieben, sein vortreffliches Muster nachahmen. Täglich wuchs meine zärtliche Achtung für ihn, ob er gleich zuweilen sehr strenge gegen mich war.

In Secunda war es, wo ich abermahls einen dramatischen Versuch wagte, und zwar wählte ich zu meinem Stoff die Verschwörung des Catilina. Ich schuf daraus ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, welches ungefähr einen halben Bogen lang seyn mochte. Als es fertig war, wendete ich mich an einen meiner erwachsenen Mitschüler, Nahmens Hügel, der in der Classe für einen schönen Geist galt. Ich bath ihn demüthig, mein Produkt zu lesen, und seine Bemerkungen am Ende anzuhängen. Er that es, und sein Urtheil war wörtlich folgendes:

„Recht gut, nur kann man denjenigen, den man „Herr nennt, nicht zugleich dutzen."

Schnell sank die hohe Achtung, die ich für den sogenannten schönen Geist gehegt hatte, bis zum Mitleid herab. Da ich so manches Stück im römischen

schen, ob ich meine Rolle gut gespielt hätte. — Die Undankbaren! sie erinnerten sich des Postillons kaum.

Bald nachher las ich auch zum ersten Mahle Göthens Werther. Ich habe keinen Ausdruck für das tobende Gefühl, welches dieser herrliche philosophische Roman in mir erregte. Es wurde dadurch in meinem Herzen eine so schwärmerische Liebe für den Verfasser erzeugt, daß er mich hätte in's Feuer senden können, um einen verlornen Schuhriemen herauszuhohlen.

Noch ein anderer Dichter voll Sturm und Drang ging bey uns öfters aus und ein: Herr Klinger, der mit einer schönen, männlichen Gestalt ein gewisses rasches, biederes Wesen verband, das mich zu ihm zog. Mit ihm und Musäus habe ich einst eine Fußreise nach Gotha gemacht, an die ich, so lang ich lebe, mit Vergnügen zurück denken werde. Es konnte wohl nicht fehlen, daß in dem frühen Umgang mit solchen Männern, meine geringen Talente den Grad der Ausbildung erhalten mußten, dessen sie fähig waren.

Ich war nunmehr nach Prima hinaufgerückt, wo der verstorbene gelehrte Heinse mir zum ersten Mahle Geschmack an der lateinischen Sprache einflößte, die in den untern Klassen bloß als Gedächtnißwerk und so handwerksmäßig betrieben wurde, daß es unmöglich war, sie mit Lust zu studieren. Heinse aber las in Privatstunden den Terenz mit uns, und las ihn so, daß der Kern nicht verloren ging. Terenz hat mir viele Freude gemacht; das war es aber auch alles, denn die erbärmliche Logik, die man in Prima nach einem alten Scholastiker lehrte, die trockene Universalhistorie von Zopf, und was dergleichen mehr war, erweckten mir solchen Eckel, daß ich in den Schulstunden fast

nichts anders that, als unter dem Mantel Romane lesen.

So nahte endlich die Zeit heran, wo ich die hohe Schule zu Jena beziehen sollte, und ich war noch nicht völlig sechszehn Jahr alt, als ich sie wirklich bezog. Freylich blieb ich anfangs auch dort noch ein halber Schüler, und besuchte noch nicht die eigentlichen Brod-Collegia. Uebung in todten und lebenden Sprachen war im ersten Jahr mein Hauptzweck. Seit ich den Terenz kannte, hatte ich eine hohe Idee von der lateinischen Sprache gefaßt; in Jena wurde sie noch vergrößert. Der damahlige Herr Adjunctus Wiedeburg, jetzt Professor in Helmstädt las über den Horaz. Die Stunde gleich nach dem Mittagsessen war freylich unbequem, besonders in den Sommermonathen, und man mußte ganz so angenehm unterhalten werden, als es dort geschah, um nicht zuweilen den Anwandlungen des Schlafs zu unterliegen. Wiedeburg drang mit philosophischem Geschmack in den Geist des Dichters, und wußte eben so gut die Schönheit der Sprache, als die der Gedankenfülle aus einander zu setzen.

Das Französische hatte ich zwar schon von Kindheit an getrieben, aber in Jena wurde ich zum ersten Mahle vertraut damit. Boulet, der gute alte Boulet, war kein gemeiner Sprachmeister. Belesen in den beßten Schriftstellern seines Jahrhunderts, aus welchen er die schönsten Stellen ausgezeichnet hatte, wußte er seinen Unterricht mit Witz und Laune zu würzen, und sein glückliches Gedächtniß war unerschöpflich. Ihm verdanke ich die Vorliebe zu der französischen Sprache und den Producten der Franzosen.

Das Italiänische lernte ich von Herrn Valenti,

und machte durch ihn meine erste Bekanntschaft mit dem Ariost.

Auch in Jena blieb meine Liebe für die edle Schauspielkunst nicht ohne Nahrung; denn als ich dort ankam, fand ich bereits ein Liebhabertheater von Studenten errichtet, und es war natürlich mein erstes Bestreben, als Mitglied desselben aufgenommen zu werden. Die jungen Damen auf Akademien weigern sich auf solchen Studententheatern Rollen zu übernehmen, und ich glaube, sie thun recht wohl daran. Schlimm ist es freylich, daß man dadurch genöthiget wird, Jünglinge in Weibskleidern auftreten zu lassen; denn, obgleich bartlos, behalten sie doch immer ein sehr linkes Ansehen. Meiner Jugend wegen wurde auch ich zu Frauenzimmerrollen bestimmt, und ich kann nicht ohne Lachen daran denken, daß ich in den sechs Schüsseln die Frau von Schmerling im Reifrock, und außerdem noch so manche andere, zärtliche und naive Mädchenrolle gespielt habe.

Nebenher fuhr ich fort Reime zu schmieden, welche ich Gedichte zu nennen beliebte, und es widerfuhr mir im ersten Jahre meiner akademischen Laufbahn eine Demüthigung und eine Aufmunterung. Mit der ersteren verhielt es sich folgendergestalt.

Ich hatte, einem löblichen Nachahmungstrieb zufolge, es auch gewagt, Wieland nachzuahmen; denn weil seine Verse sich so leicht lesen ließen, so dachte ich, sie müßten auch leicht zu machen seyn. Ich reimte daher in zwey Tagen ein Wintermährchen zusammen, schrieb es am dritten Tage sauber ab, und sandte es am vierten mit der Post gerade an Wieland. Ich schrieb ihm dabey einen stolz-bescheidenen Brief, und

machte für mein Mährchen mit vieler Zuversicht Anspruch auf einen Platz im deutschen Merkur.

Man kann leicht denken, daß Wieland mehr zu thun hatte, als mir zu antworten. Das that mir zwar weh, indessen war ich doch bereit ihm zu verzeihen, wenn er mein Machwerk nur wirklich einrückte, ein Umstand an dem ich gar nicht zweifelte. Ich wartete daher zu Ende jedes Monaths mit der größten Ungeduld auf das neue Stück vom deutschen Merkur, und durchlief mit gierigem Auge das Inhaltsverzeichniß. In den ersten Monathen fehlgeschlagener Hoffnung, tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß Wieland mein Product nur auf kurze Zeit zurückgelegt habe, weil er zu reichlich mit Materialien versehen gewesen. Als aber ein viertel- und ein halbes Jahr verstrich, und immer noch kein Wintermährchen von der Sonne beschienen wurde, da war ich albern genug, mir einen Augenblick einzubilden, Wieland wollte mein aufkeimendes Talent unterdrücken. Ich bemäntelte meine Schwächen nicht; Dichterlinge spiegelt euch! — Zwey Jahre nachher, als ich etwas vernünftiger geworden war, sandte ich ihm abermahls ein Gedicht, Ralph und Guido, von einem bescheidenen, anonymen Briefe begleitet, und hatte das Vergnügen, es im nächsten Monathsstücke aufgenommen zu sehn.

Aber auch einer Aufmunterung erwähnte ich oben, die mir, um dieselbe Zeit, das traurige Schicksal meines Wintermährchens aus dem Gedächtniße gaukelte. Ein Student, Nahmens Gether, badete sich in der Saale und ertrank. Herr von Schüttdorf, der vertraute Freund des Unglücklichen, erregte allgemeines Mitleid durch seine tiefe Betrübniß. Ohne weder den

einen noch den andern zu kennen, machte ich ein Gedicht auf Gethers Tod, welches von einem geschmackvollen Tonkünstler, Nahmens Richard, componirt, und auf Schüttdorfs Veranstaltung gedruckt wurde. Man schmeichelte mir mit der Versicherung, daß es unter drey andern zu gleicher Zeit erschienenen Gedichten, das Beßte sey. Dieser Vorzug, und das unaussprechliche Vergnügen, mich zum ersten Mahle gedruckt zu sehen, vertilgten jene demüthigende Rückerinnerung; und ich wurde eifriger als jemahls ein Verehrer der Musen.

Das erste Jahr war verstrichen. Meine gute Schwester verheirathete sich nach Duisburg am Rhein.

Aus Liebe zu ihr, und damit sie nicht auf einmahl von allen ihren Verwandten und Bekannten verlassen seyn möchte, begleitete ich sie dahin mit dem Versprechen, ein Jahr auf dieser Duodezuniversität zuzubringen. Auf der Reise nach Duisburg wurde meine Einbildungskraft mit unzähligen neuen Bildern bereichert, denn ich sah Cassel mit allen seinen Kunstwerken, Frankfurt am Mayn, und endlich die herrlichen Naturscenen am Rhein, da wir uns auf einer Jacht einschiften, und in kleinen Tagereisen bis Cölln fuhren. Wer versuchen will, ob er Anlage zum Dichter hat, muß diese Reise unternehmen, und wenn ihm dann die poetische Ader nicht von selbst aufspringt, so thut er besser, den spröden Musen zu entsagen.

Eine drollige Anecdote muß ich hier einschalten. In Cassel wohnten wir zufälligerweise in einem Gasthofe mit dem Schauspieler Abt, der nähmliche, der einst durch den Tod Adams mich so stark erschüttert hatte, und nun in dieser Residenz sein Wesen trieb. Die Ehrfurcht, welche er mir damahls für seine Per-

ſeln einflößte, war noch nicht erloſchen, und ich vergaß Eſſen und Trinken, als ich ihn an der table d'hôte erblickte. Gerade an dieſem Tage ſollte Ariadne auf Naxos gegeben werden; er ſprach davon, bedauerte die Eingeſchränktheit des Raums, und die Dürftigkeit der Decorationen, beſonders klagte er über den Mangel einer Sonne. Plötzlich wandte ſich der ſchon graue Theſeus an meine Schweſter, die ſeinen Klagen ein gefälliges Ohr geliehen hatte, und ſagte mit einer Galanterie aus den alten Ritterzeiten: „wenn ſie ſich in den Hintergrund zu ſtellen belieben wollten, ſo könnten wir die Sonne entbehren.“ — Im Nu verſchwand durch dieſe Zauberformel eine ſtaunende Ehrfurcht; ich ſah ihn an, lachte, und aß mit gutem Appetit.

In Duisburg ging eine meiner erſten Sorgen dahin, ein Liebhabertheater zu errichten. Ich brachte auch mit leichter Mühe einen Haufen junger Leute zuſammen, die ſämmtlich Luſt hatten Hauptrollen zu ſpielen; aber weit ſchwerer hielt es, einen ſchicklichen Platz zu finden, um ein Theater aufzuſchlagen. Ein dicker Nebel von Vorurtheilen lag noch auf dieſer kleinen Grenzſtadt; die Wenigen, die Geſchmack beſaßen, hatten keine Säle zu vermiethen, und wer einen Saal hatte, wollte ihn nicht ſo ſündlich entweihen laſſen. Durch wen glaubt man wohl, daß uns aus dieſer Noth geholfen wurde? — durch die ehrwürdigen Patres des Minoritenkloſters!!! — Sie räumten uns höflich und willig ihren langen und ziemlich breiten Kreuzgang ein, beſuchten unſere Proben, ergötzten ſich an unſern Schwänken, und erzählten, wie ſie ſelbſt ehemahls bibliſche Geſchichten aufgeführt hätten. Uiberhaupt muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß

ich unter den katholischen Seelenhirten nie so viel geistlichen Dünkel angetroffen habe, als unter den Protestanten.

Im Kreuzgange des Minoritenklosters also, gaben wir zum Erstaunen, zur Freude und zum Scandal des Duisburger Publicums die Nebenbuhler. Seit die Welt steht, ist vielleicht nie ein so profanes Stück in einem Mönchskloster gespielt worden, und wer den ganzen Kreuzgang voll Damenskopfputz sah, mußte sich billig fragen: wo bin ich? ist es ein Traum? Das Lächerlichste bey der Geschichte war, daß ich, aus Mangel an Acteurs, zwey Rollen spielte — und welche? — Julie und den Junker Ackerland wo Julie mit diesem zusammen kommt, da hatte ich weislich Veränderungen angebracht. Ich spielte Geliebte im Amazonenhabit, und kleidete mich schnell um, wenn Potz Kinder und Wiegen! der tölpelhafte Landjunker auftreten sollte. So mußte jede Schwierigkeit meiner Theaterwuth weichen.

Noch immer war kein Funke von Originalität in meiner Seele. Ein Roman, den ich in Duisburg anfing, glich auf ein Haar Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. Ich kam damit nur bis auf den vierten Bogen. Ein Paar andere Producte hingegen vollendete ich wirklich, doch leider nur, um zwey neue Demüthigungen zu erfahren. Das erste war: der Ring, oder: Geiz ist eine Wurzel alles Uibels, ein Lustspiel in drey Acten. Auch hier lag ein abgenutzter Stoff zum Grunde. Ein Mädchen, das man für todt hält, wird, auf Verlangen des Bräutigams, mit einem kostbaren Ringe am Finger, ein Geschenk von ihm, begraben; in der Nacht kommt der

geitzige Vater die Leiche zu bestehlen, und sie erwacht. Ich hatte die Verwegenheit, das Stück an Schröder zu senden, der es mir mit einem höflichen Briefe zurückschickte, eben als ich mit mir selbst zu Rathe ging, wie groß das Honorarium wohl seyn müsse, das ich zu fordern gedachte. Ich zürnte auf Schröder, der seinen eigenen Vortheil nicht besser verstand, überwarf mich auch ein wenig mit der undankbaren dramatischen Muse, ließ sie im Stiche, und schrieb einen Roman von 8 oder 10 Bogen, der, nach meiner Meinung, dem Werther in Nichts nachstand, ja die Geschichte war noch weit schauerlicher; denn der Held stürzte sich von einem hohen Berge und wurde zerschmettert.

Weygand in Leipzig war damahls die Hebamme aller modischen Romane. Ihm sandte ich mein Product, und überließ ihm das Honorarium nach Verdienst zu bestimmen. Zwey Mahl in der Woche eilte ich auf das Posthaus, um die erseufzte Antwort abzuhohlen. Sie kam endlich, und da sie bloß in einem dünnen Briefe bestand, mir also das Manuscript nicht zurück geschickt wurde, so schloß ich daraus, ehe ich den Brief erbrach, daß mein Meisterwerk nothwendig bereits unter der Presse seyn müsse. Aber wie erschrack ich, als ich las: „daß Herr Weygand schon für einige Messen „mit Verlagsartikeln hinlänglich versehen sey, und daß „mein Manuscript mir sogleich wieder zu Diensten ste„he, wenn ich vorher die Güte haben würde, ihm das „Postgeld zu ersetzen;“ denn ich hatte im vollen Vertrauen auf die Güte meiner Waare, sie ihm unfrankirt zugeschickt, und er glaubte vermuthlich, ich würde aus väterlicher Zärtlichkeit nicht ermangeln, mein Kind einzulösen. Aber da irrte er sich. — Wie? mein

und machte durch ihn meine erste Bekanntschaft mit dem Ariost.

Auch in Jena blieb meine Liebe für die edle Schauspielkunst nicht ohne Nahrung; denn als ich dort ankam, fand ich bereits ein Liebhabertheater von Studenten errichtet, und es war natürlich mein erstes Bestreben, als Mitglied desselben aufgenommen zu werden. Die jungen Damen auf Akademien weigern sich auf solchen Studententheatern Rollen zu übernehmen, und ich glaube, sie thun recht wohl daran. Schlimm ist es freylich, daß man dadurch genöthiget wird, Jünglinge in Weibskleidern auftreten zu lassen; denn, obgleich bartlos, behalten sie doch immer ein sehr linkes Ansehen. Meiner Jugend wegen wurde auch ich zu Frauenzimmerrollen bestimmt, und ich kann nicht ohne Lachen daran denken, daß ich in den sechs Schüsseln die Frau von Schmerling im Reifrock, und außerdem noch so manche andere, zärtliche und naive Mädchenrolle gespielt habe.

Nebenher fuhr ich fort Reime zu schmieden, welche ich Gedichte zu nennen beliebte, und es widerfuhr mir im ersten Jahre meiner akademischen Laufbahn eine Demüthigung und eine Aufmunterung. Mit der ersteren verhielt es sich folgendergestalt.

Ich hatte, einem löblichen Nachahmungstrieb zufolge, es auch gewagt, Wieland nachzuahmen; denn weil seine Verse sich so leicht lesen ließen, so dachte ich, sie müßten auch leicht zu machen seyn. Ich reimte daher in zwey Tagen ein Wintermährchen zusammen, schrieb es am dritten Tage sauber ab, und sandte es am vierten mit der Post gerade an Wieland. Ich schrieb ihm dabey einen stolz-bescheidenen Brief, und

machte für mein Mährchen mit vieler Zuversicht Anspruch auf einen Platz im deutschen Merkur.

Man kann leicht denken, daß Wieland mehr zu thun hatte, als mir zu antworten. Das that mir zwar weh, indessen war ich doch bereit ihm zu verzeihen, wenn er mein Machwerk nur wirklich einrückte, ein Umstand an dem ich gar nicht zweifelte. Ich wartete daher zu Ende jedes Monaths mit der größten Ungeduld auf das neue Stück vom deutschen Merkur, und durchlief mit gierigem Auge das Inhaltsverzeichniß. In den ersten Monathen fehlgeschlagener Hoffnung, tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß Wieland mein Product nur auf kurze Zeit zurückgelegt habe, weil er zu reichlich mit Materialien versehen gewesen. Als aber ein viertel- und ein halbes Jahr verstrich, und immer noch kein Wintermährchen von der Sonne beschienen wurde, da war ich albern genug, mir einen Augenblick einzubilden, Wieland wollte mein aufkeimendes Talent unterdrücken. Ich bemäntelte meine Schwächen nicht; Dichterlinge spiegelt euch! — Zwey Jahre nachher, als ich etwas vernünftiger geworden war, sandte ich ihm abermahls ein Gedicht, Ralph und Guido, von einem bescheidenen, anonymen Briefe begleitet, und hatte das Vergnügen, es im nächsten Monathsstücke aufgenommen zu sehn.

Aber auch einer Aufmunterung erwähnte ich oben, die mir, um dieselbe Zeit, das traurige Schicksal meines Wintermährchens aus dem Gedächtniße gaukelte. Ein Student, Nahmens Gether, badete sich in der Saale und ertrank. Herr von Schüttdorf, der vertraute Freund des Unglücklichen, erregte allgemeines Mitleid durch seine tiefe Betrübniß. Ohne weder den

einen noch den andern zu kennen, machte ich ein Gedicht auf Gethers Tod, welches von einem geschmackvollen Tonkünstler, Nahmens Richard, componirt, und auf Schüttdorfs Veranstaltung gedruckt wurde. Man schmeichelte mir mit der Versicherung, daß es unter drey andern zu gleicher Zeit erschienenen Gedichten, das Beßte sey. Dieser Vorzug, und das unaussprechliche Vergnügen, mich zum ersten Mahle gedruckt zu sehen, vertilgten jene demüthigende Rückerinnerung; und ich wurde eifriger als jemahls ein Verehrer der Musen.

Das erste Jahr war verstrichen. Meine gute Schwester verheirathete sich nach Duisburg am Rhein.

Aus Liebe zu ihr, und damit sie nicht auf einmahl von allen ihren Verwandten und Bekannten verlassen seyn möchte, begleitete ich sie dahin mit dem Versprechen, ein Jahr auf dieser Duodezuniversität zuzubringen. Auf der Reise nach Duisburg wurde meine Einbildungskraft mit unzähligen neuen Bildern bereichert, denn ich sah Cassel mit allen seinen Kunstwerken, Frankfurt am Mayn, und endlich die herrlichen Naturscenen am Rhein, da wir uns auf einer Jacht einschiften, und in kleinen Tagereisen bis Cölln fuhren. Wer versuchen will, ob er Anlage zum Dichter hat, muß diese Reise unternehmen, und wenn ihm dann die poetische Ader nicht von selbst aufspringt, so thut er besser, den spröden Musen zu entsagen.

Eine drollige Anecdote muß ich hier einschalten. In Cassel wohnten wir zufälligerweise in einem Gasthofe mit dem Schauspieler Abt, der nähmliche, der einst durch den Tod Adams mich so stark erschüttert hatte, und nun in dieser Residenz sein Wesen trieb. Die Ehrfurcht, welche er mir damahls für seine Per-

fon einflößte, war noch nicht erloschen, und ich vergaß Essen und Trinken, als ich ihn an der table d'hôte erblickte. Gerade an diesem Tage sollte Ariadne auf Naxos gegeben werden; er sprach davon, bedauerte die Eingeschränktheit des Raums, und die Dürftigkeit der Decorationen, besonders klagte er über den Mangel einer Sonne. Plötzlich wandte sich der schon graue Theseus an meine Schwester, die seinen Klagen ein gefälliges Ohr geliehen hatte, und sagte mit einer Galanterie aus den alten Ritterzeiten: „wenn sie sich in den Hintergrund zu stellen belieben wollten, so könnten wir die Sonne entbehren." — Im Nu verschwand durch diese Zauberformel eine staunende Ehrfurcht; ich sah ihn an, lachte, und aß mit gutem Appetit.

In Duisburg ging eine meiner ersten Sorgen dahin, ein Liebhabertheater zu errichten. Ich brachte auch mit leichter Mühe einen Haufen junger Leute zusammen, die sämmtlich Lust hatten Hauptrollen zu spielen; aber weit schwerer hielt es, einen schicklichen Platz zu finden, um ein Theater aufzuschlagen. Ein dicker Nebel von Vorurtheilen lag noch auf dieser kleinen Grenzstadt; die Wenigen, die Geschmack besaßen, hatten keine Säle zu vermiethen, und wer einen Saal hatte, wollte ihn nicht so sündlich entweihen lassen. Durch wen glaubt man wohl, daß uns aus dieser Noth geholfen wurde? — durch die ehrwürdigen Patres des Minoritenklosters!!! — Sie räumten uns höflich und willig ihren langen und ziemlich breiten Kreuzgang ein, besuchten unsere Proben, ergötzten sich an unsern Schwänken, und erzählten, wie sie selbst ehemahls biblische Geschichten aufgeführt hätten. Uiberhaupt muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß

ich unter den katholischen Seelenhirten nie so viel geistlichen Dünkel angetroffen habe, als unter den Protestanten.

Im Kreuzgange des Minoritenklosters also, gaben wir zum Erstaunen, zur Freude und zum Scandal des Duisburger Publicums die Nebenbuhler. Seit die Welt steht, ist vielleicht nie ein so profanes Stück in einem Mönchskloster gespielt worden, und wer den ganzen Kreuzgang voll Damenskopfputz sah, mußte sich billig fragen: wo bin ich? ist es ein Traum? Das Lächerlichste bey der Geschichte war, daß ich, aus Mangel an Acteurs, zwey Rollen spielte — und welche? — Julie und den Junker Ackerland wo Julie mit diesem zusammen kommt, da hatte ich weislich Veränderungen angebracht. Ich spielte Geliebte im Amazonenhabit, und kleidete mich schnell um, wenn Potz Kinder und Wiegen! der tölpelhafte Landjunker auftreten sollte. So mußte jede Schwierigkeit meiner Theaterwuth weichen.

Noch immer war kein Funke von Originalität in meiner Seele. Ein Roman, den ich in Duisburg anfing, glich auf ein Haar Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. Ich kam damit nur bis auf den vierten Bogen. Ein Paar andere Producte hingegen vollendete ich wirklich, doch leider nur, um zwey neue Demüthigungen zu erfahren. Das erste war: der Ring, oder: Geiz ist eine Wurzel alles Uibels, ein Lustspiel in drey Acten. Auch hier lag ein abgenutzter Stoff zum Grunde. Ein Mädchen, das man für todt hält, wird, auf Verlangen des Bräutigams, mit einem kostbaren Ringe am Finger, ein Geschenk von ihm, begraben; in der Nacht kommt der

geitzige Vater die Leiche zu bestehlen, und sie erwacht. Ich hatte die Verwegenheit, das Stück an Schröder zu senden, der es mir mit einem höflichen Briefe zurückschickte, eben als ich mit mir selbst zu Rathe ging, wie groß das Honorarium wohl seyn müsse, das ich zu fordern gedachte. Ich zürnte auf Schröder, der seinen eigenen Vortheil nicht besser verstand, überwarf mich auch ein wenig mit der undankbaren dramatischen Muse, ließ sie im Stiche, und schrieb einen Roman von 8 oder 10 Bogen, der, nach meiner Meinung, dem Werther in Nichts nachstand, ja die Geschichte war noch weit schauerlicher; denn der Held stürzte sich von einem hohen Berge und wurde zerschmettert.

Weygand in Leipzig war damahls die Hebamme aller modischen Romane. Ihm sandte ich mein Product, und überließ ihm das Honorarium nach Verdienst zu bestimmen. Zwey Mahl in der Woche eilte ich auf das Posthaus, um die erseufzte Antwort abzuhohlen. Sie kam endlich, und da sie bloß in einem dünnen Briefe bestand, mir also das Manuscript nicht zurück geschickt wurde, so schloß ich daraus, ehe ich den Brief erbrach, daß mein Meisterwerk nothwendig bereits unter der Presse seyn müsse. Aber wie erschrack ich, als ich las: „daß Herr Weygand schon für einige Messen „mit Verlagsartikeln hinlänglich versehen sey, und daß „mein Manuscript mir sogleich wieder zu Diensten stehe, wenn ich vorher die Güte haben würde, ihm das „Postgeld zu ersetzen;“ denn ich hatte im vollen Vertrauen auf die Güte meiner Waare, sie ihm unfrankirt zugeschickt, und er glaubte vermuthlich, ich würde aus väterlicher Zärtlichkeit nicht ermangeln, mein Kind einzulösen. Aber da irrte er sich. — Wie? mein

tern. Einige Monathe nachher nahte das feyerliche Examen heran, wo Lehrer und Schüler ihr Bestes thaten, um vor einem zahlreichen Auditorio zu glänzen. Musäus wollte denn auch, zur Recreation der gestrengen Herren Examinatoren, einige Gedichte declamiren lassen, und forderte besonders diejenigen dazu auf, die eigne Arbeiten zu liefern im Stande waren. Als die Reihe an mich kam, und er mich fragte: womit ich aufzutreten gedächte? war ich flugs mit der Antwort fertig: mit meiner Ballade.

„Welche Ballade?"

„Ey, die nähmliche, die Herr Professor vor einigen Monathen so sehr lobten." — Ich sprach das mit einer Zuversicht und Selbstgenügsamkeit, die Musäus durchaus nicht leiden konnte.

„Ach was! bleibe Er mit seiner dummen Ballade „vom Halse! ich habe das alberne Ding schon längst „vergessen. Mache Er was Neues, was Vernünftiges!"

Ich stand versteinert. Das Gebäude meiner Eitelkeit sank in Trümmern, die Schaam weinte über den Ruinen. Was war zu thun? ich mußte aufstehn von meinen welken Lorbeern, auf denen ich so sanft geschlummert hatte, und mir einen frischen Kranz zu verdienen suchen. Es gelang mir auch. Ich wählte aus Millers moralischen Schilderungen die Geschichte des unnatürlichen Sohnes, der seinen Vater eingesperrt hält. Einst, als zahlreiche Gäste auf dem Schlosse des Bösewichts ein Freudenfest verherrlichen, wird einer derselben, aus Mangel an Platz, in ein entlegenes Zimmer auf einem einsamen Gange gebettet. Um Mitternacht sieht er ein langbärtiges Gespenst herein wanken, mit Ketten beladen, welches sich dem Kamine nä-

hert, die übrigen Kohlen zusammenscharrt, und seine zitternden Hände darüber wärmt. Der Gast erkennt seinen alten Freund, den Vater des Wirths, den seine Wächter, bey dem allgemeinen Taumel im Schloß, nicht sorgfältig genug gehüthet hatten. Diese schreckliche, aber leider wahre Geschichte, brachte ich in Verse, und erwarb mir abermahls den Beyfall meines Lehrers.

Außer den Schulstunden, genoß ich seinen Unterricht noch in manchen andern Dingen, und diese Privatstunden hatten einen großen Vorzug vor jenen, denn dort war es nur auf Geistesbildung angesehn, hier lernte ich sein gutes Herz kennen, seine häuslichen Tugenden lieben, sein vortreffliches Muster nachahmen. Täglich wuchs meine zärtliche Achtung für ihn, ob er gleich zuweilen sehr strenge gegen mich war.

In Secunda war es, wo ich abermahls einen dramatischen Versuch wagte, und zwar wählte ich zu meinem Stoff die Verschwörung des Catilina. Ich schuf daraus ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, welches ungefähr einen halben Bogen lang seyn mochte. Als es fertig war, wendete ich mich an einen meiner erwachsenen Mitschüler, Nahmens Hügel, der in der Classe für einen schönen Geist galt. Ich bath ihn demüthig, mein Produkt zu lesen, und seine Bemerkungen am Ende anzuhängen. Er that es, und sein Urtheil war wörtlich folgendes:

„Recht gut, nur kann man denjenigen, den man „Herr nennt, nicht zugleich dutzen."

Schnell sank die hohe Achtung, die ich für den sogenannten schönen Geist gehegt hatte, bis zum Mitleid herab. Da ich so manches Stück im römischen

und griechischen Kostum hatte aufführen sehn, so wußte ich nur zu gewiß, daß das Dutzen der Könige und Herren erlaubt und gebräuchlich sey. Ich machte daher den Schluß: hat der große Hügel nichts anders an meinem Trauerspiele auszusetzen gewußt, so folgt daraus, daß es ganz tadellos ist. Wäre Eckhof noch in Weimar gewesen, gewiß hätte ich es ihm in Demuth überreicht, und ihn gebethen, die Rolle des Cicero zu übernehmen.

Am besten gelangen mir noch immer kleine Gedichte, in welchen Empfindung herrschte. So erinnere ich mich noch mit wehmüthigem Vergnügen einiger Verse auf den Geburtstag meiner guten Mutter. Unser Musikmeister hatte sie componirt, meine Schwester spielte das Clavier und sang, ich blies die Flöte, der Lehrer accompagnirte auf dem Basse. Wir hatten diese Art von Cantate ganz heimlich gelernt und überraschten meine Mutter damit am Morgen ihres Wiegenfestes.

In jenem Alter, wo der Geist, gleich einem jungen Bäumchen, sich mit jedem Winde beugt, ist alles was wir hervorbringen Nachahmung, und ich bin überzeugt; daß kein origineller Gedanke aus dem Kopfe eines Menschen kommen kann, ehe und bevor er im Stande ist, sein Geschlecht fortzupflanzen. Alles was ich damahls schuf, war immer nur Nachahmung meiner letzten Lectüre. Die Brandesschen Schauspiele, zum Exempel, gefielen, denn auf der öden Steppe unserer dramatischen Litteratur war man froh ein Blümchen zu finden, wenn es auch nur ein blasses Veilchen war. Ich schrieb ein Lustspiel, Ende gut Alles gut, welches, wo ich nicht irre, viel Aehnlichkeit mit dem Grafen von Olsbach hatte; auch eine Frau

Wattel, ganz nach der Frau Wandeln gebildet, kam darinn vor. Göthe besuchte damahls oft unser Haus — er hörte von meinem Lustspiel, und war so herablassend, oder so höflich, sich das Ding zum Durchlesen auszubitten. Er machte meiner Mutter durch diesen Wunsch eine große Freude, und das war auch wohl seine Absicht. Ich habe nachher nichts wieder davon gehört oder gesehn, würde es ihm auch sehr verargen, wenn er seine Zeit damit verdorben hätte.

Indessen war dieser geistreiche Mann in meinem Knabenalter doch immer sehr gütig gegen mich. Er erlaubte mir, in seinem Garten Vögel in Schlingen zu fangen, denn ich war damahls schon ein leidenschaftlicher Jäger. Wenn ich nun des Morgens um sechs Uhr, auch wohl noch früher, hinauswanderte, um zu sehen, ob ich einen Krammtsvogel oder ein Rothkehlchen erbeutet hätte, so kam er oft zu mir herab, unterhielt sich freundlich mit mir, und munterte mich auf zum Fleiße. Er hat das vermuthlich schon längst vergessen, ich aber werde es nie vergessen; denn jedes seiner Worte war mir höchst merkwürdig, und machte einen tiefern Eindruck auf mich, als die schulgerechten Ermahnungen meines Conrectors.

Göthe hatte damahls sein allerliebstes kleines Stück die Geschwister geschrieben. Es wurde auf dem Privattheater zu Weimar aufgeführt, er selbst spielte den Wilhelm, meine Schwester die Marianne, und mir — mir wurde die wichtige Rolle des Postillons zu Theil! Man denke sich meine stolze Freude, als es mir zum ersten Mahl erlaubt war, vor einem großen Publikum die Bühne zu betreten. Ich fragte alle Men-

mich damahls beschäftigte, in diese Bibliothek einrücken. *)

Im Jahre 1782 entwarfen einige meiner Freunde, die Einfluß bey Hofe hatten, den Plan, mir einen gewissen Posten zu verschaffen, und meinten, ich würde ihnen ihre Bemühungen sehr erleichtern, wenn ich ein Bändchen Fabeln und Erzählungen für junge Fürsten schriebe, und solches dem jungen Großfürsten widmete. Ich hatte zwar nie Beruf oder Neigung für diese Dichtungsart gefühlt, da sie aber ein Vehikel zu meiner künftigen Beförderung werden

*) Mein Schicksal bekam jetzt durch den Tod des Generalingenieur von Bawr eine neue Wendung. Dieser würdige Greis hatte mich noch vor seinem Tode der Kaiserinn als einen geschickten jungen Deutschen empfohlen, den man weiter befördern könnte. Auf diese Empfehlung erhielt ich bald darauf den Rang eines Titularrathes, und das Versprechen, in Kurzem einem größern Posten zu erhalten. Man traf damahls verschiedene neue Einrichtungen in Justizsachen, vorzüglich in den Provinzen, wozu man sich gern der Deutschen bediente. Ich ward für die neuerrichtete Statthalterschaft Reval vorgeschlagen, und empfing auch bald darauf die Würde eines Ober-Apellations-Assessors bey dem dasigen Magistrat. Zwey Jahre bekleidete ich hier diesen Posten, ohne daß sich in meinem Leben etwas Besonderes zugetragen hätte, das bekannt geworden wäre, bis ich im Jahre 1785 von dem General-Gouverneur, Grafen Browne zum Präsidenten des Gouvernements-Magistrats empfohlen und erhoben wurde, eine Würde, welche in Rußland, wo auch alle Civilposten einen militärischen Rang haben, den Rang eines Oberstlieutenants hat.

sollte, so beschloß ich, den Versuch zu wagen. Ich theilte diesen Entschluß meinem Verleger in Petersburg mit, einem guten Manne, der von meinen geringen Talenten enthusiastisch eingenommen war. Er versprach ohne Bedenken diese Fabeln mit typographischem Prunk drucken zu lassen, und konnte die Zeit nicht erwarten, bis er den ersten Bogen in Empfang nahm. Fast täglich überlief er mich, riß mir die noch nassen Blätter weg, ließ sie auf das schönste Velinpapier drucken, und zu jeder Fabel, wenn sie auch nur eine Octavseite einnahm, einen Kupferstich verfertigen. So wurden in der größten Geschwindigkeit die ersten vier Bogen vollendet, die er mir mit einer triumphirenden Miene brachte, und die auch, was äußern Schmuck betraf, einen solchen Triumph wohl rechtfertigten.

Aber wie erschrack ich, als ich meine Fabeln nun wieder durchging, und mir selbst gestehen mußte, daß auch nicht eine einzige darunter sey, welche mehr als mittelmäßig genannt zu werden verdiente. Ich sah nun wohl ein, daß ich für diese Gattung von Gedichten nur deßhalb keinen Trieb verspürt hatte, weil mir das Talent dazu mangelte, und ich beschloß daher kurz und gut, dem Verleger alle seine Kosten zu ersetzen, und die vier Bogen in ewige Vergessenheit zu begraben.— Der Rücklauf dieser Fabeln kostete mich einige hundert Rubel; aber meine Eigenliebe keinen Seufzer.

Ich komme nunmehr zu meinen Aufenthalt in Reval. Den ersten Sommer verlebte ich größtentheils in den lieblichen Schattengängen des Lustschlosses Katharinenthal, und las mehr als ich schrieb. Im Herbst besuchte ich zum ersten Mahle die häßliche, Wald- und Morastreiche Gegend von Kiekel, die durch den Zau-

berstab der Freundschaft, durch die milde Wärme der Herzensgüte, zum Paradiese umgeschaffen wurde. Ihr guten, vortrefflichen Menschen! in eurem Cirkel habe ich gelernt, daß man glücklicher lebt, wenn draußen die Wölfe heulen und die Bären brummen, als wenn Heuchler und Zungendrescher an die Thüre klopfen. — Eure Wälder wurden von Raubthieren bewohnt; aber die Verleumdung war nicht darunter; Kröten und Unken krochen in euren Morästen herum; aber der Neid gesellte sich nicht zu ihnen. Spät blühte die Linde, noch später entfaltete sich die Rose; aber Unschuld und Freude waren perennirende Pflanzen. Karg gab der Boden seine Früchte; aber die Wohlthätigkeit bedarf keines Füllhorns; ein Groschen ist eine reiche Gabe, wenn eine mitleidige Thräne ihn netzt. — Geflügelte Zeit! zerstreue, wenn du willst, meine dürftigen Blätter in alle Winde! — nur diese eine — auf welchem die Nahmen Friedrich und Sophie Helene Rosen glänzen — nur dieses eine laß unberührt! denn du würdest es rauben von dem Altar der Sittlichkeit und Tugend, auf dem ich es dankbar niederlege.

Hier lernte ich auch ein braves, gefälliges und unschuldiges Mädchen, voll edlen Gefühls und hoher Herzensgüte, sanft, wie der Genius des weiblichen Geschlechts, und unbescholten, wie die Tugend selbst, kennen; unsere beyderseitigen Neigungen verstanden sich, und sie ward — meine Gattinn. Friederike klettete sich mit noch festern Banden an mich, da sie mir das erste Pfand ihrer Liebe, einen holden Knaben, einen lieben Wilhelm schenkte. Ich gab ihr in der Vorrede zu meiner Flucht nach Paris folgendes Zeugniß: „Sie war

so sehr, so unaussprechlich gut, nicht nach Grundsätzen, sondern sie meinte, es könne nicht anders seyn. Ihre Empfindungen waren immer edel, denn es war kein Plätzchen in ihrem Herzen, eine unedle Empfindung zu herbergen; aber bey jedem sanften, guten Tone klang ihre reingestimmte Seele immer mit. Herz und Hand meiner Friderike waren für Nothleidende immer offen, sie gab gern, und gab wie man geben soll, wie eine Schwester dem Bruder gibt.

Noch ist es kein Jahr, daß ich mir den Scherz erlaubte, ihr am ersten Aprill einen kritzlichen, unleserlichen Brief zu schreiben, als komme er von einer armen Witwe, die mit ein Paar halb nackten Kindern, in einer ziemlich weiten Entfernung von der Stadt, auf einem kalten Boden verschmachte, und ihre Hülfe anflehn. Es war ein kalter, windiger Tag, meine gute Friederike war damahls nicht einmahl ganz gesund, aber sie suchte in Eil alte Wäsche und Kleider zusammen, und ließ anspannen. Ich lief voraus an den bezeichneten Ort, ich sahe den Wagen von weitem kommen, er hielt still vor einem Hause am Ende der Vorstadt. Ich erschrack, und glaubte meinen Scherz verrathen. Ach nein! sie war ausgestiegen um Semmeln zu kaufen für die hungerigen Kinder, welche sie anzutreffen glaubte. So trat sie in das ihr bezeichnete Haus, mit einem Bündelchen Wäsche, einem Schnupftuch voll Semmeln, und zwey Rubeln zwischen den Fingern, halb erfroren, und doch weniger unwillig über meinen grausamen Muthwillen, als darüber, daß sie wieder wegfahren sollte, ohne eine gute That vollbracht zu haben. In Gottes Augen war sie vollbracht! —

Ich glaubte vormahls, ich hätte meinen größten

könnte eine Anecdote von ihm erzählen, die den Leser in Erstaunen setzen, und ihn zwingen würde, sich vor seinem Aschenkruge nieder zu stürzen. Ich würde es thun, wenn die darin verflochtenen Personen, die mich allein verstehen, nicht noch lebten. Genug! mein Enthusiasmus für ihn war kein Verbrechen; aber eine fremde Hand vergiftete die edle Quelle, ich schöpfte, und — leerte den Becher selbst! — ja mir — mir allein hat jene gehässige Begebenheit geschadet, und es ist mir tröstlich, das Solamen miserum nicht auf mich anwenden zu können.

Als meine Kränklichkeit mich zum zweyten Mahle zu den wohlthätigen Quellen von Pyrmont führte, da ließ ich meine theure Gattinn, welche bereits eine fünf monathliche Bürde trug, in Weimar zurück. Jeder ihrer Briefe — sie schrieb mir wöchentlich zwey Mahl und ich ihr vier Mahl — jeder ihrer Briefe enthielt frohe beruhigende Nachrichten. Sie war gesund, heiter, und hatte keinen andern Wunsch, als nur mich bald wieder in ihre Arme zu schließen. Wie herzlich theilte ich diesen Wunsch mit ihr! Wie hastig entschlüpfte ich dem medicinischen Joche, und flog an ihr Herz! Es war im Anfange des Septembers. In Gotha trafen wir uns. Sie war mir bis dahin entgegen gefahren. Unser Wiedersehen, unsere erste Umarmung, das Plätzchen vor dem Gasthofe zum Mohren, wo dieß geschah; meine Freude über ihr blühendes Aussehen, ihre vollen Wangen; über die Heiterkeit, die aus ihren Augen blitzte — ach! alles das, so gern meine Phantasie dabey verweilt, so rasch und lebhaft sie mir jene süßen Bilder hinzaubert, so träge und unbehülflich ist meine Sprache, die lieblichen Züge aufzuhaschen, und so

wieder zu geben, wie sie da vor meinem geistigen Auge stehen.

Noch zwey Monathe verflossen. Ohne Bangigkeit sahen wir den nahen Zeitpunct entgegen, der ein neues Pfand der Liebe uns geben sollte. Ich that alles, was in meinen Kräften stand, um die Gefahr dieses Augenblicks zu mindern. Der schöne Herbst begünstigte meine Absichten. Oft zog ich mit sanfter Gewalt meine zuweilen ein wenig phlegmatische Friederike aus dem Zimmer, um einen Spaziergang mit mir in dem herrlichen Park bey Weimar zu machen. Sie liebte diesen reitzenden Aufenthalt, sie ging gern dahin. Da sind wir fast täglich Arm in Arm herumgewandelt, da haben wir geschwatzt, Schlösser in die Luft gebaut, die Zukunft errathen, die Vergangenheit gemustert, und die Gegenwart genossen. Oder wir kosten mit unsern abwesenden Freunden, dachten und erriethen, was sie wohl in diesem Augenblicke thäten oder trieben, was und wann sie uns schreiben, wo und wann wir sie wieder sehen würden. Dort in der Hütte von Baumrinden, dort am Wasserfalle, dann oben auf dem Berge, wo die drey Säulen stehen, und weiter hin, wo man die Wiese im Thale wie eine Schaubühne übersieht — o! möge jeder schöne Morgen den erquickendsten Thau auf euch herabträufeln, ihr Blumen und Bäume! die ihr Zeugen meines Glückes waret! wachse frisch und lustig du grüner Rasen, den der Fuß meiner Gattinn betrat, wo mein Wilhelm Burzelbäume vor uns her schlug, und meine Friedericke lächelnd ihm nachsahe, wenn der kleine Hund die ungewöhnliche Gestalt mit komischen Eifer anbellte. Nie wird ein glücklicheres Paar dich betreten, reitzender Garten!

Oft fuhren wir nach Belvedere oder Tieffurth, Lustschlösser bey Weimar. Dort setzten wir uns ins Grüne unter die Bäume, und aßen eine frische Milch, und meine Friederike freute sich, daß es noch so warm sey hier zu Lande, und daß man im October noch den Schatten suchen müsse; wenn man bey uns den Ofen sucht. Die kleinen Ausfahrten bekamen ihr immer so wohl, alles war schön und gut.

Nach vier Wochen vor ihrer Niederkunft nahm ich sie mit auf die Leipziger-Messe. Nie habe ich sie munterer gesehen als damahls. Als wir wieder nach Hause fuhren, versicherte sie mich, sie sey in ihren Leben nicht so vergnügt gewesen. — O welche größere Wollust gibt es auf der Welt! als die, der Geliebten eine Freude zu machen!

So rückte unter steten Ergötzungen und Abwechselungen der Augenblick heran, den zu fürchten, wir weit entfernt waren. Meine Frau genoß einer ununterbrochenen Gesundheit, ihre einzige Arzeney waren Erdbeeren, und seit ihren Aufenthalt in Weimar hatte sie die Apotheke nicht um einen Dreyer bereichert.

Die erseufzte Stunde kam endlich. Am 11. November wurde meine geliebte Gattinn des Morgens früh, glücklich und leicht von einer Tochter entbunden. Sie befand sich in den ersten drey Tagen ausserordentlich wohl, war munter und vergnügt, scherzte, lachte, lobte die Hebamme; versicherte ein solches Wochenbette sey nur Spas, sie habe sich noch nie so wohl befunden, habe noch nie gleich in den ersten Tagen nach ihrer Niederkunft Lust zum Essen gehabt, kurz, der Berg schien überstiegen, die kleine Wolke, die den Horizont vor uns getrübt hatte, war über uns hingezogen, so

wähnten wir — ach! und wer war froher als ich! die ganze Schöpfung war mein und ich war König darin. Ich ahnete nicht, daß es die letzten frohen Tage meines Lebens wären!

Am 14ten war sie krank. Wir schoben die Schuld auf das gewöhnliche Milchfieber und blieben ruhig. Die Natur erleichterte sich auf verschiedenen Wegen. Am 15ten war sie wieder recht wohl. Noch sehe ich sie, wie ich des Morgens früh um 5 Uhr leise in ihr Zimmer trat, und ein wenig besorgt nach ihrem Bette hinschielte, weil ich sie Abends vorher verdrüßlich und leidend verlassen hatte. Sie streckte mir lächelnd beyde Arme entgegen und richtete sich auf. O seliger Augenblick! — ich las ihr nachher eine Scene aus einem Schauspiele vor, das ich eben unter der Feder hatte, denn ihr Lob oder Tadel, ihr unverdorbenes Gefühl war immer der Prüfstein meiner Arbeiten. Was ihrem Auge keine Thräne entlockte, das strich ich weg.

Sie hörte auch an diesem Morgen mir gern zu wie immer, sie sprach darüber wie sonst, ihr Geist war völlig heiter und unbewölkt. Ach! ich werde das Stück, zu welchem diese Scene gehört, wohl nie vollenden, ich erschrecke, wenn mir das Blatt in die Hand fällt, ich fürchte mich davor, es kommt mir vor, als sey es ein Verbrechen, weiter daran zu schreiben, auch könnte ich es nicht für alle Schätze der Welt! da wo ich zu lesen aufhörte, wo sie mir freundlich zunückte, wie könnte ich da fortfahren! was könnte ich da anders denken als ihr leztes freundliches Nücken! —

Am 16ten klagte sie über große Mattigkeit. Von diesem Tage an verschlimmerte sich ihr Zustand. Ich fing

der Uebrigen schließen. Die Einnahmen waren schlecht, und die Bühne bereits ihrem Untergange nahe, als der intrigante Fiala sich an den General Bawr wandte, ihn, als einen Deutschen beschwor, sich der deutschen Kunst, die nach Brod ging, anzunehmen, und durch seinen Entschluß zu bewirken, daß die Kaiserinn das deutsche Theater aufnehme. Es geschah. Bawr erhielt die Direction. Von nun an lebte ich wieder in meinem Elemente.

Ich schrieb ein Trauerspiel in fünf Acten: Demetrius, Czaar von Moscau. Der Stoff ist aus der bekannten Geschichte des wahren oder falschen Demetrius genommen, der, der Sage nach, als Kind zu Uglitsch ermordet wurde, plötzlich aber, von den Pohlen unterstützt, zum Vorschein kam, und den Heuchler Boris Godunow entthronte. Man bemerke, daß selbst die besten Geschichtschreiber über die Frage: ob dieser Demetrius ein Betrüger gewesen? getheilt sind. Wenigstens erweckt es ein günstiges Vorurtheil für ihn, daß die leibliche Mutter des vermeintlich ermordeten Knaben, diesen sogenannten Abentheurer bey der ersten Zusammenkunft, in Gegenwart einer zahllosen Menge Volks, unter heißen Freudenthränen für ihren Sohn erkannte. Zwar ist es leider nur allzuwahr, daß der Politik oft das Meisterstück gelungen ist, auch die Mutterliebe zu unterjochen, und daß Maria Feodorowna vielleicht aus Eigennutz oder Haß gegen den Usurpator jene Zähren erkünstelte; aber dem sey wie ihm wolle, meine Convenienz als Dichter brachte es mit sich, den Helden der Geschichte nicht als Betrüger erscheinen zu lassen.

Als mein Stück fertig war, las ich es in einem

kleinen ausgewählten Cirkel. Der damahlige preußische Gesandte am russischen Hofe und der Präsident der Akademie der Künste zu Petersburg, Männer von geläutertem Geschmack, wohnten der Vorlesung bey. — Das Stück wurde gebilligt, vermuthlich aus nachsichtsvoller Güte, wie ich nun wohl einsehe; denn ich würde es jetzt nicht wagen, es auf die Bühne zu bringen. General Bawr befahl, es aufzuführen, und ließ herrliche Decorationen und kostbare Kleider im alt russischen Costum dazu verfertigen.

Da die Kaiserinn selbst ihm die unabhängige Direction des Theaters anvertraut hatte, so hielt er es für überflüssig, das Manuscript vorher der Censur zu übergeben, und die Vernachlässigung hätte beynahe meine ganze Freude zu Wasser gemacht; denn als der Tag zur Aufführung bestimmt, und das Stück bereits in allen Zeitungen angekündigt war, sandte eines Morgens der Obervolizeymeister auf das Theater, und ließ es verbiethen. Der bestürzte Fiala lief zum General Bawr, der General Bawr fuhr zum Oberpolizeymeister, ihn von der Unschuld des Inhalts zu versichern. Aber — es existirte eine mir unbekannte Ukase von Peter dem Großen, welche diesen Demetrius ausdrücklich für einen Betrüger erklärte, und diese Ukase war offenbar überzeugender, als die Freudenthränen seiner Mutter. Wie durfte ich es also wagen, meinen Helden unter dem Titel: Czaar von Moscau vor das Publikum zu stellen? — Aus Achtung für den General Bawr gab der Polizeymeister zwar die Aufführung endlich nach; aber er sandte einen Officier zu mir, mit dem Bedeuten: mein Stück wenigstens dahin abzuändern, daß dieser Demetrius öffentlich vor allem Volke

entlarvt, und als ein abgefeimter Betrüger anerkannt werde. Vergebens demonstrirte ich den Officier, daß er eben so gut das ganze Trauerspiel in's Feuer werfen könne; er bestand darauf, ich solle nur diesen einzigen kleinen Umstand ändern. Der General legte sich abermahls ins Mittel, und man begnügte sich endlich mit einer feyerlich von mir ausgestellten Erklärung, daß ich, für meine Person, der hohen Ukase gemäß, völlig von der Betrügerey des Demetrius überzeugt sey, und daß die Freyheit, welche ich mir in meinem Schauspiele genommen, bloß eine licentia poetica gewesen.

So wurde es denn wirklich, trotz aller Hindernisse, vor einem zahlreichen Publikum, dessen Neugierde durch jene Verhandlungen noch mehr gespannt worden, mit einem Beyfalle aufgeführt, auf den allein meine Jugend Anspruch machen durfte.

Bald nachher schrieb ich ein Lustspiel: die Nonne und das Kammermädchen, mit dem es mir jedoch in ganz verschiedener Hinsicht, abermahls wunderlich erging. Die Aufhebung der Klöster, die gerade damahls Joseph den Zweyten beschäftigte, und die von den Engländern im Texel blokirte holländische Flotte, hatten mir den Stoff dazu geliefert. Da diese Begebenheiten des Tages damahls großes Aufsehen erregten, so konnte es nicht fehlen, es mußte gefallen; auch wurde es ungleich besser gespielt, als Demetrius.

Kurz vorher hatte die Kaiserinn, ich weiß nicht mehr welchem Wiener Schriftsteller ein Geschenk für ein Lustspiel gemacht, welches das Glück hatte, ihren Beyfall zu erhalten. Ich vermuthe daher, daß der kaiserliche Gesandte in Petersburg, Graf Cobenzl, auf

eine gute Gelegenheit wartete, die Höflichkeit zu erwiedern; so wenigstens erkläre ich mir den Wunsch, welchen er äußerte, eine Abschrift für das Wiener-Theater zu erhalten, denn unmöglich konnte ihn der innere Inhalt desselben zu diesem Wunsche bewegen. Mit Freuden gab ich die einzige Abschrift hin, die mir noch übrig war. Bald nachher ging der Souffleur, mit derjenigen, welche das Theater besaß, durch; von Wien erfuhr ich auch weiter nichts, vermuthlich aus der sehr triftigen Ursache, weil mein Protector starb, und also dasjenige, was man vielleicht zu thun gesonnen war, nicht mehr die nähmliche Publicität erlangt haben würde; kurz! mein Lustspiel ging verloren.

Einer, zwar nur mit sehr geringer Mühe verbundenen, aber, in Rücksicht des Locale, wahrhaft nützlichen Unternehmung muß ich hier erwähnen. Da nähmlich von dem großen Schwall deutscher Journale nur wenige sich bis nach Petersburg verirrten, und auch diese wenigen nicht gelesen wurden, weil sie, einzeln genommen, wenig Lesbares enthielten, so veranstaltete ich zweckmäßige Auszüge aus allen deutschen Monathsschriften, und gab, unter dem Titel: Bibliothek der Journale, monathlich einen starken Heft heraus. Mehrere Bände von dieser Schrift, die nach meiner Abreise von einem andern Unternehmer fortgesetzt wurde, sind erschienen. Sie wurde von dem deutschen Publikum in Petersburg, und zum Theil auch in den Provinzen, günstig aufgenommen, und hinlänglich unterstützt. Außer mehreren ungedruckten Aufsätzen, ließ ich auch Proben aus meinem Roman: die Leiden der ortenbergischen Familie, mit dem ich

mich damahls beschäftigte, in diese Bibliothek einrücken. *)

Im Jahre 1782 entwarfen einige meiner Freunde, die Einfluß bey Hofe hatten, den Plan, mir einen gewissen Posten zu verschaffen, und meinten, ich würde ihnen ihre Bemühungen sehr erleichtern, wenn ich ein Bändchen Fabeln und Erzählungen für junge Fürsten schriebe, und solches dem jungen Großfürsten widmete. Ich hatte zwar nie Beruf oder Neigung für diese Dichtungsart gefühlt, da sie aber ein Vehikel zu meiner künftigen Beförderung werden

*) Mein Schicksal bekam jetzt durch den Tod des Generalingenieur von Bawr eine neue Wendung. Dieser würdige Greis hatte mich noch vor seinem Tode der Kaiserinn als einen geschickten jungen Deutschen empfohlen, den man weiter befördern könnte. Auf diese Empfehlung erhielt ich bald darauf den Rang eines Titularrathes, und das Versprechen, in Kurzem einem größern Posten zu erhalten. Man traf damahls verschiedene neue Einrichtungen in Justizsachen, vorzüglich in den Provinzen, wozu man sich gern der Deutschen bediente. Ich ward für die neuerrichtete Statthalterschaft Reval vorgeschlagen, und empfing auch bald darauf die Würde eines Ober-Apellations-Assessors bey dem dasigen Magistrat. Zwey Jahre bekleidete ich hier diesen Posten, ohne daß sich in meinem Leben etwas Besonderes zugetragen hätte, das bekannt geworden wäre, bis ich im Jahre 1785 von dem General-Gouverneur, Grafen Browne zum Präsidenten des Gouvernements-Magistrats empfohlen und erhoben wurde, eine Würde, welche in Rußland, wo auch alle Civilposten einen militärischen Rang haben, den Rang eines Oberstlieutenants hat.

sollte, so beschloß ich, den Versuch zu wagen. Ich theilte diesen Entschluß meinem Verleger in Petersburg mit, einem guten Manne, der von meinen geringen Talenten enthusiastisch eingenommen war. Er versprach ohne Bedenken diese Fabeln mit typographischem Prunk drucken zu lassen, und konnte die Zeit nicht erwarten, bis er den ersten Bogen in Empfang nahm. Fast täglich überlief er mich, riß mir die noch nassen Blätter weg, ließ sie auf das schönste Velinpapier drucken, und zu jeder Fabel, wenn sie auch nur eine Octavseite einnahm, einen Kupferstich verfertigen. So wurden in der größten Geschwindigkeit die ersten vier Bogen vollendet, die er mir mit einer triumphirenden Miene brachte, und die auch, was äußern Schmuck betraf, einen solchen Triumph wohl rechtfertigten.

Aber wie erschrack ich, als ich meine Fabeln nun wieder durchging, und mir selbst gestehen mußte, daß auch nicht eine einzige darunter sey, welche mehr als mittelmäßig genannt zu werden verdiente. Ich sah nun wohl ein, daß ich für diese Gattung von Gedichten nur deßhalb keinen Trieb verspürt hatte, weil mir das Talent dazu mangelte, und ich beschloß daher kurz und gut, dem Verleger alle seine Kosten zu ersetzen, und die vier Bogen in ewige Vergessenheit zu begraben.— Der Rücklauf dieser Fabeln kostete mich einige hundert Rubel; aber meine Eigenliebe keinen Seufzer.

Ich komme nunmehr zu meinen Aufenthalt in Reval. Den ersten Sommer verlebte ich größtentheils in den lieblichen Schattengängen des Lustschlosses Katharinenthal, und las mehr als ich schrieb. Im Herbst besuchte ich zum ersten Mahle die häßliche, Wald- und Morastreiche Gegend von Kiekel, die durch den Zau-

verstab der Freundschaft, durch die milde Wärme der Herzensgüte, zum Paradiese umgeschaffen wurde. Ihr guten, vortrefflichen Menschen! in eurem Cirkel habe ich gelernt, daß man glücklicher lebt, wenn draußen die Wölfe heulen und die Bären brummen, als wenn Heuchler und Zungendrescher an die Thüre klopfen. — Eure Wälder wurden von Raubthieren bewohnt; aber die Verleumdung war nicht darunter; Kröten und Unken krochen in euren Morästen herum; aber der Neid gesellte sich nicht zu ihnen. Spät blühte die Linde, noch später entfaltete sich die Rose; aber Unschuld und Freude waren perennirende Pflanzen. Karg gab der Boden seine Früchte; aber die Wohlthätigkeit bedarf keines Füllhorns; ein Groschen ist eine reiche Gabe, wenn eine mitleidige Thräne ihn netzt. — Geflügelte Zeit! zerstreue, wenn du willst, meine dürftigen Blätter in alle Winde! — nur diese eine — auf welchem die Nahmen Friedrich und Sophie Helene Rosen glänzen — nur dieses eine laß unberührt! denn du würdest es rauben von dem Altar der Sittlichkeit und Tugend, auf dem ich es dankbar niederlege.

Hier lernte ich auch ein braves, gefälliges und unschuldiges Mädchen, voll edlen Gefühls und hoher Herzensgüte, sanft, wie der Genius des weiblichen Geschlechts, und unbescholten, wie die Tugend selbst, kennen; unsere beyderseitigen Neigungen verstanden sich, und sie ward — meine Gattinn. Friederike klettete sich mit noch festern Banden an mich, da sie mir das erste Pfand ihrer Liebe, einen holden Knaben, einen lieben Wilhelm schenkte. Ich gab ihr in der Vorrede zu meiner Flucht nach Paris folgendes Zeugniß: „Sie war

so sehr, so unaussprechlich gut, nicht nach Grundsätzen, sondern sie meinte, es könne nicht anders seyn. Ihre Empfindungen waren immer edel, denn es war kein Plätzchen in ihrem Herzen, eine unedle Empfindung zu herbergen; aber bey jedem sanften, guten Tone klang ihre reingestimmte Seele immer mit. Herz und Hand meiner Friderike waren für Nothleidende immer offen, sie gab gern, und gab wie man geben soll, wie eine Schwester dem Bruder gibt.

Noch ist es kein Jahr, daß ich mir den Scherz erlaubte, ihr am ersten Aprill einen kritzlichen, unleserlichen Brief zu schreiben, als komme er von einer armen Witwe, die mit ein Paar halb nackten Kindern, in einer ziemlich weiten Entfernung von der Stadt, auf einem kalten Boden verschmachte, und ihre Hülfe anflehn. Es war ein kalter, windiger Tag, meine gute Friederike war damahls nicht einmahl ganz gesund, aber sie suchte in Eil alte Wäsche und Kleider zusammen, und ließ anspannen. Ich lief voraus an den bezeichneten Ort, ich sahe den Wagen von weitem kommen, er hielt still vor einem Hause am Ende der Vorstadt. Ich erschrack, und glaubte meinen Scherz verrathen. Ach nein! sie war ausgestiegen um Semmeln zu kaufen für die hungerigen Kinder, welche sie anzutreffen glaubte. So trat sie in das ihr bezeichnete Haus, mit einem Bündelchen Wäsche, einem Schnupftuch voll Semmeln, und zwey Rubeln zwischen den Fingern, halb erfroren, und doch weniger unwillig über meinen grausamen Muthwillen, als darüber, daß sie wieder wegfahren sollte, ohne eine gute That vollbracht zu haben. In Gottes Augen war sie vollbracht! —

Ich glaubte vormahls, ich hätte meinen größten

Schatz verloren, als ich meine Gesundheit einbüßte — ich habe mich geirrt. Selbst in dem für mich schrecklichen Winter von 1788 habe ich stille häusliche Freuden an der Seite meines Weibes genossen, die kein Gold und kein Ordensband zu kaufen vermag. Um meinetwillen vermied sie alle Gesellschaften, um meinetwillen genoß sie keine Lustbarkeit, und schloß sich mit mir in mein Krankenzimmer, und rechnete es mir nie als Opfer an. Ich war aber auch so glücklich, wenn nur einen Augenblick lang mein Körper von Schmerzen frey, und meine Seele heiter war; ich fühlte so innig, daß nur eheliches Glück das einzige wahre Glück sey! ihr Kuß, ihr Händedruck, würzte mir meine elende Krütze und meine Pflaumen.

Die Musen verschmähten nicht, benannte Wälder zu verschönern. Die ersten beyden Schauspiele, denen ich selbst einigen Werth beylege, der Eremit auf Formentera und Adelheit von Wulfingen, wurden auf Kickel geschrieben. Den Eremiten spielten wir sogar daselbst, und diese Privatvorstellung machte meinen Hang für die Bühne aufs neue rege. Ihm verdankt Reval seit zehn Jahren ein vortreffliches Gesellschaftstheater, welches Künstler und Künstlerinnen von nicht gemeinen Talenten aufweisen kann. Es wurde mit einem Lustspiel von mir eröffnet: Jeder Narr hat seine Kappe. Als ein echter Deutscher krankte ich noch immer an der Nachahmungssucht; das Stück glich dem Geizigen von Moliere, wie eine Zuckerpuppe einer Dresdner Biscuitstatüe, und ich habe es daher unter meinen Papieren vergraben.

Ich weiß nicht mehr durch welchen Zufall ich auf die Idee kam, eine Geschichte Heinrich des Lö=

wen, Herzogs von Braunschweig zu schreiben, ein Held, dessen mannigfaltige, zum Theil romantische Schicksale mich sehr interessirten. Auf einer Reise, die ich 1785 durch einen Theil von Deutschland machte, nutzte ich zu diesem Zwecke die Bibliotheken von Wolfenbüttel und Hannover, wühlte mehrere Wochen lang in alten Chroniken, schrieb ab und ließ abschreiben, so daß ich wohl behaupten darf, über Heinrich den Löwen die vollständigsten Materialien zu besitzen. Auch hatte ich wirklich schon manches Fragment seiner Geschichte bearbeitet; als aber nachher, beynahe in jedem Jahre, bald ein historisches Werk, bald ein Halbroman erschien, in welchem Herzog Heinrich als Haupt- oder Nebenperson auftrat, so verlor ich Lust und Muth mein Werk zu vollenden.

Noch einmahl schloß ich mich an das Heer der Journalisten, indem ich eine Monathsschrift für Ehst- und Liefland unter dem Titel: Für Geist und Herz, heraus gab. Sie dauerte ein Jahr, fand aber zu wenig Unterstützung. Die von mir gelieferten Aufsätze sammelte ich nachher in meinen kleinen Schriften.

Ein anderes Unternehmen spannte damahls meine ganze Aufmerksamkeit. Ich wollte ein Buch schreiben über Ehre und Schande, Ruhm und Nachruhm, aller Völker, aller Jahrhunderte. Ich rechne es mir zum Verdienst an, auch nur die Idee eines solchen Werkes gefaßt zu haben, obgleich die Ausführung meine Kräfte überstieg. Dennoch ist das Unternehmen mir in anderer Rücksicht sehr nützlich geworden, denn ich habe meine Kräfte daran geübt, mehrere hundert philosophische und historische Werke zu diesem Behuf gelesen, mehrere Alphabete von Collectanern gesam-

melt. Noch heute bereue ich keinesweges den eisernen Fleiß, mit welchem ich über diese Idee brütete, die unzähligen Stunden, die ich darauf verwandte? nein! das einzige, was mir Reue auspreßt, ist das Bruchstück über den Adel, das ich lange nachher, aber nicht in seiner ursprünglichen Gestalt drucken ließ. Doch davon weiter unten.

Im Herbst 1787 überfiel mich eine Krankheit, die mich mehrere Jahre lang zwischen Tod, und dem was vielleicht schlimmer als Tod, zwischen düsterer Melancholie schwebend erhielt. Auf der höchsten Staffel dieser Krankheit schrieb ich Menschenhaß und Reue, und gleich nachher die Indianer in England; beyde Stücke waren das Werk eines Zeitraums von acht biß neun Wochen. Nie, weder vor- noch nachher, ist mir wieder eine solche Fülle von Gedanken und Bildern zugeströmt, und ich glaube, daß es unleugbar Gattungen von Krankheiten gibt, (worunter wohl besonders diejenigen gehören, welche die Reizbarkeit der Nerven vermehren) die die Geisteskräfte höher als gewöhnlich spannen; so wie, der Sage nach, die kranke Muschel eine Perle ansetzt.

Im Jahr 1789 schrieb ich die Sonnenjungfrau, das Kind der Liebe und Bruder Moritz den Sonderling. Die Sammlung meiner kleinen Schriften setzte ich fort, und ein freundschaftlicher Scherz gab Anlaß zu dem kleinen Roman: die gefährliche Wette, der, wenn gleich manche Heuchlerachsel darüber gezuckt, und manches Heuchlerauge verdreht wird, doch unter den Geburten einer muntern Laune keine der Schlechtesten ist.

Ueber Menschenhaß und Reue wurde damahls viel

Albernes geschwatzt und geschrieben: Unter andern warf man mir einen Mangel an poetischer Gerechtigkeit vor, indem ich die Verbrecherinn, durch unbedingte Verzeihung, wieder in den Genuß jeder Lebensfreude gesetzt habe. Ob jene Verzeihung wohl wirklich die strafenden Folgen ihrer That ganz aufgehoben? ob ein Weib wie Eulalia, mit einem so regen Gewissen, je wieder glücklich seyn könne? an diese Fragen dachte niemand, ausgenommen Herr Ziegler; der aber die Sache ganz schief nahm, und durch die unerlaubte Freyheit, Eulaliens Verführer von den Todten zu erwecken, den Gesichtspunct völlig verrückte. Ich schrieb daher die edle Lüge, in welcher — obgleich abermahls ein gefallenes Mädchen darin vorkommt, an dem die unreine Einbildungskraft der Recensenten hängen bleibt — gewiß die reinste Moral herrscht, die jemahls von der Kanzel oder von der Bühne herab gepredigt worden.

Nach einem Aufenthalt in Pyrmont im Jahr 1790, tauchte ich meine Feder in fremde Galle, und schrieb einige, nur zu berüchtigte Bogen, über welche ich mich in einem fliegenden Blatte hinlänglich erklärt habe. Meine dort geäußerten Gedanken sind und bleiben dieselben, die reinste Wahrheit jedes dort gesprochene Wort. Der brave Zimmermann ist nun todt. Man soll nicht sagen: de mortuis nil nisi bene: sondern: de mortuis nil nisi vere. Ich habe weder Gutes noch Böses mehr von ihm zu hoffen, man muß mir glauben, wenn ich aus der Fülle meines Herzens wiederhohle: er war ein vortrefflicher Mann! — vielleicht führte seine Excentricität ihn zuweilen irre, aber selbst seine Schwachheiten waren nicht gemein. Ich

entlarvt, und als ein abgefeimter Betrüger anerkannt werde. Vergebens demonstrirte ich den Officier, daß er eben so gut das ganze Trauerspiel in's Feuer werfen könne; er bestand darauf, ich solle nur diesen einzigen kleinen Umstand ändern. Der General legte sich abermahls ins Mittel, und man begnügte sich endlich mit einer feyerlich von mir ausgestellten Erklärung, daß ich, für meine Person, der hohen Ukase gemäß, völlig von der Betrügerey des Demetrius überzeugt sey, und daß die Freyheit, welche ich mir in meinem Schauspiele genommen, bloß eine licentia poetica gewesen.

So wurde es denn wirklich, troß aller Hindernisse, vor einem zahlreichen Publikum, dessen Neugierde durch jene Verhandlungen noch mehr gespannt worden, mit einem Beyfalle aufgeführt, auf den allein meine Jugend Anspruch machen durfte.

Bald nachher schrieb ich ein Lustspiel: die Nonne und das Kammermädchen, mit dem es mir jedoch in ganz verschiedener Hinsicht, abermahls wunderlich erging. Die Aufhebung der Klöster, die gerade damahls Joseph den Zweyten beschäftigte, und die von den Engländern im Texel blokirte holländische Flotte, hatten mir den Stoff dazu geliefert. Da diese Begebenheiten des Tages damahls großes Aufsehen erregten, so konnte es nicht fehlen, es mußte gefallen; auch wurde es ungleich besser gespielt, als Demetrius.

Kurz vorher hatte die Kaiserinn, ich weiß nicht mehr welchem Wiener Schriftsteller ein Geschenk für ein Lustspiel gemacht, welches das Glück hatte, ihren Beyfall zu erhalten. Ich vermuthe daher, daß der kaiserliche Gesandte in Petersburg, Graf Cobenzl, auf

eine gute Gelegenheit wartete, die Höflichkeit zu erwiedern; so wenigstens erkläre ich mir den Wunsch, welchen er äußerte, eine Abschrift für das Wiener-Theater zu erhalten, denn unmöglich konnte ihn der innere Inhalt desselben zu diesem Wunsche bewegen. Mit Freuden gab ich die einzige Abschrift hin, die mir noch übrig war. Bald nachher ging der Souffleur, mit derjenigen, welche das Theater besaß, durch; von Wien erfuhr ich auch weiter nichts, vermuthlich aus der sehr triftigen Ursache, weil mein Protector starb, und also dasjenige, was man vielleicht zu thun gesonnen war, nicht mehr die nähmliche Publicität erlangt haben würde; kurz! mein Lustspiel ging verloren.

Einer, zwar nur mit sehr geringer Mühe verbundenen, aber, in Rücksicht des Locale, wahrhaft nützlichen Unternehmung muß ich hier erwähnen. Da nähmlich von dem großen Schwall deutscher Journale nur wenige sich bis nach Petersburg verirrten, und auch diese wenigen nicht gelesen wurden, weil sie, einzeln genommen, wenig Lesbares enthielten, so veranstaltete ich zweckmäßige Auszüge aus allen deutschen Monathsschriften, und gab, unter dem Titel: Bibliothek der Journale, monathlich einen starken Heft heraus. Mehrere Bände von dieser Schrift, die nach meiner Abreise von einem andern Unternehmer fortgesetzt wurde, sind erschienen. Sie wurde von dem deutschen Publikum in Petersburg, und zum Theil auch in den Provinzen, günstig aufgenommen, und hinlänglich unterstützt. Außer mehreren ungedruckten Aufsätzen, ließ ich auch Proben aus meinem Roman: die Leiden der ortenbergischen Familie, mit dem ich

mich damahls beschäftigte, in diese Bibliothek einrücken. *)

Im Jahre 1782 entwarfen einige meiner Freunde, die Einfluß bey Hofe hatten, den Plan, mir einen gewissen Posten zu verschaffen, und meinten, ich würde ihnen ihre Bemühungen sehr erleichtern, wenn ich ein Bändchen Fabeln und Erzählungen für junge Fürsten schriebe, und solches dem jungen Großfürsten widmete. Ich hatte zwar nie Beruf oder Neigung für diese Dichtungsart gefühlt, da sie aber ein Behikel zu meiner künftigen Beförderung werden

*) Mein Schicksal bekam jetzt durch den Tod des Generalingenieur von Bawr eine neue Wendung. Dieser würdige Greis hatte mich noch vor seinem Tode der Kaiserinn als einen geschickten jungen Deutschen empfohlen, den man weiter befördern könnte. Auf diese Empfehlung erhielt ich bald darauf den Rang eines Titularrathes, und das Versprechen, in Kurzem einem größern Posten zu erhalten. Man traf damahls verschiedene neue Einrichtungen in Justizsachen, vorzüglich in den Provinzen, wozu man sich gern der Deutschen bediente. Ich ward für die neuerrichtete Statthalterschaft Reval vorgeschlagen, und empfing auch bald darauf die Würde eines Ober-Apellations-Assessors bey dem dasigen Magistrat. Zwey Jahre bekleidete ich hier diesen Posten, ohne daß sich in meinem Leben etwas Besonderes zugetragen hätte, das bekannt geworden wäre, bis ich im Jahre 1785 von dem General-Gouverneur, Grafen Browne zum Präsidenten des Gouvernements-Magistrats empfohlen und erhoben wurde, eine Würde, welche in Rußland, wo auch alle Civilposten einen militärischen Rang haben, den Rang eines Oberstlieutenants hat.

sollte, so beschloß ich, den Versuch zu wagen. Ich theilte diesen Entschluß meinem Verleger in Petersburg mit, einem guten Manne, der von meinen geringen Talenten enthusiastisch eingenommen war. Er versprach ohne Bedenken diese Fabeln mit typographischem Prunk drucken zu lassen, und konnte die Zeit nicht erwarten, bis er den ersten Bogen in Empfang nahm. Fast täglich überlief er mich, riß mir die noch nassen Blätter weg, ließ sie auf das schönste Velinpapier drucken, und zu jeder Fabel, wenn sie auch nur eine Octavseite einnahm, einen Kupferstich verfertigen. So wurden in der größten Geschwindigkeit die ersten vier Bogen vollendet, die er mir mit einer triumphirenden Miene brachte, und die auch, was äußern Schmuck betraf, einen solchen Triumph wohl rechtfertigten.

Aber wie erschrack ich, als ich meine Fabeln nun wieder durchging, und mir selbst gestehen mußte, daß auch nicht eine einzige darunter sey, welche mehr als mittelmäßig genannt zu werden verdiente. Ich sah nun wohl ein, daß ich für diese Gattung von Gedichten nur deßhalb keinen Trieb verspürt hatte, weil mir das Talent dazu mangelte, und ich beschloß daher kurz und gut, dem Verleger alle seine Kosten zu ersetzen, und die vier Bogen in ewige Vergessenheit zu begraben. — Der Rücklauf dieser Fabeln kostete mich einige hundert Rubel; aber meine Eigenliebe keinen Seufzer.

Ich komme nunmehr zu meinen Aufenthalt in Reval. Den ersten Sommer verlebte ich größtentheils in den lieblichen Schattengängen des Lustschlosses Katharinenthal, und las mehr als ich schrieb. Im Herbst besuchte ich zum ersten Mahle die häßliche, Wald- und Morastreiche Gegend von Kiekel, die durch den Zau-

an ängstlich zu werden, und bath meinen alten Universitätsfreund, den Hofmedicus Hufeland, auch mit gutem Rathe beyzustehen, da bis jetzt der Herr Bergrath Buchholz allein unser Hausarzt gewesen war. Die Krankheit ging aus den ersten Wegen in die zweyten, das Fieber wurde immer heftiger, die Mattigkeit immer größer, sie phantasirte sehr oft. So krochen drey ewig lange Tage, mit meiner Angst beladen, ins Meer der Zeit hinab. —

Am 20sten fuhr ich des Morgens früh nach Jena, um den berühmten Hofrath Stark herüber zu hohlen; denn so groß auch mein Zutrauen zu den beyden braven Aerzten war, die ich zugleich unter meine Freunde zählen darf, so glaubte ich doch nichts vernachlässigen zu dürfen, was meine theure Gattinn zu retten und mich zu beruhigen im Stande sey. Ich litt auf diesem Wege schreckliche Angst, meine Phantasie arbeitete fürchterlich, und peinigte mich mit trüben Bildern der Zukunft, die leider! nur in Wirklichkeit übergegangen sind.

Herr Hofrath Stark war so gütig, gleich mit mir zu kommen, in fünf Stunden war ich hin und her gefahren. Er fand meine Frau sehr krank, aber noch lange nicht ohne alle Hoffnung, und ich hohlte zum ersten Mahle wieder freyen Athem. Ausleerende und schweißtreibende Mittel wurden vereinigt. Mein armes krankes Weibchen war jetzt sehr eigensinnig und mürrisch. Sie wollte sich, zum Beyspiel, die Lavements, die man ihr verordnet hatte, von niemand sonst beybringen lassen als von mir; ich that es also zum ersten Mahle in meinem Leben mit zitternden Händen, Hofrath Stark gab mir einige Anweisung dazu, die Liebe

that das Uebrige, es ging recht gut, meine Frau küßte mich zärtlich dafür. Seitdem that ich es immer. O wie leicht wird der Liebe alles! Ich hoffe nicht, daß jemand bey dieser Stelle spotten wird. Wer anders als gutmüthig darüber lächeln könnte, den würde ich bitter belachen, und für ihn wurden diese Blätter nicht geschrieben.

An diesem Tage wurde Menschenhaß und Reue aufgeführt. Natürlich verließ ich das Bett meiner Frau nicht, aber ich kann nicht umhin, eines Zuges zu erwähnen, der mir Freude gemacht hat. Es waren nähmlich wohl achtzig Studenten aus Jena herüber gekommen, um das Stück zu sehen. Sie pflegen dann gewöhnlich nach dem Schauspiel sich noch einige Stunden lustig zu machen, und sodann gegen Mitternacht, nicht ohne Lärmen, Schreyen und Klatschen wieder abzuziehen. Ihr Rückweg führt sie durch die Straße, welche ich bewohnte; aber in dieser Nacht zogen sie alle einen andern Weg durch entfernte Straßen, kein einziger Wagen oder Pferd passirte meine Wohnung, um die Ruhe meiner kranken Frau nicht zu stören. Ich erzählte es meiner Friederike am andern Morgen, sie schien sich darüber zu freuen, und ich danke diesen Herren hier öffentlich für ihre schonende Gefälligkeit.

Am 21sten und 22sten blieb es mit meiner Frau wie es war. Ich schickte jeden Morgen einen Expressen an den Hofrath Stark, mit dem Bericht, wie die Kranke sich befinde. Ich kam wenig von ihrem Lager. Sie selbst schien nicht zu fürchten, daß sie sterben werde. Aber als ich sie einmahl umarmte, und meine Wange an der ihrigen lag, da konnte ich meine Thränen nicht verschlucken, ich fing heftig an zu weinen,

und da schien auch sie einen Augenblick an eine ängstliche Besorgniß zu äußern, die aber gleich wieder verschwand, als ich meine Augen geschwind trocknete, und Hoffnung und Heiterkeit log. Gewöhnlich war sie nicht bey sich, und phantasirte viel. Doch wenn sie zu sich kam, hatte sie an liebsten mich an ihrem Bette.

Am 23sten war sie ruhiger und besser, welches auch mir eine große Erleichterung gab. Ich ging mit frohen Hoffnungen zu Bette, und schlief nach langer Zeit einmahl wieder sanft ein. Aber am 24sten um halb vier Uhr des Morgens, weckte mich das Kammermädchen, mit der Nachricht, meine Frau sey sehr schlecht. Ach Gott. mit welchem schrecklichen Gefühl sprang ich aus dem Bette, und stürzte zu ihr hinüber. Ich fand sie äußerst unruhig, sie klagte über Schmerzen in der Herzgrube, auf der Brust, im Kreuz, und besonders in der rechten Seite, in der Gegend, wo die Lunge liegt. Dabey hatte sie einen sehr kurzen Athem und rothe Backen. Schon seit einigen Tagen hatte ich dieses Symptom öfter bemerkt und meine Besorgnisse darüber geäußert, war aber immer vertröstet worden.

Ich zitterte. daß ich mich kaum auf den Füßen halten konnte, denn ich glaubte, daß sey ihre letzte Stunde, und wußte nicht wie ich helfen sollte. Bey mir war niemand als das Kammermädchen und die Wärterinn. Ich schickte zu dem Herrn Bergrath Buchholz, er war auch so gütig, gleich selbst zu kommen. Bald eilten auch meine Mutter und die Frau Professorinn Musäus herbey. Die Kranke wurde mit Flanell am ganzen Körper gerieben, besonders die schmerzhaften Stellen, Blasenpflaster gelegt, u. s. w. Bald fand

sie sich erleichtert, die Schmerzen vergingen, sie wurde ruhiger.

Ach, wie ist in diesen bangen Stunden mein armes Herz zwischen Furcht und Hoffnung herumgeworfen worden! doch dachte ich mir den unersetzlichen Verlust der mich bedrohete, noch immer nicht als möglich. Es war mir immer, als flüsterte eine leise Stimme mir zu: es kann nicht seyn! das Unglück wäre allzugroß! das Schicksal wird nicht mehr dir auflegen als du zu tragen vermagst, wird dir lieber alle deine Kinder, und alles was du hast, nehmen, nur nicht dein Weib! ach, wenn man so mit dem Schicksal handeln, wenn man dem Tode seine Opfer abkaufen oder austauschen dürfte! —

Die Aerzte hofften auf dem Ausbruch eines Friesels. Ich besahe mein Weib alle Minuten, ob noch kein Friesel sich zeugen wolle! und siehe da! Mittags fand ich, nach oft wiederhohlten Besichtigungen, das Friesel sey da! O meine Freude bey dieser Entdeckung war unbeschreiblich! ich lief gleich selbst zu den beyden Aerzten, und erzählte es ihnen, und weinte dabey wie ein Kind. Sie theilten meine frohen Hoffnungen, und befahlen nun um Gotteswillen, die Kranke nicht aus dem Bette zu lassen, denn sie ließ sich vorher oft in ein frisches Bett bringen, sie war eigensinnig in diesem Puncte, und schwer davon abzuhalten. Ich wich also nun gar nicht mehr von ihr, weil sie mir zu Liebe doch alles that; wenn ich sie recht zärtlich bath, so ließ sie sich alles gefallen, ihre Liebe war stärker als ihre Krankheit. Die Nacht legte ich mich zwar nieder, aber unausgekleidet, und die Frau Professorinn Musäus, die auch hier sich als eine treue, biedere Freundinn bewies,

blieb bey ihr, und ich hatte befohlen, sobald sie unruhig werde, mich sogleich zu wecken.

Um fünf Uhr stand ich auf. Man gab mir die frohe Nachricht, die Kranke habe die ganze Nacht ruhig zugebracht. So fand ich sie auch, als ich ihr meinen Morgenkuß und Gruß brachte, und meine süßen Hoffnungen wurden immer lebendiger.

Da sie sich so wohl befand, so ging die Frau Professorinn Musäus auch früh nach Hause, und ich zündete wohlgemuth meine Morgenpfeife an, und ging ein wenig im Nebenzimmer auf und nieder, um der Kranken durch den Rauch nicht beschwerlich zu fallen. Plötzlich tritt das Kammermädchen herein, und hält in der Hand ein Schnupftuch voll Blut, welches meine arme Friederike eben ausgeworfen hatte. Gott welch ein neuer Schrecken! ich eilte zu ihr, sie hatte einen kurzen Husten, und warf immer von Zeit zu Zeit blutigen Schleim aus. Ueber Hals und Kopf eilte ich zum Arzte, er verordnete etwas Beruhigendes; ich brachte es ihr, der Husten stillte sich wieder, sie fing an zu schlummern.

Meine Kräfte waren sehr erschöpft. Die Morgensonne beschien den Erker mir gegen über; die Luft war warm; der Himmel heiter. Ich beschloß den Schlummer meiner geliebten Gattinn zu nutzen und ein wenig hinaus ins Freye zu gehen. Ich wählte den Weg nach Belvedere, Könnte ich alles beschreiben, was ich auf diesem Wege gedacht, empfunden, gebethet, gefürchtet und gehofft habe, es müßte ein dickes Buch werden.

Mächtig ist der Reitz der Natur! selbst an diesem schrecklichen Tage wirkte ihr Zauber auf meine Sinne, und schläferte endlich meine Angst ein. Der heitere

warme Sonnenschein gesellte sich zu dem, was er in meinem Busen ihm gleichartig fand, zu der Hoffnung! er entfaltete sich gleichsam, und sie erhob sich über den Wirrwarr der übrigen Gefühle, und ragte hervor. „Ach" sagte ich plötzlich laut — mir war als ob ich laut sprechen müßte — es kann noch alles gut werden! und siehe da, von diesem Augenblicke an verwaltete meine Phantasie ihr wohlthätiges Amt. Ich sahe meine Friederike gesund; ich sahe sie wieder im Zimmer auf und nieder wanken, nur noch ein wenig matt; ich unterstützte sie, ich führte sie spazieren, ich gab ihr alten Rheinwein zu schlürfen, und nachdem ich sie so nach und nach ganz wieder hergestellt hatte, so dachte ich mir auch ein Fest aus, um ihre Genesung zu feyern. Der älteste Bube sollte ein Gedicht auswendig lernen, und ein Paar Waisenkinder wollte ich kleiden, und eine kleine frohe Gesellschaft zusammen bitten; wenn wir dann bey Tische säßen, sollte plötzlich im Nebenzimmer eine Musik ertönen! Herr Gott dich loben wir! da sollten die Paucken drein wirbeln. und wir wollten die vollen Gläser in die Höhe heben; ich meinen Arm um den Nacken meines Weibes geschlungen, und so wollten wir singen: Herr Gott dich loben wir!

Liebe, wohlthätige Phantasie, du hast in jenem Augenblicke mich so glücklich gemacht! du reichtest mir den Becher der Stärkung zu neuen Leiden.

So war ich unvermerkt nach dem Lustschlosse Belvedere gegangen, welches eine halbe Stunde von Weimar liegt. Ich kaufte für mein krankes Weibchen einen Strauß Blumen und einen Rosenstock im Topfe, denn sie war immer eine große Blumenfreundinn. Den Strauß nahm ich selbst mit nach Hause. Als ich kam,

es war halb zwölf Uhr, schlummerte sie noch, und hatte die ganze Zeit hindurch nicht gehustet. Um zwey Uhr erwachte sie, ich brachte ihr die Blumen, sie freuete sich darüber, aber nur einen Augenblick lang, denn gewöhnlich war ihr alles sehr gleichgültig; auch ihren kleinen Lieblingshund hatte sie seit einigen Tagen gar nicht zu sehen oder auf dem Bette zu haben verlangt. Das Friesel war indessen keineswegs zurückgetreten, und also lebte auch immer meine Hoffnung noch. Aber Nachmittags fing der Bluthusten von neuem an, und dauerte lange und heftig. Gegen Abend ließ er zwar etwas nach, aber sie lag röchelnd, sehr schwer Athem ziehend, und kannte selten jemand. Man setzte ihr Blutygel unter die rechte Brust — sie schien es gar nicht zu fühlen. Man brachte mir von Belvedere den blühenden Rosenstock, ich trug ihn hinein zu ihr und hielt ihn ihr hin — sie schien es gar nicht zu bemerken. Von meinem Zustande schweige ich, es wäre vermessen ihn zu beschreiben.

Gegen zehn Uhr lag sie in den letzten Zügen, röchelte stärker, das Auge war gebrochen, und wie auch die Aerzte eingestanden, alle Kennzeichen des nahen Todes vorhanden. Man bath mich, sie nicht sterben zu sehen; man erinnerte mich! daß ich die Erhaltung meines Lebens meinen Kindern schuldig sey. Ich war so betäubt, daß ich selbst nicht wußte, was ich that. Ich nahm Abschied von meiner Frau, die mich weder hörte noch sah. Nur als ich mich außer mir über sie warf, und meine brennenden Lippen auf ihren kalten Mund drückte, da schien sie auf einen Augenblick zu sich zu kommen, und erwiederte meinen Kuß ganz schwach und kaum fühlbar. Dieses letzte Zeichen ihrer Liebe

gab mir plötzlich Thränen, ich weinte nun heftig, deckte sie noch ein Mahl mit meinen Küssen, und stürzte aus dem Zimmer, in der traurigen Ueberzeugung, dieß sey der letzte Kuß meiner unaussprechlich geliebten Gattinn gewesen.

Man wollte, ich sollte das Haus verlassen; aber das konnte ich nicht. Ich begab mich auf ein anderes Zimmer, und warf mich auf's Bett, und durchwachte die schrecklichste Nacht meines Lebens! Bey meiner Friederike hatte ich meine Mutter gelassen.

Wenn ich diese lange schaudervolle Nacht beschreiben könnte! Jeden Augenblick erwartete ich die Todesbothschaft. So oft ich die Thür des Krankenzimmers gehen, oder nur einen leisen Tritt hörte, so oft glaubte ich, das Herz werde mir die Brust durchschlagen, und die Angst lähmte alle meine Glieder. Um Mitternacht ungefähr hörte ich in der Küche Kaffee mahlen. Ach! dachte ich, nun ist sie schon tod! weil die Wachenden sonst so früh nicht Kaffee zu trinken pflegten.

Tausend Mahl war ich im Begriff, durch die Paar Zimmer, die uns trennten, hinzugehn, und selbst zu sehn, wie es stehe; aber immer hielt mich die Angst zurück, und die Furcht, ihren entseelten Leichnam zu finden. Jetzt, dachte ich immer, ist doch noch eine leise Hoffnung in mir, die raube ich mir dann ganz durch die schreckliche Gewißheit. So blieb ich immer wieder auf meinem Bette liegen, und stand Qualen der Hölle aus. Nein, wahrlich! einem Verbrecher, der den andern Morgen zum Tode geführt werden soll, kann nicht schrecklicher zu Muthe seyn! —

Doch gab es auch noch Augenblicke, wo ich hoffte. Einige Mahl drohete mein Nachtlämpchen zu verlöschen,

und flammte doch hernach wieder hell auf. Das schien mir ein Bild des Lebens: Auch das Leben meiner theuren Gattinn könnte wieder aufflammen, wie dieses Lämpchen.

Es hatte vier Uhr geschlagen, als ich die Thür des Krankenzimmers öffnen und den Fußtritt meiner Mutter auf mein Zimmer zukommen hörte. Ich war einer Ohnmacht nahe, ich konnte mein Herz klopfen hören. Ich blickte starr nach ihr hin, als sie herein trat. Sie lebt, war ihr erstes Wort, und ein wohlthätiger Thränenstrom stürzte aus meinen Augen. Ich konnte nicht reden und nicht fragen, aber meine Mutter erzählte mir mit einem tröstlichen Gesichte, gleich nach Mitternacht habe der schreckliche Zustand aufgehört, sie sey ruhig geworden, habe die ganze Nacht gar nicht gehustet, kenne wieder Alles um sich her, und habe auch schon ein Paar Mahl nach mir gefragt. Mit einem Sprunge lag ich in ihren Armen. Ach Gott! — welch eine Seligkeit! sie kannte mich, sie lächelte, sie erwiederte meine Küsse, und sagte dabey: „ich küsse dich so gern, es wird mir aber jetzt schwer.“ Sie war ganz vernünftig, meinte auch, sie befinde sich besser. Ich brachte ihr den Rosenstock, sie hatte viel Freude darüber, und zog recht den Geruch in sich.

O, ich war außer mir vor Freuden! und dankte Gott mit einer Inbrunst, mit der vielleicht noch wenig Menschen zu ihm gebethet haben. Ich hielt meine Frau für gerettet. Was am höchsten stieg, dachte ich, muß wieder fallen; gewiß hatte gestern Abend die Krankheit den höchsten Gipfel erstiegen, und nun fällt sie wieder. Rasch warf ich meine Kleider über, ungeduldig erwartete ich den Anbruch des Tages, kaum war es ein we-

ng hell auf den Straßen, da flog ich zu meinem Arzte, und wie sehr erstaunte dieser, als er hörte, meine Frau lebe noch. Er nannte mir nun alle die Kennzeichen, die gestern Abends spät ihren nahen Tod verkündeten, wagte es mit mir, die Möglichkeit der Besserung zu hoffen, und verordnete, unter andern Mitteln, sogleich auch wieder Lavements. Von den letzten, ich gestehe es ahndete mir kein guter Erfolg. Erstlich glaubte ich in meiner Laieneinfalt, es sey wohl unnöthig, da meine Frau diesen Morgen, wider alles Vermuthen, eine freywillige, so starke Ausleerung gehabt hatte, als während der ganzen Krankheit kein Lavement und keine Arzeney hatten bewirken können; und das war eine von den Hauptstützen meiner wiederkehrenden Hoffnung. Zweytens hielt ich es für gefährlich, durch die Bewegung des Umwendens u. s. w., ihrem Bluthusten vielleicht auf's neue zu reitzen, da aber meine beyden würdigen Aerzte darin übereinstimmten, so blieb mir nichts anders übrig, als zu gehorchen.

Ich lief sogleich wieder nach Hause, ließ das Lavement zubereiten, und stand bereits, um mein neues Amt zu verwalten, am Bette, erwartend, daß die Kranke sanft und behuthsam gewendet werde. — aber ach! was ich befürchtet hatte, erfolgte. Die Bewegung reitzte zu sehr; der Bluthusten kam wieder. Ich ließ sogleich inne halten, eilte zum Arzte, nicht so froh als das erste Mahl, sagte ihm, was vorgefallen, und er stand nun selbst von dem Lavement ab.

Ach! ich kann den Gedanken nicht verscheuchen: hätten wir sie ruhig liegen lassen, und sie mit gar keiner Arzeney mehr gequält; ihre Jugend und ihre gute Natur, die eben so vortrefflich war, als ihr Herz, wür-

den die Krankheit endlich doch noch überwunden haben. Das soll wahrlich kein Vorwurf seyn; meine braven Aerzte thaten gewiß was sie konnten. Aber wem seine Wohnung abbrannte, der meint denn doch immer, jeder der Umstehenden habe wohl hier und da einen Tropfen Wasser mehr zuschütten können, um den Brand zu löschen. Man muß das dem armen Unglücklichen nicht verargen.

Ich sandte dieß Mahl meinen eigenen Bedienten zu Pferde nach Jena, schärfte ihm ein, so schnell zu jagen, als ihm möglich sey, und den Hofrath Stark wieder mitzubringen. Der gute Mensch, der meine Frau liebte, weil Jedermann sie liebte, war schon in drey und einer halben Stunde wieder zurück. Er brachte mir ein Billet vom Herrn Hofrath Stark, worin er auf den Nachmittag selbst zu kommen versprach.

Es war jetzt Mittag. Ich hatte seit einer Stunde, erschöpft durch Alles, was in und außer mir vorging, auf dem Sofa gelegen, und vergebens etwas zu schlummern versucht. Jetzt, da ich das Pferd meines Bedienten von weitem die Straße herauf gallopiren hörte, jetzt sprang ich wieder auf, und eilte mit dem empfangenen Billet in das Krankenzimmer — ach! da fand ich es wieder wie gestern Abend; die nähmlichen Kennzeichen des nahen Todes, das nähmliche Röcheln, die gebrochenen Augen, das Ueberspringen der Flechsen; verschwunden jede Hoffnung auf den Gesichtern der Umstehenden; in den Augen des Arztes das Bekenntniß, daß seine Kunst hier nichts mehr vermöge! —

Was ich in dieser und in den nächst folgenden Stunden gethan, davon habe ich nur noch eine dunkle Erinnerung. Wie ich sie zum letzten Mahle küßte, ohne

jedoch, wie gestern, auch nur eine schwache Erwiederung zu fühlen; wie ich aus dem Zimmer stürzte, um nicht den letzten Kampf mit dem Tode zu sehen, wie ich über die Straße, einige Häuser davon, zu meinem Freunde G— eilte, und welche schreckliche Gefühle dort mein Herz zerfleischten, Alles das ist mir nur wie ein schwerer Traum.

Ich hatte schon seit länger als acht Tagen diesem meinen alten treuen Freunde auf einem Spaziergange gesagt, daß ich alle meine Besinnung verlieren würde, im Falle das Schicksal das größte Unglück, den Verlust meines theurrn Weibes, über mich verhängt habe; ich hatte ihn gebethen, auf diesen Fall für mich zu denken und zu handeln, um wenigstens meinen unmündigen, mutterlosen Kindern einen Vater zu erhalten, der selbst seit drey Jahren sein Grab immer offen zu sehen glaubte; ich hatte ihn gebethen, so bald das Leben meiner Frau ohne Rettung verloren sey, in höchster Eile eine Postchaise anspannen zu lassen, und mit mir in die weite Welt zu fahren, wohin er wolle, nur so weit weg als möglich von dem Orte, wo alle meine Freuden starben, und die Ruhe meines Lebens begraben liegt. Er versprach es, und hielt Wort in dieser schrecklichen Stunde. Er ging selbst, meine Frau noch ein Mahl zu sehen, er sah ihren letzten Todeskampf, kam eilig zurück, hoffnungslos zu dem Hoffnungslosen, und schickte nach der Post.

Ich wiederhohle es, meine Empfindungen sind keiner Beschreibung fähig. Es war eine Betäubung, es war ein inneres Toben, es war eine Angst und Unruhe, ich konnte nicht eine Minute lang sitzen, nicht einen Augenblick lang auf einer Stelle stehen, weinen

konnte ich auch nicht, in dem Zimmer zu bleiben war mir auch nicht länger möglich. Ich lief fort auf die Straße, es pfiff ein kalter Novemberwind, es war mir da auch zu eng. Ich hatte meinem Freunde gesagt, ich wolle vor dem Thore auf ihn warten, ich kam auch wirklich hinaus vor das Thor, ich weiß selbst nicht wie, ich weiß auch nicht, ob mir Bekannte unter Weges begegnet sind, nur das erinnere ich mich, weil es meinen Schmerz vermehrte, daß mir der Kutscher begegnete, der vor einigen Wochen meine Frau und mich nach Leipzig gefahren hatte.

„Vor dem Thore blieb ich wohl ein Paar Stunden allein, mit meinem Schmerz und meiner Sinnlosigkeit. Es war ein regnigt kalter Tag, ich habe es nicht gefühlt. Ich ging immer am Rande eines Grabens auf und nieder, und bemühte mich, etwas zu denken, ich habe aber gar nichts gedacht.

Ein Paar Mahl kamen doch Thränen, aber wenige; das Herz wollte mir springen! Gott war karg mit seinen lindernden Thränen.

Ein alter Mann in einer Soldatenuniform, den ich für einen Bewohner des in dortiger Gegend gelegenen Hospitals halte, hatte mich schon lange beobachtet, und kam endlich auf mich zu mit der Frage: ob ich krank sey? — Ich sagte ja, und ging vorbey; „das sieht man ihnen wohl an," hörte ich ihn noch hinter mir sagen. Ich weiß nicht, ob es die Theilnehmung dieses Mannes war, die mich rührte und überraschte, zu einer Zeit, wo ich mir in der ganzen Schöpfung verlassen vorkam, genug, das gab mir Thränen, ich weinte einige Augenblicke lang sehr heftig, hernach war

es aber wieder vorbey, und ich fiel zurück in eine Art von dumpfer Betäubung.

Endlich, gegen Abend, sahe ich von ferne meinen Reisewagen kommen, der nähmliche Wagen, den noch vor wenig Wochen meine Friederike mit mir theilte, wo ich so oft sie ein- und ausgehoben, an ihrer Seite so manche frohe Stunde genossen. Ich stieg hinein, und der kleine Hund wedelte mir entgegen, der meiner Frau Liebling war, und nun der meinige geworden ist. In dem Wagen war mir alles so bekannt, überall sah ich meine Friderike; oder etwas, das mich an sie erinnerte. An der einen Tasche einen Flecken von einem Arzeneyglase, welches sie einst da zerbrochen hatte, hier und dort noch eine Stecknadel oder ein wenig Puder; ach! und das, was nicht da war, erinnerte mich am meisten an sie; ich hatte nähmlich schon in Reval bey unserer Abreise ein Paar kleine weiche Kissen machen, und mit Leder überziehen lassen, um sie auf der Reise unter den Kopf zu legen. Diese Kissen ließ meine Frau während ihrer Krankheit sich geben, da die Federbetten ihr zu warm unter dem Kopf waren — auf diesen Kissen starb sie.

Wir fuhren, die Wolken flogen, der Mond schien, wir sprachen nicht Mein Freund fühlte wohl, daß man mich jetzt nicht trösten müsse, er schwieg und ich danke ihm dafür. Ich starrte hinaus in die Wolken, die der Wind zu mancherley Gestalten zusammen ballte. Es sahe gar abentheuerlich in meinem Kopfe aus, ich setzte mir aus den Wolken Geschichten zusammen; die eine sahe aus wie ein Sarg, die andere wie ein Hut mit einem langen Trauerflor. Ich fand Alles am Himmel, was ich suchte, nie hat mir meine Fantasie so fürchter-

lich treue Dienste geleistet. Um acht Uhr des Abends kamen wir nach Erfurt.

Bald nach unserer Wegreise war Hofrath Stark von Jena gekommen, und hatte meiner Friederike eine Ader geöffnet, aber vergebens! nichts konnte das beste, sanfteste Geschöpf in's Leben zurückrufen. Sie betrübte mich zum ersten Mahle seit unserer Verbindung — sie starb! —

In Erfurt traten wir in Schlehdorn ab. Als ich das letzte Mahl hier war, wohnte ich im römischen Kaiser. Meine Frau auch mit mir — ich werde nie wieder im römischen Kaiser wohnen.

In Schlehdorn trafen wir den Herrn von D—, einen angenehmen und sehr instruirten Mann, dem Kopf und Herz auf dem rechten Flecken sitzen. Ich bat ihn, uns Gesellschaft zu leisten. Mein Zustand rührte ihn. Er ist ganz sein eigener Herr, er bedurfte nur einer Minute, sich zu entschließen, er reiste mit uns. Noch in dieser Nacht fuhren wir weiter.

Am 30sten langten wir in Maynz an. Den Gegenden rings umher vermag selbst der Winter nicht ihren zauberischen Reitz abzustreifen. Wer den Berg bey Hochheim herunter fährt, den Rhein und Mayn im Thale vor sich hinschwimmen sieht; sieht, wie der Rhein seine Braut empfängt, und stolz an ihrer Seite hinab wallt; wie die Stadt an den blühenden Ufern sich ausbreitet; wie die Weinrebenhügel all das so lieblich begränzen — wer dann, trotz aller Leiden, die sein Herz pressen mögen, nicht wenigstens ein Mahl heiter aufblickt und lächelt, o! der ist ein armer Mensch! er ist noch elender als ich!

Am 2ten December reiste mein S — wieder nach

Weimar zurück. Gott lohne ihm seine Freundschaft! er hat auch eine Frau, die er liebt, Gott lasse sie ihm, so ist er belohnt. — Ich gab ihm meinen Reisewagen wieder mit, denn dieser Wagen ist ein Zimmer, welches ich mit ihr bewohnte. Alles Entbehrliche sandte ich zurück, weil ich entschloßen bin, mit Herrn von D. so leicht als möglich und mit der Diligence zu reisen. Auch den kleinen Hund wollte ich ihm wieder mitgeben, aber ich konnte mich nicht von ihm trennen. — Sonderbar! ich habe sonst die kleinen Hunde nie leiden mögen.

Am 3ten. Ein melancholischer Morgen. Das Bild meiner Friederike hat mich nicht einen Augenblick verlassen. Ich fing heute an, die Geschichte ihrer Krankheit zu schreiben. Das hat mich sehr angegriffen, und doch will ich es fortsetzen, denn es ist mir eine bittersüße Beschäftigung.

Ich lernte heute einen Mann kennen, der mir als Schriftsteller schon lange liebenswürdig war und es mir nun auch als Mensch wurde: Professor Heinse, Verfasser des Ardinghello.

Am 4ten besah ich, von ihm geführt, die churfürstliche Bibliothek, welcher er vorstand. Die Zimmer sind sehr geschmackvoll, neu erbaut. Wir sahen da die ältesten Monumente der Buchdruckerkunst, die erste Bibel von Guttenberg, eine sehr schön gedruckte Sammlung von Proben aller Schriftarten in der Welt, herrliche Ausgaben der Classiker, die Ruinen von Palmyra und Balbeck, die größten und kostbarsten Werke aus der Naturgeschichte u. s. w.

Was aber alles dieß weit übertraf, war die göttliche Aussicht vom Balcon. Unter uns der Rhein, die

große Schiffbrücke und das lebendige Gewimmel der Schiffe; jenseits des Rheins die Vorstadt Cassel, in der Ferne Hochheim, rechts hinunter die Bergstraße und den Zusammenfluß des Rheins und Mayns, links eine stille liebliche Insel im Rhein, weiter hinunter das Schloß Bibrich, und im Hintergrunde den ganzen Rheingau. Ich habe nie etwas Schöneres gesehen. Wer wissen will, ob er Beruf zum Mahler oder Dichter habe, der trete auf diesen Balcon. Bleibt ihm hier sein Beruf noch zweifelhaft, so ist er nicht dazu geboren. — Hätte Friederike neben mir gestanden und mit mir genossen, ich würde in diesem Augenblicke unaussprechlich glücklich gewesen seyn.

Diesen Morgen bekam Herr von O. Briefe aus Weimar. Er sagte mir: in meinem Hause sey alles ruhig. — O! wie mir das durch Mark und Bein schnitt! — ruhig? — ja freylich! Tod ist auch Ruhe. Meine Frau schlummert — ach! welch ein Schlummer für diejenigen, die umher stehen und wachen müssen! — Herr v. O. meinte es gut, er glaubte mir etwas Tröstliches zu sagen. Ich antwortete ihm nichts darauf, aber immer, immer, mitten unter dem Geräusche und Zerstreuung, ergreift mich seitdem schrecklich der Gedanke: in meinem Hause ist alles ruhig.

Am 5ten Abends fand ich auf meinem Zimmer einen Brief aus Weimar. Ein Zittern überfiel mich, als ich ihn sah. Ich wagte es nicht ihn noch heute zu lesen, aber das half doch nichts. Ich hatte eine schreckliche Nacht! — und einen traurigen Morgen!

Am 7ten fuhren wir des Morgens um 8 Uhr mit einem Miethkutscher nach Mannheim. Wir hatten einen herrlichen Tag, die Sonne stand unbewölkt am

Himmel, und spiegelte sich im stillen, glatten Rhein, an dessen Ufern wir hinfuhren. Die Aussichten rings umher, troz des Winters, immer lächelnd, bald Weinberge, bald Inseln im Rhein, bald Klöster, die immer in die lachendste Gegend gebaut waren, den Horizont linker Hand schloßen hohe Berge, durch welche hin die Bergstraße sich windet: — Millionen Mahl stieg der heiße Wunsch in meiner Seele auf: möchte doch meine Gattinn mir hier zur Rechten sitzen, wie sie saß, als wir nach Deutschland reisten, und ich oft meinen Kopf in ihren Schooß oder auf ihre Schulter legte, um zu schlummern, oder ihre liebe Hand Stunden lang in der meinigen hielt, sie hundert Mahl an meine Lippen drückte, und dafür einen sanften Druck empfing. Ach! ich werde nie wieder ganz glücklich seyn! —

Meine lebendige Phantasie, die treuste Freundinn, welche die Natur mir gab, hat mich auch heute nicht verlassen. Ich habe mir ein Schloß in die Luft gebaut, so schön und lieblich, ich habe mich wohl eine Stunde lang daran ergötzt. Die Gelegenheit dazu gab eine der reitzendsten Inseln, welche der Rhein umarmt. Ich dachte mir einen Gott oder Halbgott, der meine Friederike ins Leben zurückrief, und sie mir unter der Bedingung wieder schenkte, meine Tage auf dieser Insel zuzubringen, ohne jemahls einen Fuß an das jenseitige Ufer zu setzen, oder Besuch von dorther zu empfangen. Ich sah den Nachen, der uns hinüber führte, wir stiegen aus, der Nachen stieß wieder ab, und wir blieben allein. Die Liebe war mit uns herüber geflattert, Achtung und Gewohnheit beschnitten ihr die Flügel, sie mußte bey uns bleiben.

Nun richtete ich unsere Wirthschaft ein. Dort wo die Gruppe von Bäumen steht, baute ich ein kleines

Haus, meine Friederike legte einen Garten an, wir säeten und pflanzten, begoßen und ernteten. Dort auf der Wiese, die sich bis ans Ufer hinunter zieht, sollte das Vieh weiden, da sollten auch die Kinder spielen; aber daß ja keines von ihnen ins Wasser fällt! wir machen einen Zaum um die Wiese. — Lächelt nur — aber gönnt mir die Freuden, die meine Phantasie mir vorlügt — ich habe keine andern!

Wir kamen gegen Abend nach Mannheim.

Am 8ten. Ich war diesen Mittag zu Iffland eingeladen. Ich war krank und konnte nicht hingehen. Da ich aber einmahl durch seine Einladung gerechten Anspruch auf den Genuß seiner Unterhaltung hatte, so bath ich ihn um das Manuscript des Herbsttages; und erhielt es. Ein vortreffliches Stück, ganz seines Verfassers würdig.

Abends wurde das Kind der Liebe aufgeführt. Ich ging nicht hin, weil ich fest entschloßen bin, dieß Schauspiel nie wieder zu sehen, weil meine liebe, liebe Friederike auf unserm Gesellschaftstheater die Amalie darin gespielt hat, weil ich sie die Rolle damahls selbst gelehrt habe, weil also die wehmüthigste Erinnerung mich bey jedem Worte foltern würde; und endlich, weil auch in dem Munde des Pfarrers einige Stellen vorkommen, die ich jetzt nicht ohne die heftigste Rührung würde hören können. Ich blieb also ganz allein und widmete dem Andenken meiner Gattinn einen melancholischen Abend. Man hatte mir Bücher aus dem Buchladen gebracht, aber sie blieben unangerührt, ich ging im Zimmer auf und nieder und schwärmte. Unter andern beschwor ich mit Thränen den Geist meiner Friederike, mir zu erscheinen. Meine Einbil-

hungkraft spannte sich dabey so hoch, daß ich mich wirklich wundere, nichts gesehen zu haben.

Hernach machte ich den Entwurf zu einem Denkmahl, welches ich ihr künftig in meinem Zimmer errichten will. Es waren sehr traurige, aber auch sehr fesselnde Stunden.

Am 9ten. Heute erhielt ich Briefe von meiner Mutter und aus Reval, die meine Wunden wieder aufrißen. Meine Mutter schreibt mir, sie habe das kleine, neugeborne Mädchen unter dem Bilde seiner Mutter taufen lassen. Ach, warum mußte sie mir das schreiben. —

In H—s Briefe aus Reval liegt ein Brief von seiner Frau, der besten Freundinn der meinigen, addressirt: „An meine liebe Friederike." Die Thränen stürzten mir aus den Augen, als ich die Addresse las. Ich habe meine Ruhe auf immer verloren.

Am 10ten besahen wir den sogenannten Antikensaal. Der Benennung nach glaubte ich eine Sammlung von wirklichen Antiken zu finden.

Von hier gingen wir in die Bildergallerie, die sehr schön ist. Ach, ich suchte überall unter den vielen tausend gemalten Gesichtern ein Gesicht, das meiner Friederike ähnlich sey; ich fand keins. —

Am 11ten Mittags fuhren wir mit der Diligence nach Straßburg. Ich hatte dieses Fuhrwerk, das ich nur vom Hörensagen kannte, theil aus Oekonomie gewählt, größten Theils aber, um mehr Zerstreuung zu finden.

Am 12ten früh um 4 Uhr fuhren wir weiter. Von unsern Gefährten war uns niemand übrig geblieben, als der Champagner-Kaufmann und das hübsche Mädchen. Um desto bequemer waren unsere Plätze.

Um 9 Uhr kamen wir nach Landau, wo die erste französische Besatzung liegt. Nach einer halben Stunde mußten wir weiter. Wir hatten nunmehr die besten Plätze, denn auch das hübsche Mädchen blieb in Landau — Aber — o Jammer! mit uns stiegen noch sieben Personen ein.

Unter unsern neuen Gefährten war der Maire eines benachbarten Dorf's, der gewaltig von seinem Officier, von Decreten, Notables u. s. w. schwatzte. Als ich das politische Gewäsch satt hatte, ließ ich mich von dem angenehmen Schwätzer Jean Jacques unterhalten, den ich in der Tasche trug; und als es zu dämmern begann, da machte ich mein Buch zu, drückte mich in die Ecke, und öffnete das kleine Fensterchen neben mir. Die Deligence hat nähmlich acht Fenster, eins an jeder Seite, eins vorn, eins hinten, und dann noch vier kleine, kaum ein Paar Hände groß, an den vier Ecken. Es war ein schöner Abend, der halbe Mond stand hell am Himmel, der größte Theil der Reisegesellschaft schlief, es war alles still, ich fing an zu schwärmen, hinüber in bessere Welten! ich suchte das Bild meiner Friederike, ich bath ihren Geist, sich unter die Bäume an der Landstraße zu stellen, und wenn ich ihn unter dem nächsten Baume nicht fand, so sahe ich immer vorwärts, um ihn in der Ferne zu erblicken, und wenn dann von weiten ein weißer Pfahl in der Dämmerung mich täuschte, so klopfte mir das Herz hoch auf! — war es Furcht? — o nein! die Erscheinung der Geliebten kann dem Liebenden nicht fürchterlich seyn.

Am 13ten früh um 6 Uhr fuhren wir weiter. Unsere Gesellschaft hatte sich um eine Person vermehrt. Wir kamen gegen Mittag in Straßburg an und stiegen im rothen Hause, an dem schönen Paradeplatze ab.

Nachmittags besuchten wir den Buchhändler Herrn Amand König, einen höflichen zuvorkommenden jungen Mann, dem ich hier für seine uneigennützige Gefälligkeit meinen wärmsten Dank sage. Er ließ eine französische Übersetzung meiner Adelheit von Wulfingen drucken, deren Verfasserinn eine gewisse Madame de Rome in Paris ist. Diese Uebersetzung gab er mir mit nach Hause, um sie durchzublättern, und die Lectüre der französischen Adèle de Wulfing hat mir viel Spaß gemacht. Es ist alles französirt. Am Ende entwickelt es sich, daß Adèle eine fille substituée; eine Tochter von dem alten Mistovoi, und folglich nicht Theobalds Schwester ist. Die auffallenden Unwahrscheinlichkeiten aus dem Wege zu räumen, hat man nicht der Mühe werth gehalten.

Am 14ten früh um 6 Uhr gingen wir mit der Diligence nach Paris, wo wir den achtzehnten des Abends um 6 Uhr ankamen.

Diese Reise war eine der unangenehmsten, die ich in meinem Leben gemacht habe. Zwar gestehe ich gern, daß mein Trübsinn mir jetzt alles in schwarzen Flor gehüllt zeigt, und daß ich mich oft ärgere, wo ich vormahls gelacht haben würde, aber manches war doch auch wirklich unausstehlich.

Am 15ten über Lüneville und St. Nicolas nach Nancy, wo wir des Mittags eintrafen. Hier war mir schon die ganze Deligence so äußerst unausstehlich und lästig geworden, daß ich beschloß, sie wenigstens auf vier und zwanzig Stunden zu verlassen. Gern hätte ich gleich Extrapost genommen bis Paris, aber wir hatten uns einmahl in Straßburg auf drey Plätze der Deligence einschreiben lassen, und hätten 12 Louis neufs umsonst zahlen müssen.

Ich ging also mit meinem Reisegefährten und meinem Bedienten in einem Cabriolet nach Toul, wo wir uns gütlich thaten, und erst am andern Morgen weiter fuhren. Die Deligence war freylich unterdessen um ein gutes Stück vorgerückt. Wir gingen über St. Aubin, Barleduc und Vitry nach Charlons sur Marne, wo wir am 16ten um 10 Uhr Abends, das Unglück hatten, sie einzuhohlen.

Am 17ten des Morgens, ließen wir uns wieder in unser Gefängniß pressen, und nach Epernay kutschen, wo der vortreffliche Champagner wächst. Auch auf mich würde vielleicht dieser Göttertrank seine erheiternde Wirkung nicht verfehlt haben, hätte nicht ein Zufall mich in mein Nichts zurückgeschleudert. Verschiedene Durchreisende nähmlich hatten die Wände des Speisesaales mit Versen und Nahmen beklecksst, und unter andern erblickte ich, in einem Winkel am Fenster ein verschlungenes F. E. und ein Kreuz dabey.

Weg war das Bischen Laune, welches der Wein erkünstelt hatte. Ich fiel in den düstersten Trübsinn. Diese Buchstaben und das schauerliche Kreuz, schienen mir einen Vorwurf zu machen, daß ich noch Sinn haben könne für die Freuden des Weins, da die Freuden der Liebe auf ewig für mich verloren sind. Wer nie in einer ähnlichen Lage war, der wird lächeln, wenn ich ihm sage, daß ich den Geist meiner Gattinn um Vergebung bath, Wein getrunken zu haben.

Unser Nachtlager war dieß Mahl in Chateau Thierry, wo wir schon um 8 Uhr des Abends ankamen, und bis um 3 Uhr des Morgens verweilten.

Ich ließ mir sogleich ein eigenes Zimmer geben,

und Kaminfeuer machen, weil meine Laune jetzt und nie wieder mit der rauschenden Lustigkeit meiner Gefährten stimmte. Sie gingen zum Essen und Trinken, und ich in meinem einsamen Zimmer auf und nieder, um mich mit meiner lieben Friederike zu unterhalten. Draußen wüthete gerade ein Sturm, noch hörbarer in dem Zimmer, welches ich bewohnte, da Chateau Thierry überhaupt hoch liegt. Das Prasseln des Feuers, und das ewige Knarren der Thüre, vereinigte sich mit dem Heulen des Sturmes. Es waren ein Paar süße melancholische Stunden.

Am 18ten verließen wir Chateau Thierry, waren Mittags in Meaux, und kamen endlich Abends nach 6 Uhr, Reisens- und Lebenssatt nach Paris.

Am 19ten. Wäre ich nicht im Mittelpuncte aller Zerstreuungen gewesen, so würde der heutige Tag mir sehr traurig verflossen seyn, denn es ist der Stiftungstag unsers Liebhabertheaters. Heute ist in Reval Jubel und Freude, heute vor einem Jahre wurde meine Sonnenjungfrau zum ersten Mahle dort gespielt, meine theure Friederike machte die Amazili, der Kranz im Haar stand ihr so gut — o Gott! welch eine schmerzliche Erinnerung!

Ein Schreyer machte uns aufmerksam auf den Saal von Wachsfiguren in Lebensgröße, der wirklich sehenswerth ist. Der König, die Königinn, der Dauphin mit seiner Schwester, la Fayette, Bailli, Voltaire, Rousseau, Franklin, die berühmten beyden Gefangenen, die in ihrer Gefangenschaft so interessant, und außer derselben so langweilig sind, ich meine Trenk und la Tude, die indianischen Gesandten, die einst hier waren, Madame du Barry schlafend und halb nackend, Maria Theresia, Clermont Tonnerre, und Gott weiß,

wer sonst noch alles, standen hier in außerordentlicher Aehnlichkeit, in ihrer gewöhnlichen Kleidung. — Was gäbe ich nicht darum, eine solche Abbildung meiner Friederike zu besitzen! — Bin ich nicht ein Thor, als ob ihr Bild in meinem Herzen nicht weit lebendiger stünde, als der Künstler es nachzubilden vermag. — Aber doch! — ich würde die Figur neben mich an den Tisch setzen, wie die Aegyptier ihre Mumien, welches im Vorbeygehen gesagt, mit eine vortreffliche Gewohnheit zu seyn scheint.

Die Oper hat mir heut gefallen und weiter nichts; hundert Nebendinge haben mir sehr mißfallen. Als wir um 5 Uhr dahin kamen, war das Haus schon ganz voll, und wir bekamen mit Mühe noch Billets auf den Balcon, das heißt: in eine Art von großer Loge, an den beyden Seiten des Theaters. Ein solcher Platz kostete einen halben Louisd'or, das fand ich theuer. Und wenn wir wenigstens dafür einen guten Platz gehabt hätten; aber nein! auch hier war es bereits ganz voll, und wir mußten froh seyn, ungefähr die Hälfte der Bühne übersehen zu können.

In den Logen rings umher glänzten viele, sehr viele, größten Theils künstliche schöne Gesichter. Ach! nirgends eine Friederike! nirgends ein Gesicht, das den vollen Ausdruck der Güte so in jedem Zuge trug, als das ihrige.

Ein junger höflicher Mann, der neben mir stand, zeigte mir eine gewisse Madame Gouverne, von der er mir sagte, sie sey das schönste Weib in Paris. Er mochte Recht haben. Sie schien auch mir außerordentlich schön, und hatte viel von der sanften Grazie, ohne welche kein Weib in meinen Augen schön ist.

Am 20. Heute fuhren wir auf die Boulevards zu den grands danseurs du Roi, die gar keine danseurs waren, eben so wenig Großes an sich hatten, als der König ihr Herr, und ihren prächtigen Titel eben so wenig verdienten, als die Erzbischöfe von Chalcedonien, Tarsus, Joppen u. s. w. Wie sie zu diesem Titel gekommen sind, das mag der Himmel wissen! der König hat seine grands danseurs gewiß nie gesehn.

In die Loge, welche wir eingenommen hatten, schlichen sich auch ein Paar Freudenmädchen ein. Da ich dieser Classe von Dirnen ein Mahl erwähne, so muß ich bey der Gelegenheit sagen, daß ich auch noch nicht Eine gesehen habe, die fähig wäre, einen Mann von nur etwas zartem Geschmack zu reitzen. Die Frechheit hat jedes Gesicht gestempelt, und der Platz im Auge, den vielleicht einst in früheren Jahren der Unschuld, Liebesgötter bewohnten, dient jetzt der Siechheit zum Krankenbette. Dicke Schminke deckt die fahle Bläſſe, schwärzliche blaue Säcke hängen unter den matten Augen. Das ist das treue Bild derer, die ich bis jetzt sahe, und ich habe viele gesehen, denn im Palais royal schwärmen sie haufenweise herum. Uns gegen über, in einer Loge, saß heute auch eine, die Mannskleider angezogen, aber es weislich so eingerichtet hatte, daß man sie augenblicklich für das, was sie war, erkennen mußte. Sie hatte Recht, denn ihr Alltagsgesicht wurde durch den blauen Frack mit rothem Kragen sehr gehoben.

Wieder auf unsere Nachbarinnen in der Loge zu kommen, denn die guten Kinder hatten ein Auge auf uns geworfen. Sie saßen vorher in der Loge neben uns, mochten aber wohl gehört haben, daß wir deutsch mit

einander sprachen, mochten uns für ein Paar fremde Nigauds halten, und gesellten sich daher zu uns. Stoff zum Gespräch fand sich bald. Die eine frug, ob wir Engländer wären?

Ja, antwortete mein Gefährte.

Ich bemerkte darauf, daß die Fragerinn sehr gut französisch sprach, aber es sehr langsam zu sprechen affectirte. Ich frug um die Ursache.

Monsieur, sagte sie, je ne suis pas française, je suis allemande. (Mein Herr, ich bin keine Französinn, ich bin eine Deutsche.)

Aus welcher Gegend Deutschlands?

De Vienne (von Wien) war die Antwort. Eine drollige Lüge, denn wir plauderten immer fort deutsch untereinander, und sie nahm es ganz treuherzig für englisch. Ich mußte mich in die Zunge beißen, um ihr nicht ins Gesicht zu lachen. Vermuthlich glaubte sie unser Zutrauen zu vermehren, indem sie sich selbst für eine Fremde ausgab.

Wenn wir still schwiegen, so hörte ich sie unter einander reden, von diesem und jenem traiteur oder restaurateur, wo man des Abends vortrefflich soupire. Das war ein Avis au lecteur. Ich fuhr aber nach Hause und aß mein einfaches Aepfelcompot.

Elende Geschöpfe! — Man muß eine Gattinn besessen haben, wie die meinige, um das ganze Geschlecht hier nicht hassen zu lernen.

Am 22ten. Diesen Morgen erhielt ich einen Besuch von Madame de Rome, Uibersetzerinn meiner Adelheit von Wulfingen. Sie hat ihre Uebersetzung den Comediens du Theâtre de Monsier übergeben, und erwartet jetzt, ob diese Herren Tod oder Leben dar-

über beschliessen werden. Ich für mein Theil bin überzeugt, daß, wenn auch das Stück, in seiner ursprünglichen Gestalt, um einiger Scenen willen zu leben verdient, es doch, französirt, wie es jetzt ist, den Tod redlich verschuldet hat.

Madame de Rome stand im Begriff, auch Menschenhaß und Reue in ihre Sprache zu dolmetschen, und, mit ihrer Erlaubniß, ein wenig zu verhunzen. Une femme adultere! das geht nicht! il faut qu'elle ne soit qu'imprudente. — Bon! — Dann sind zu viel Personen im Stück, man muß einige davon wegschneiden. Der General, der Greis und Bittermann, werden nicht die Ehre haben, in dem französischen Menschenhaß und Reue zu erscheinen.

Möchte auch das noch hingehen. Aber es sind ihr nicht Confidents genug im Stücke, Madame de Rome braucht noch einen Confident, und auf wen fällt ihre Wahl? Sie macht den Monsieur Peter zum Pivot der ganzen Intrigue, zum Vertrauten des Majors zum Freunde und Kammeraden des alten Franz, die nun beyde vereinigt den Menschenhasser nach ihrer Pfeife tanzen lassen, um den Knoten zu lösen.

Das wird was Schönes werden!

Die einzig wirklich überflüßige Person in meinem Drama (ich meine Lotten) die hat sie nicht weggestrichen. Wahrlich, bey der Ehre dieser Uebersetzung wird mir von Menschenhaß und Reue nichts übrig bleiben, als die Reue, es geschrieben zu haben. Wenn es, so wie es aus meinen Händen ging, für die französische Bühne nicht genießbar ist. ey nun, so lasse man es lieber unübersetzt.

„Es kann nicht so bleiben," sagte sie: les fran-

çais s'éloignent encore trop de la nature. (die Franzosen entfernen sich noch zu sehr von der Natur.) Ein Lobspruch für mich, dachte ich, wenn sie sich dann zugleich vom Geiste meiner Werke entfernen.

Uebrigens hat mich Madam de Rome interessirt. Sie schien eine brave vernünftige Frau zu seyn, sprach viel und gut. Sie gehörte zu der Parthey, die man hier Aristocraten schilt, denn ihr Mann war ein militaire, Ritter des Ludwigsordens, ein Greis von sechzig Jahren, den die Unruhen der Revolution ins Grab stürzten. Fünf Tage und fünf Nächte, so erzählte sie mir, waren sie in ihren eigenen Zimmer keinen Augenblick ihres Lebens sicher. Bald hatte man ihren Mann tödten, bald an die Spitze einer Bande Aufrührer stellen, bald das Haus plündern, und bald es anzünden wollen. Darauf hat die Nationalversammlung sie einer Pension beraubt, „und — setzte sie mit vieler Lebhaftigkeit hinzu:" nicht ein Mahl meines Wappens darf ich „mich bedienen; wenn ich einen Brief zusiegeln will, „so muß ich den Daumen darauf drücken."

Ich vermuthete, daß die arme Frau sich größten Theils von Schriftstellerey nährte, obgleich ihr Aeußeres sehr anständig war, und auch nicht die geringste Klage oder Aufforderung fremden Mitleids ihrem Munde entwischte. Sie versicherte, daß sie viel verdienen würde, wenn sie sich zu jenen elenden folliculaires gesellen wollte, die das Publikum mit Broschüren gegen den Hof überschwemmen, worin die Königinn l'execrable Antoinette und la miserable femme du roi genannt wird.

Von ihr erfuhr ich auch, daß ein Schnupftobakshändler in Nancy im Begriff stehet, ein théâtre Allemand herauszugeben. Wehe uns armen Deutschen!

Am meisten griff mir die Frau ans Herz, als sie von dem Verluste ihres Mannes sprach. Sie berührte da eine Seite, die bey mir sehr leicht mittönt. Und doch — wie viel glücklicher ist sie — wie viel glücklicher ihr Mann gewesen. — Beynahe ein Vierteljahrhundert lang waren sie vereiniget, und erst als Matrone wurde sie zur Witwe. — Ich habe meine geliebte Friederike nur sechs Jahr lang besessen, und zähle noch nicht dreyßig Jahr! Alles Glück meines Lebens war zusammen gepreßt in diesen kurzen Zeitraum! — Aber warum so früh! warum gab mir das Schicksal nicht ein Paar Tropfen Freude am Ende meiner Tage? und da wir doch einmahl Kinder sind, Spielzeuge der Natur, warum machte sie es nicht mit mir, wie Kinder mit ihren Eßwaaren, die sich einen Leckerbissen bis zuletzt aufheben? — oder wie? werde ich vielleicht bald weggerufen werden von der Tafel, an welcher für mich kein Genuß mehr ist? mußte sie nur vorangehen, um mich, der schon lange an der Pforte stand, draußen zu empfangen? um mir es leicht zu machen, die Thüre auf ewig hinter mir zuzuschlagen, und nicht zu hören, wenn meine Kinder mir nachrufen! —

Siehe da! — wie mich Alles auf diesen Punct führt! —

Zurück nach Paris! wo jedermann genießt, und niemand fühlt, wo jedermann Theil nimmt, und niemand sich mittheilt.

Der Morgen war sehr schön, wir fuhren ein wenig spazieren, durch die gewühlvolle Straße St. Honore, auf den Platz Louis XV. Von da gingen wir zu Fuße in die Tuilerien. Wir fanden viele Spazier-

gänger, die Sonne schien freundlich. An der Mauer linker Hand hatten sich eine Menge Menschen gelagert, besonders Weiber mit kleinen Kindern, die in den matten Winterstrahlen sich wärmten. Der Anblick war so ruhig, so lieblich. Ich dachte an den Prinzen Lambesc, der auf dem nähmlichen Platze die bekannten Grausamkeiten verübte. Der Gedanke contrastirte so mit der freundlichen Gruppe, die ich vor mir sahe, und der Contrast that der letztern keinen Schaden.

Ich habe einmahl gelesen, ich weiß nicht mehr wo, von einer kleinen ländlichen Hütte, und von dem Eindrucke, den sie auf einen Reisenden machte, der sie unvermuthet zwischen prächtigen Ruinen fand, die ein Erdbeben über einander hergewälzt hatte. Ich stelle mir vor, er hat empfunden, was ich in den Tuilerien empfand.

Wir gingen auch auf einen Augenblick in den innern Hof des Pallastes. Ueberall fanden wir Schweizer und Nationalgarde friedlich neben einander die Wache halten; aber sie sahen sich dann doch, wie mich dünkte, so schel an, wie ein guter und böser Engel, die auf die Abfahrt einer Seele warten.

Am Ufer der schmutzigen Seine nahmen wir wieder einen Wagen, und fuhren auf den pont neuf, um Heinrich den Vierten zu huldigen. — Guter König! — auf seinem Gesichte liest man den guten Menschen. Eines gilt wohl so viel als das andere.

Von da fuhren wir in das so genannte Palais, wo die Urtheile publicirt wurden. Wir fanden den Hof voll Garde zu Pferd, und unser Fiacre sagte uns sehr witzig:

On donnera à un pauvre diable à de-

jeuner et à diner. (Man wird hier einem armen Teufel Frühstück und Mittagsbrod geben.)

Das sollte heißen: man spricht eben jetzt einen armen Verbrecher sein Urtheil, und wird ihn nachher hängen. Ich schauderte. Auch unser Lohnlaquey sprach so gleichgültig von einer Execution, als von den Sprüngen eines Seiltänzers.

Wir stiegen die große Treppe hinauf. Ich habe im Palais weiter nichts gesehen, als was man im jüdischen Tempel sahe, ehe Christus ihn ausfegte, nähmlich Käufer und Verkäufer, beynahe in eben so großer Menge als in Palais Royal.

Am Ende einer winkfichten Gallerie fanden wir endlich den Gerichtssaal, wo jetzt eben die Sentenz der armen Sünder vorgelesen wurde. Aber es war so voll und so warm, und das Ganze machte mir eine so widrige, ängstliche Empfindung, daß ich sogleich wieder umkehrte. Den Verbrecher habe ich gar nicht gesehen, und von den Richtern nur ihre Spanischen Hüte.

Von da führte uns der Fiacre über den Platz la Greve, wo bereits die Blutbühne errichtet war, ein Rad und eine Leiter in Bereitschaft lagen, und eine Menge Volks sich herzu drängte. Wie froh war ich, als wir den Platz mit seinem berühmten Reverbere im Rücken hatten. Wenn man mir auf diesem Platze den prächtigsten Pallast schenken wollte, mit der Bedingung, ihn zu bewohnen, so würde ich mich für das Geschenk bedanken.

Abends waren wir im Théâtre italien. Ein schöner Saal, bequeme Plätze, schlechte Decorationen, gute Sänger, mittelmäßige Schauspieler. Man gab

la fausse magie, und Sargines. Das erste ist ein albernes, unleidliches Ding, mit einer ungesalzenen Musik von Gretry. Das letztere ist auch in Deutschland bekannt, es ist unterhaltend, und die Musik recht artig. Aber der Vater des Sargines sahe aus, wie ein Perrückenmacher, und seine belle Cousine wie eine H—.

Da in der Rolle des Sargines hin und wieder tragische Stellen vorkommen, so bekamen wir hier schon ein Pröbchen, von der Art der Franzosen sich dabey zu benehmen. Es war ein so schreckliches Hauen, Fechten, die Luft säbeln, blöcken, und ein über alles unausstehliches Athemaufziehen, welches nur die höchste Leidenschaft, und auch dann nur auf Augenblicke lang, sich erlauben darf.

Lieber Gott! welch ein sonderbares Ding ist es doch um den Geschmack! ich lachte bey allen solchen Stellen, und die Franzosen weilten, und klatschten, und schrien bravo! — was ist denn das? die Franzosen sind ja doch gescheidte Leute, und ich glaube doch auch keinen schlechten Geschmack zu besitzen; woran liegt es denn, daß wir hier so Himmel weit aus einander sind? — Ich liebe die Natur, und die Franzosen die Kunst. Aber wie ist es denn möglich, daß sie mit ihren reitzbaren Herzen die Natur nicht auch lieben? und wie ist es möglich, daß sie eine Kunst lieben, welche nicht die Natur nachahmt? ich glaubte sonst immer, die Kunst sey nur liebenswürdig, in so fern sie die Natur erreiche. — Ich bin nicht in der Stimmung Abhandlungen zu schreiben Erklären kann ich es nicht, genug es ist so. Ich werde nächstens das

théâtre de la nation besuchen, um ein Trauerspiel zu sehen, und mich recht satt zu lachen.

Wahr ist es, daß vor einem französischen Publikum keine Sentenz, kein Tugendspruch, keine edel ausgedrückte Empfindung verloren geht. Dergleichen ist hier immer ein Funke, der den schallendsten Beyfall wie Pulver in die Höhe lodern macht. Aber wenn ich dann in einem solchen Augenblicke an den Menschen dachte, der Todesurtheil und Hinrichtung eines armen Verbrechers mit Frühstück und Mittagsessen verglich; so konnte ich doch das Volk nicht lieben, das ein Wort erschüttert, und eine That kalt läßt.

Am 24sten. Als ich gegen Mittag in Cussacs Buchladen ein wenig herum blätterte, trat ein alter, mehr als achtzigjähriger Mann herein, dem zwar seine Füße nicht mehr die besten Dienste leisteten, der aber auf seinem Gesichte unverkennbare Spuren froher Laune trug. Cussac freute sich, ihn noch so munter zu sehen.

„O! sagte er, das kommt daher, que j'ai eu „dans ma vie beaucoup de regrets, mais „jamais de remords" (Ich habe viel Kummer in meinem Leben gehabt, aber nie Gewissensbisse.)

Der Mann gefiel mir. Ich hörte, er sey Monsieur de la Place, Verfasser oder vielmehr Uebersetzer, einer großen Sammlung von Romanen, und mancher anderer Schriften.

Freylich gebührt ihm auch wohl der Titel Verfasser, wenn es wahr ist, was mir Cussac sagte, er habe nähmlich den Tom Jones zum Beyspiel, so sehr verbessert, daß man ihn wieder aus dem französischen ins englische übersetzt habe. — Ich lächelte. —

Die petites affiches enthielten ein Paar merkwürdige Artikel. Ehe ich meine Gedanken über den ersten äußere, will ich ihn von Wort zu Wort hierher setzen.

Un jeune homme de 30 ans, bien né, reduit par les circonstances à se retirer dans une très jolie habitation, à une lieue d'une ville agreable, et 20 de Paris, où il jouit de 100 Louis de rente, voudroit trouver une personne, d'une éducation soignée et une fortune à peu près à moitié de la sienne, qui voulut passer ses jours avec lui, non pour le mariage, mais pour la Societé etc *) Er schließt mit der Bitte, die Antwort in den Mercure de France einrücken zu lassen.

Waren das die Begriffe der Franzosen von der Ehe? oder waren es nur die Launen eines einzelnen Menschen? ist das erstere, so verabscheue ich dieß sittenlose Volk; ist das letztere, so bedaure ich den armen jungen Mann! und ist er wirklich ein Mensch von Kopf und Herz, findet er wirklich ein gutes sanftes

*) Ein junger Mann von 30 Jahren, guter Geburt, durch Umstände genöthiget, sich in eine kleine, niedliche Wohnung zurückzuziehen, eine Meile von einer angenehmen Stadt, und 20 Meilen von Paris gelegen, wo er eine Rente von 100 Louis verzehrt, wünschte eine Person zu finden, von guter Erziehung und einem Vermögen beynahe halb so groß als das seinige, welche ihre Tage mit ihm verleben wollte, nicht als Gattinn, aber als Gesellschafterinn u. s. w.

Geschöpf, das seine Tage ohne alle Bedingung mit ihm verleben will; so prophezeihe ich ihm, daß sie im Jahr und Tag sein Weib seyn wird. Er darf nur damit anfangen, sie gerne um sich zu sehen; sie darf ihn nur einige Mahl wahren Antheil an seinem Schicksale merken lassen, nach und nach wird er sich an sie gewöhnen, nach und nach wird sie ihm unentbehrlich werden, nach und nach wird er sie lieben, und endlich wird er sich in sie verlieben. Der Genuß? — o Possen! der Genuß ist gar nichts, er erweckt keine Liebe, und vermindert keine Liebe. Wer nach dem Genuß zu lieben aufhört, der muß gar nicht sagen, daß er geliebt habe. Liebe ist die eigentliche Nahrung auf Hymens Tafel, der Genuß in der Ehe ist nur ein Glas Wein, oder ein Backwerk, das man auch leicht entbehren kann.

Im Ganzen mag dieser Zeitungsartikel beweisen, welch' eine unbegrenzte Licenz dort herrschte, und was man dort alles laut sagen durfte. Zufälligerweise stand noch ein ähnlicher Artikel in der nähmlichen Affiche, doch mit dem Unterschiede, daß der Mann, welcher eine junge, wohlerzogene Person als Gesellschafterinn und Haushälterinn zu besitzen wünschte, sich als très agé (sehr betagt) angab, und das ist denn doch ein Schleyer, er sey so dünn er wolle.

Der zweyte Artikel, den ich nicht umhin kann meinen Lesern mitzutheilen! enthält eine sehr rührende Anecdote. Das damahlige Freyheitsfieber hatte unter andern die Wirkung hervor gebracht, daß man auf den französischen Bühnen, und vorzüglich auf dem théâtre de la nation (vormahls théâtre français) nichts zu sehen wünschte, als Trauerspiele, die

einigen Bezug auf die Revolution haben, Tyranney oder Fanatismus mit gehässigen Farben darstellen. So gab man unzählige Mahl Brutus, Guillaume Tell, la Mort de César, Rome sauvée und Jean Calas. Bey dieser Gelegenheit erzählen die öffentlichen Blätter folgende Anecdote:

Alle Bühnen wiederhallen von dem Nahmen Jean Calas, und man vergißt, welche schmerzliche Wunden man dadurch wieder aufreißt. Madame Calas, die arme alte Witwe, lebt noch. Sie wohnt, nebst ihren beyden Töchtern, seit fünfzehn Jahren in Paris, in der Straße Poissonnière. Sie hat seit dem Tode ihres Gatten die Trauer, nicht abgelegt, und die Uhr, welche an seinem Todestage stehen blieb, nicht wieder aufgezogen. So oft auf den Straßen ein Todesurtheil verkündigt wird, eilt die Magd schnell die Treppe herab, um die Ausrufer zu bitten, dieses Haus und diese Gegend still vorüber zu gehen, weil jeder solcher Ausruf ihrer armen Frau eine Ohnmacht zuzieht.

Diese Anecdote hat mich unbeschreiblich gerührt. Ich wollte der Aufführung des Trauerspiels Jean Calas nicht beywohnen. Es kann unmöglich den Eindruck erhöhen, welcher der einzige Zug: „sie zog die „Uhr nicht wieder auf, welche am Todestage ihres „Mannes abgelaufen war, macht.“

Am 25sten. Diesen Morgen habe ich Madame de Rome meinen Gegenbesuch gemacht. Ich traf sie an bey der Uebersetzung von Crells chemischen Annalen, welche ihr von irgend einem Gelehrten aufgetragen worden. Wir setzten uns vor den Kamin, auf welche verschiedene deutsche Schriften lagen. Das Gespräch

fiel, wie hier in Paris überall, sehr bald wieder auf Politik, und da Madame de Rome eine erklärte Aristocratinn ist, so nannte sie die National-Versammlung in ihrem Eifer die zwölf hundert Majestäten.

Um sieben Uhr nahm das Concert in cirque national seinen Anfang. Dieser Circus ist der größte Saal, den ich jemahls gesehen habe, seine Länge ist vollkommen 150 Schritt. Da er größtentheils unterirdisch ist, so erhält er sein Licht durch eine Glasdecke von oben. Eine Gallerie läuft rings herum. Man findet daselbst ein großes Orchester, eine Menge Bänke für die Zuhörer in Form eines Amphitheaters, eine Art von runden Tempel, worin man Erfrischungen bekömmt, Boutiquen, Billards, kurz! wieder eine Welt im Kleinen.

Ich schätzte die Menge der Anwesenden auf einige Tausende. Der Saal mag wohl vier Tausend fassen. Alles lief durcheinander, größtentheils nachläßig gekleidet, mit den Hüten auf den Köpfen. Als die Musik anfing, näherte sich mir ein Garde national, mit der Bitte, meinen Hut abzunehmen. Ich sah mich schnell um, denn ich hatte nicht bemerkt, daß alle Zuschauer bereits mit entblößten Häuptern standen; aber es kam mir lächerlich vor, daß ich gerade nun den Hut abnehmen sollte. Im Schauspielhause ist mir das sehr begreiflich, da thut man es, um den Hintenstehenden nichts von der Aussicht zu benehmen, wenigstens sind die Mannspersonen so höflich. Aber warum im Concert? wenn man ihn nicht gleich beym Eingange abnehmen muß, welches ich freylich sehr billig und natürlich gefunden haben würde. Ich konnte mich nicht enthalten, die Garde zu fragen: ob man hier

die Musik grüße? er wußte mir nichts darauf zu antworten. Die Symphonie ging aus b dur, es war das erste b dur in meinem Leben, vor dem ich den Hut abnahm.

Uebrigens war das Orchester lange nicht so gut besetzt, als — so sagte ich zu mir selbst mit einem gewissen deutschen Stolz — das Maynzer zum Beyspiel, welches ich erst kurz vorher gehört hatte. Ich fing an mich zu langweilen, wie mir denn das in großen Gesellschaften gar leicht begegnet, und ob ich gleich für meine sechs und dreyßig Sous noch einem Balle hätte beywohnen können, so reizte mich doch mehr die Einsamkeit meines Zimmers. Ich ließ meinen Gefährten zurück und fuhr nach Hause. Ich mußte über mich selbst lächeln. Als ich mich in den Wagen setzte, sagte ich mir laut: ich will nach Hause zu meiner Friederike. Als ob ich sie da finden würde! — aber ich war jetzt so selten allein, nur des Morgens ein Paar Stunden weil ich früh aufstand. So oft ich nun allein war, so oft kam mir's vor, als sey ich bey ihr! ich redete mit ihr, ich erinnerte sie an jede schöne und frohe Situation unseres Lebens, ich fragte sie, ob sie umschwebt? ob sie mich hört? ich sah links und rechts hinauf in die Luft, ob meine Phantasie sich nicht wenigstens ein Wolkenbild erschaffen werde.

Man sagt, es gäbe keine Gespenster, aber man behauptet doch, eine lebhafte Einbildungskraft sehe dergleichen, wenn sie sie sehen wolle. Ach! so habe ich denn keine lebhafte Einbildungskraft! denn ich mochte immerhin meine ganze warme Phantasie aufbiethen, mich zu täuschen, es war umsonst! ich mußte immer

wieder zurück in mein Herz blicken, wenn ich die Gestalt meiner Gattinn sehen wollte.

Am 26ten. Diesen Abend im théâtre de Monsieur, dessen Aeußeres und Inneres nicht sonderlich ins Auge fällt. Man gab le procès de Socrate, et l'histoire universelle. O heiliger Sokrates! wie wurde dein Andenken geschändet! wäre Mendelssohn unter den Zuschauern gewesen, er hätte sich todt gelacht oder geärgert.

Das zweyte Stück entschädigte uns für die Langeweile des ersten. L'histoire universelle ist eine niedliche Oper von dem bekannten Cousin Jacques, die da beweisen soll, daß jeder Erdenbewohner, vom Reichsten bis zum Aermsten, vom Könige bis zum Bettler, über Unglück klagt und Unrecht hat. Dieses allgemeine Klagen und die mancherley nicht seltenen Vorfälle des Lebens, über welche sich hier ein jeder beschwert, als: verlorne Processe, Untreue in Freundschaft und Liebe, ungerathene Kinder u. s. w. haben dem Stücke den Titel histoire universelle, zuwege gebracht. Es ist voll Witz und Laune, die meisten Arien haben drollige Refrains, und sind niedlich componirt. Ganz zuletzt erscheint ein Eremit in der Versammlung, der sie belehrt, daß man immer lustig und fröhlich seyn müsse, weil es eigentlich gar kein Unglück auf der Welt gäbe, als das man sich selbst mache.

Der Cousin Jacques mag mirs nicht übel nehmen, wenn ich ihm hier nicht beypflichte. Es gibt wahrlich Unglück auf der Welt! freylich mag unter hundert Mahlen, das immer unzufriedene Geschöpf, der Mensch, neun und neunzig Mahl sein eigener Peiniger seyn; aber wenn nun jemand unter der Menge aufgetreten wäre, und

zu dem Eremiten gesagt hätte: „Freund! der Tod hat mir mein geliebtes Weib entrissen!“ — ich hätte doch hören mögen, was der lustige Eremit geantwortet haben würde. Vermuthlich hätte er sich durch einen Gemeinspruch aus der Sache gezogen.

Ich habe einen practischen Maßstab für das Unglück, der mich selten trügt. So bald mir etwas Unangenehmes begegnet, so frage ich mich selbst: „werde ich über ein Jahr um diese Zeit noch daran denken? wird es dann noch Einfluß auf mein Schicksal haben?“ — Muß ich diese Frage mit ja beantworten, so nenne ich das ein Unglück. Alles andere schlage ich mir aus dem Sinne.

So war mir dein Verlust, geliebte Gattinn! ein großes Unglück; denn könnte ich Jahrhunderte alt werden, Dich würde ich nie vergessen! —

Am 27ten. Diesen Abend besuchten wir die Comediens de Beaujolois, und litten gräßliche Langeweile. Ein kleines, leeres, kaltes, unfreundliches Haus; häßliche, quäckende Schauspieler, und die schlechtesten Stücke, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts geschrieben worden. l'Antidramaturge, Lustspiel in drey Acten, von welchen nicht weniger als drey überflüßig waren. Eine eiskalte Abhandlung über die Schauspieldichtkunst, mit der fadesten Liebesintrigue verflochten.

Le bon père, Opera in einem Act, bon für seine Kinder, höchst langweilig für uns, Bierfiedlermusik, singen konnte keiner unter ihnen, und wehe ihnen! wenn sie einst Rechenschaft geben müssen, von jedem falschen Ton, den sie hienieden herausgegurgelt haben.

Den Beschluß machte endlich le deguisement amoureux, abermahl Opera in zwey Acten, die abgedroschenste Intrigue, ein Zwillingsbruder des bon père. Wir hatten den Muth auszuhalten bis fast ans Ende. Mein Verdienst dabey war eben nicht so groß, denn nie habe ich weniger den Zweck erreicht, um dessen willen ich die hiesigen Bühnen besuchte, ich meyne Zerstreuung. Nie war ich weniger zerstreut. Den ganzen Abend ist meine Frau bey mir gewesen, sie hat neben mir auf der Bank gesessen, und ich habe mich so selten als möglich aus der süßen Täuschung wecken lassen.

Das Publikum war auch hier, wie überall in Paris, mit seinem Beyfall lächerlich verschwenderisch. Ein Mahl waren sie gar so unverschämt, bey Gelegenheit eines abgeschmackten Chor, bis! bis! zu rufen, und dieß bis sprechen sie so weich und eckelhaft aus, daß man gleich dabey an ihre Fricassees denkt. Noch widerlicher klingt aber dem deutschen Ohre die Aussprache der lateinischen und griechischen Nahmen in einem französischen Munde. Da ist Brûtûs, Titûs, Anytûs, Melitûs — o es ist zum übel werden!

Die petites affiches de Paris, wovon täglich ein halber Bogen, außer dem Supplement und oft auch noch mehr heraus kömmt, enthalten beynahe jeden Morgen etwas dem Beobachter Merkwürdiges, und wer sich die Mühe geben wollte, aus jedem Jahrgange auch nur das zu sammeln, was den Bewohner jedes Landes interressiren muß, der würde jährlich ein artiges Bändchen zu liefern im Stande seyn. Ich habe schon einige Proben davon gegeben, und ich fahre fort.

Hier ist ein quatrain, eine Art von Lückenbüßer

des heutigen Tageblattes, so glänzend gesagt, und doch so unwahr.

O bonheur! o chimere! envain l'homme
t'implore,
Hélas! pour être heureux, ses voeux
sont superflus,
En éspérant, il ne l'est pas encore,
En jouissant, il ne l'est déjà plus.

(Vergebens ruft der Mensch des Glückes Göttinn! indem er hofft, ist er noch nicht glücklich; indem er genießt, ist er es schon nicht mehr.

Ich läugne beydes. Wie? Hoffnung mache nicht glücklich? — o dann wären wir arme Menschen! Hoffnung ist die Kindheit und das Jünglingsalter des Glücks. Man wird gegängelt, in den Schlaf gesungen, mit schönen Bilderchen hingehalten, und ist man endlich zu der Wirklichkeit hinüber geschritten — je nun, so bunt, so lachend ist sie freylich nicht; aber daß der Augenblick des Genußes derjenige sey, in welchem die Hoffnung glücklich zu werden, mit dem Gefühl es gewesen zu seyn! verschmelz, o armer Mensch, der das schrieb.

Der Himmel mag wissen, welchen Genuß der Dichter im Sinne haben mochte. Sprach er vom Becher der Wollust oder von jeder andern Sinnlichkeit, dann mag er Recht haben. Aber — gewiß ward er nie des einzigen wahren Glücks theilhaftig, des einzigen, wofür der Mensch geschaffen wurde, häusliche Ruhe und Freude! er weiß gewiß nicht, wie da die Wochen zu Stunden werden; wie einem alles so gewöhnlich, so alltäglich, und doch immer lieb ist; wie man immer vorher weiß, was man in der nächsten Stunde thun wird, und es doch gern thut; wie man

immer gern nach Hause geht, und nirgends lieber ist, als zu Hause; wie man schon auf der Straße sich freut, daß man die liebe Gefährtinn seines Lebens auf dem und dem Plätzchen, so oder so beschäftiget finden wird, ob man sie gleich alle Tage findet; wie wohl der freundliche Empfang dann thut; wie frey man Athem hohlt, wenn man etwa in einer geschraubten Gesellschaft war; wie hastig man alles heraus sagt, alles mittheilt, was einem auf dem Herzen lag; man legt es nieder in das Herz eines andern, und wird verstanden, und ist leicht und froh; wie heiter man dann zur Arbeit geht, die man sich jeden Augenblick würzen kann, durch ein freundliches Gespräch oder einen Kuß.

O wahrlich! wahrlich! dann reicht man sich oft still und freundlich die Hand, und im Auge steht geschrieben: wir sind glücklich! Auch mein Mund hat es oft laut und dankbar bekannt. Oder ist das nicht Genuß? und zwar der süßeste, der einzige Herz befriedigende, der uns hienieden gewährt wurde! die Auffstufung vielleicht von irdischen Freuden zu überirdischen? —

Um uns für die Langeweile zu entschädigen, die wir gestern in den Comediens de Beaujolois ausgestanden hatten, gingen wir heute in die große Oper und ich gestehe, daß ich selten einen so mannigfaltigen Genuß gehabt habe, den theils dieses prächtige Schauspiel selbst, theils Nebenumstände mir verschafften.

Wir fuhren dieß Mahl schon um vier Uhr hin, um einen guten Platz zu bekommen, und erreichten unsern Zweck vollkommen. Gegen die Langeweile hatten wir uns mit Büchern gewaffnet. Man gab Alceste von Gluck, ein schwelgerisches Gastmahl für Ohr und Au-

ge, aber wahrlich keine lindernde Arzeney für mein Herz! — Kaum hatte das Stück seinen Anfang genommen, siehe da, gleich arbeitete meine kranke Phantasie, Aehnlichkeiten und Beziehungen zu suchen. Ja, es ist vielleicht lächerlich, aber nicht belachenswürdig; ich sahe im Admet mich selbst, Admet krank, ich auch; sein Weib opfert ihr Leben für das seinige, ich reise um meine Gesundheit wieder herzustellen, meine Frau begleitet mich aus Liebe, und — verliert ihr Leben auf dieser Reise! hat sie es nicht auch für mich geopfert? lebte sie vielleicht noch, wenn ich sie zurückgelassen hätte? — ich lächelte selbst über diese Schwärmerey, aber eine Thräne läuft mir dabey über die Backen, und wer bey dieser Stelle anders als lächeln kann, der schlage um Gotteswillen das Buch zu.

Am 29ten. Wir fuhren auf den Platz, wo ehemahls die Bastille stand. Ihre Spur wird kaum noch gefunden. Nichts mehr von den schwarzen hohen Mauern, nichts gräßliches und düsteres mehr. Ein schöner freyer Platz, wo nur noch hin und wieder ein Steinhaufen verräth, daß er ehemahls bebaut war. Auch diese wenigen Ueberbleibsel hinweg zu schaffen, fanden wir noch immer eine Menge Leute beschäftiget.

Die Empfindungen, welche den Fremdling auf diesem fürchterlichen Platze ergreifen, sind unbeschreiblich Jeder Stein, an dem man vorüber geht, diente vielleicht einem Elenden zum Kopfküssen; jede Schaufel Erde, die der Arbeiter auf seinen Karren wirft, hat vielleicht Thränen in sich gesogen.

Ich muß bey dieser Gelegenheit des durch seine Leiden auch unter uns bekannt gewordenen Monsieur de la Tüd erwähnen. Er ließ vor einigen Tagen folgendes in die öffentlichen Blätter einrücken:

An die Herausgeber.

Meine Herren!

„Die Menschen haben mich immer so übel behan„delt, daß es mir Bedürfniß wird, von meiner Dank„barkeit zu reden, wenn ich ein Mahl das Gegentheil „erfahre. Ich übergab vor einiger Zeit ein Exemplar „meiner Memoires de Comité der französischen „Komödie. Unsere heutigen Rosciusse haben so oft Ge„legenheit gegen die Tyrannen, und für die Freyheit zu „reden, daß ich glaubte, ihnen mittheilen zu müssen, „das, was vierzig Jahr drey Monathe und vierzehn „Tage der Qualen, mir wohl das Recht gegeben ha„ben, die Archive des Despotismus zu nennen u. s. w.

Er dankt hierauf öffentlich für die freye Entree, welche die Comediens de roi ihm und seiner Wohlthäterinn und Befreyerinn, der Madame le Gros, zugestanden haben.

Welche Empfindungen müssen diesen Mann ergreifen, wenn er über den großen, freyen Platz geht, von welchem er ehemahls einen kleinen Raum von einigen Schritten zwischen vier Mauern bewohnte! welche Gefühle, wenn er die Gegend sucht und betritt, in welcher dieser kleine Raum gelegen war! jeder Stein muß ihm merkwürdig seyn, denn es ist vielleicht eine vierzigjährige Bekanntschaft.

Am 31ten. Als ich diesen Morgen bey dem Baron G— frühstückte, ließ die Witwe Calas ihm den Tod ihres einzigen Sohnes melden. Sein Tod ist zugleich der Fall ihrer letzten Stütze. Die unglückliche Frau! ich fühlte in diesem Augenblicke, daß es doch noch größere Leiden gibt, als die meinigen. Zwar hat sie mit dem Tode ihres Mannes gewiß nicht mehr ver-

loren, als ich, aber sie hat es auf eine schreckliche Art verloren. Unbegreiflich ist es mir, daß sie noch lebt, oder daß sie noch ihres Verstandes mächtig ist, und beynahe möchte ich mit Lessing ausrufen: wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.

Baron G— sagte mir, sie sey schon seit einigen Jahren sehr schwach und fast fühllos geworden, gegen alles, was um sie her vorgeht.

Am 1ten Januar 1791. Sey freundlich gegrüßt, erster Tag in diesem neuen Jahre. Gott sey Dank! das unglücklichste Jahr meines Lebens liegt hinter mir; ich bin gewiß, es muß besser mit mir werden, weil es nicht schlimmer werden konnte. Die Zukunft kann mir wenig rauben, aber viel wieder geben. Ich habe keine Hoffnungen mehr für diese Welt, was ich da verlor, ist unersetzlich! aber sey willkommen du neues Jahr, ein Schritt näher zu den Hoffnungen jener Welt! —

Vor einem Jahre um diese Zeit saß ich in meinem Studierzimmer, mein Wilhelm trat herein, und recitirte keck und wohlgemuth einen niedlichen Neujahrswunsch, den die Mutter ihn gelehrt hatte, und die Mutter stand hinter der Thür und lauschte, ob er es auch recht machen werde? Ich schloß sie in meine Arme, sie weinte. „Warum weinst du?"

„Ach! daß ich dir vor einem Jahre an diesem Tage vergebens die Wiederherstellung deiner Gesundheit wünschte, und sie dir vielleicht heute wieder vergebens wünsche."

„Sey ruhig," sagte ich, „ich bin ja glücklich, und habe frohe Tage in diesem Jahre erlebt, und die frohesten durch dich!"

Ja freylich war ich glücklich, meinem siechen Kör-

per zum Troß. Ich bin seitdem gesunder geworden, aber mein froher Muth ist zu Grabe gegangen, der einzige Genuß, der mir übrig blieb, sind die Freuden der Vergangenheit, meine einzige Hoffnung, die Freuden der Zukunft, einer Zukunft, wo ich sie wieder finde! sie, die unter Millionen Mädchen allein mich ganz glücklich machen konnte! sie, die ich unter Millionen wirklich finden mußte — um sie zu verlieren! — Warum mußte ich sie finden! — und doch — um alle Schätze der Welt möchte ich diese frohen sechs Jahre nicht aus meinem Leben wegstreichen, möchte nicht die kleinste meiner Freude vergessen, wenn ich es auch könnte. Der Fluß Lethe der Griechen scheint mir eine abgeschmackte Erfindung zu seyn. Als ob nicht überall, und gewiß auch dort noch die Rückerinnerung den größten Theil unserer Freuden ausmachte? — Ja, meine theure angebethete Friederike! gewiß gedenkst auch du noch meiner! vielleicht an dem heutigen Tage, wenn es anders für dich noch Tage und Stunden gibt; vielleicht in diesem Augenblicke, da diese Thräne deinem Andenken warm über meine Wange herunter fließt, und auf den kleinen Hund fällt, der dein Liebling war, und der nun immer auf meinem Schooße liegt, wo er, wie du weißt, sonst nicht liegen durfte.

Am 2ten Januar. Heute war ich so krank, daß ich nicht ausgehen konnte. Schon seit einigen Tagen fühlte ich, daß dieser Besuch mir drohe, ich glaubte ihn durch Zerstreuungen zu verscheuchen; aber vergebens! ich mußte zu den alten, treuen Freunden, die sich mir schon seit einigen Jahren aufgedrungen haben, Kamillenthee und Pulver meine Zuflucht nehmen. Was vormahls alle meine körperlichen Leiden mit sanfter

Hand milderte, habe ich verloren, und fühlte es heute wieder doppelt.

O meine Friederike! wie ungerecht war ich gegen das Schicksal, wenn ich oft die Rose, die mir blühte, so ganz ohne Dornen pflücken wollte. Selbst jene Stunden des Leidens, wo ich ängstlich und beklommen im Zimmer auf und nieder ging, und nicht sprechen konnte, weil mir das Sprechen sauer wurde, und nichts denken konnte, als mich selbst; — ja, selbst die Rückerinnerung an jene Stunden, hat jetzt Reitze für mich. Du saßest dann in einem Winkel des Sofa, und schwiegst, und näheteſt, und blicktest immer verstohlen über dein Nähzeug weg nach mir hin, und nahmst dich wohl in acht, eine Thräne aus dem Auge zu wischen, bis ich dir etwa den Rücken gewendet hatte. So vergingen oft Stunden, alles Körperliche in mir war Schmerz, alles Geistige heitere Ruhe und Gefühl häuslichen Glückes. Sobald nun die körperlichen Empfindungen nachließen, und die geistigen die Oberhand behielten, dann reichte ich dir im Vorbeygehen die Hand, dann wußtest du schon, daß mir anfing besser zu werden, dann legtest du flugs dein Nähzeug weg, und standest auf, und gingst mit mir Arm in Arm. O nun wurde mir so wohl! ein Kuß, und alles war vergessen! —

Froh warf ich mich auf den Sofa, innig froh mit dir allein zu seyn, denn nie ist mir mit dir allein die Zeit lang geworden. Du nahmst ein Buch und lasest mir vor; oder du gingst an dein Clavier, ich ergriff meine Flöte, und wir spielten eine Sonate von Hofmeister! — O ihr seligen Stunden! wir waren uns so ganz genug! und wenn wir uns auch einmahl ein=

bildeten, ein Ball, oder etwas dergleichen werde uns Freude machen, und wenn wir nun auch wirklich hingingen, — ja lieber Gott! kaum schlug die Uhr zehn, so kam Friederike zu mir, oder ich zu ihr, und raunte ihr ins Ohr: „sollen wir noch nicht wegfahren?" — „O ja," war immer die Antwort. Wir fuhren, und die ersten Worte, mit welchen wir unser Zimmer betraten, gewöhnlich: „Gott Lob, daß wir wieder zu Hause sind."

Arme Menschen, die ihr nie eheliche Glückseligkeit schmecktet, und vielleicht gar darüber hohnlächelt; ihr seyd nur in einem Stücke zu beneiden, ihr habt nichts zu verlieren.

Am 3ten. Ich mag nicht länger in Paris bleiben. Denn, wenn ich auch ein Jahr lang hier wohnte, so würde ich doch nie hier zu Hause seyn, und wo ich nicht zu Hause bin, da gefällt mir's auch nicht. Eine Menge Kleinigkeiten, deren jede einzeln genommen, nichtsbedeutend ist, machen im Ganzen mir den Aufenthalt unbehaglich, und ich glaube, das würde bey jedem der Fall seyn, der sich an eine gewisse einförmige Art zu leben gewöhnt hat, oder, warum soll ich es nicht gerade heraus sagen? der ein wenig bequem ist, wie ich.

Ich muß bey dieser Gelegenheit einer lächerlichen Anecdote erwähnen. Es wurde mir im Palais Royal eine kleine spanische Hündinn zum Kauf angebothen. Da das arme kleine Thier, welches mir meine geliebte Friederike hinterlassen, jetzt oft Langeweile hat, weil ich es nicht allenthalben mit hinnehmen kann, so beschloß ich, ihm eine Gehülfinn zu geben, und vermählte ihn mit der kleinen spanischen Pariserinn. Das Hünd-

chen war von einer schönen braunen Farbe, nach und nach aber fing es an heller zu werden, nach und nach wurde es gelb, und endlich spielte die gelbe Farbe sogar in's weiße: kurz, das Thier war gemahlt. Mir war das nun zwar sehr gleichgültig, denn auf die Farbe kam es mir nicht an, und ihrem Gemahl eben so wenig, aber es ist doch ein jämmerlich kleiner Betrug.

Aber Paris zu verlassen, ohne in der Nationalversammlung gewesen zu seyn? nein, das geht nicht. Zwar hat es der Herr Abbe de R— gemacht, wie alle seine Landsleute, er hat uns mit schönen Worten genarrt, von Tage zu Tage Billets zu schicken, versprochen, mich dadurch gehindert, sie anderwärts zu suchen, und noch bis heute nicht Wort gehalten. Zum Glück kann man für Geld alles haben, also auch Billets in die Nationalversammlung, mit welchen ein gewaltiger Handel getrieben wird, der den Repräsentanten der Nation unmöglich verborgen seyn kann, und den sie um ihrer Ehre willen nicht leiden sollten. Unser Bediente verschaffte uns sehr bald zwey Billets für drey Livres das Stück.

Als wir noch weit von dem ehemahligen Reithause entfernt waren, welches zu den Sitzungen eingerichtet worden, mußten wir vor einem Thore aussteigen, und durch zwey bis drey Höfe waten. In einem derselben konnte man die Schuhe im Kothe stecken lassen, der andere war ganz voll Wasser, ein Paar Savoyarden hatten Breter darüber gelegt, und ließen sich das wie billig bezahlen; vielleicht hatten sie auch das Wasser zuvor hingetragen. Alles das gab mir noch keine große Idee von der Versammlung der 1200 Majestäten.

Nun näherten wir uns dem Gebäude selbst, und

horch! die Freyheit tönte uns schon von ferne entgegen, denn wenigstens auf zwey hundert Schritt von der Treppe schlug ein pöbelhaftes Gelächter an mein Ohr. Dieses Gelächter kam aus dem Versammlungssaale. Wir wurden auf eine Gallerie geführt, die bereits drey Mann hoch mit Menschen dicht besetzt war, also nicht ein Mahl bequeme Plätze für unsere sechs Livres. Der Saal ist sehr lang und breit, auf beyden Seiten, der Länge nach, erheben sich amphitheatralisch Reihen von Bänken, auf welchen die Mitglieder sitzen; viele gehen aber auch herum, wo sie wollen, oder stehen in dem mittlern Gange, laufen bald hinüber bald herüber, tragen Schreibtafeln in den Händen, und schreiben von Zeit zu Zeit ein Paar Worte hinein.

Die Debatte war heute sehr lebhaft. Als wir ankamen, stand eben linker Hand ein junger Mann, declamirte gegen die Geistlichkeit, und sprach von einem Priester, der seinem Eide die Einschränkung beygefügt habe: „gemäß dem, was der Herr Bischof von Lydda gesagt hat.“ Darüber entstand ein gewaltiger Lärm, man schrie ohne alle Ordnung untereinander, man schraubte sich, man sagte bons mots, und lachte sich alsdann sehr unschicklich aus. Dieses pöbelhafte Lachen, welches sehr oft wiederhohlt wurde, schien mir der Würde der Versammlung nicht angemessen, und ich gestehe, daß, wenn ich ein Mitglied derselben wäre, mich ihre witzigen Einfälle, und ihr Lachen heraus jagen würde, so wie es mich sogar als Zuschauer herausjagte; denn nachdem man feyerlich beschloßen, „die Geistlichkeit, soll ohne alle Einschränkung schwören,“ und man nun zu der Untersuchung überging, „wie in Zukunft die Zeugenverhöre abgefaßt werden sollten,“

so interessirte mich das zu wenig, und ich ging fort. Mit grossen Erwartungen kam ich hin, mit ganz winzig kleinen Bildern in der Seele fuhr ich wieder weg.

Nachmittags packten wir unsere Koffer, und verspäteten uns darüber so sehr, daß wir keinen Platz mehr in der Oper fanden, welche wir zum letzten Mahle besuchen wollten. Wir fuhren also in das théâtre de la nation, wo man Turcaret, ein niedliches, von Witz übersprudeltes Lustspiel, und mir die Ueberzeugung mit auf dem Weg gab, daß die französischen Schauspieler im Lustspiel von keiner Nation übertroffen werden.

Am 4ten. Des Morgens um sechs Uhr fuhren wir abermahls mit der famösen Diligence von Paris ab. Doch dieses Mahl habe ich mich zum Theil wieder mit ihr ausgesöhnt, denn wir fanden nur einen einzigen Gefährten darin, einen Buchdrucker, der nach Petersburg ging, sehr bescheiden war, und uns folglich nicht überlastete. Wir hatten also bequeme Sitze, konnten uns ausbreiten nach Gefallen, konnten die Fenster auf und zu machen, wenn wir wollten, hörten keine abgeschmackten Scherze und kein Alltagsgewäsch, hatten vortrefliches Wetter; alles das versetzte uns in bessere Laune als das erste Mahl, und gab uns Muth und Kraft für die übrigen Unbequemlichkeiten, welche zu heben, nicht in unserer Macht stand.

Als wir, nach einer Stunde ungefähr, Paris im Rücken hatten, und zum ersten Mahle wieder frische ungeräucherte Luft schöpften, o da fiel mir ein Stein vom Herzen. Ueberhaupt sind meine Empfindungen, wenn auch nicht froh, doch nie so sanft gewesen, als in den beyden ersten Tagen unserer Reise. Wir fuhren beständig an den

Ufern der Marne, die so blühend, so angebaut, so reitzend sind, und von einer so warmen Frühlingssonne beschienen wurden, daß ich mich wunderte, wie dieses Land nicht Schaaren von Idyllendichtern hervorbringt. Ich habe immer das Fenster offen gehabt, und immer hinausgestarrt in die schöne liebe Natur, und nichts gedacht, aber viel empfunden. Dank dir, ehrlicher Buchdrucker! daß du immer schliefst, und nichts sprachst.

Wir nahmen in Metz einen Miethkutscher, der schon ein schlechtes lothringisches Deutsch sprach, und den wir bis Mainz bedungen. Der arme Teufel, dem auch die Freyheit ein wenig im Kopfe wirbelte, wäre in Deutschland beynahe ein Märtyrer derselben geworden; denn die braven Deutschen hängen an ihren Fürsten, wenn sie brav sind, mit Leib und Seele. Ein solcher ist der Fürst von Leiningen, von welchem unser Kutscher in einem Wirthshause ungebührlich sprach, weil er, wie er meinte, Chausseegeld habe bezahlen müssen, für eine Chaussee, die noch nicht existire. Nun ist es zwar wahr, daß mit dem Chausseegeld gewaltiger Unfug getrieben wird, aber der Kutscher hätte denn doch bescheidener sprechen sollen. Auch bekam es ihm übel. Der Wirth, ein alter Mann, schien Anfangs nicht viel darauf zu achten; sein Sohn hingegen, ein junger rascher Kerl, nahm das Ding schief, polterte und schimpfte, theils auf die ganze französische Nation, theils auf das französische Individuum, unsern Kutscher: das brachte endlich auch das träge Blut des Alten in schnellere Bewegung, er nahm Theil an der Fehde; umsonst gab der Kutscher die besten, schönsten Worte, und erklärte alles, was er gesagt, für unverfänglichen Scherz; Va-

ter und Sohn machten Anstalten, ihn derb durchzuprügeln. Es hielt schwer, Frieden zu stiften. Ohne unsere Vermittelung hätten sie ihn gewiß auf drey Tage zum Fahren untüchtig gemacht.

Kurz vor diesem Unfalle sahen wir plötzlich, als wir zwischen Bergen und Waldungen uns durchwanden, ein niedlich gebautes Jagdschloß, in einer wilden, sehr romantischen Gegend, nicht weit davon im Gebüsch, ein kleiner runder Tempel, mit der Ueberschrift: Salomon Geßner. Der Anblick war mir außerordentlich überraschend. Ich ließ halten, stieg aus, und wahlfahrtete hinüber. Der kleine Tempel war noch nicht ganz fertig, es war auch übrigens nichts besonders da zu finden, aber die Idee ist allerliebst, und Segen dem Fürsten, der deutsche Dichtkunst ehrt.

Als wir an das obbemeldte Haus kamen, wo die Leiningischen Patrioten wohnten, und erzählten, was wir gesehen hatten, rief der Alte: „o ja, das kenne ich, das ist Salomons Tempel."

In demselben engen Thale habe ich auf einem Berge die mahlerischsten Ruinen gesehen, die vielleicht in Deutschland gefunden werden. Man sagte mir, es sey ein Schloß, das im dreyßigjährigen Kriege zerstört worden. Doch mein Gewährsmann ist ein Jude, dem ich keine tiefen historischen Kenntniße zutraue.

Am 12ten kamen wir endlich nach Maynz, für's erste das Ziel meiner Reise. Hier ist das Clima sanft und mild, die Gegenden rings umher göttlich schön, und der Umgang sehr angenehm — für den, der gern allein lebt. Das Schauspiel war eines der besten in Deutschland, es besaß vortreffliche Mitglieder, die deutsche Muse war dem Herrn Baron von Dalberg Dank

schuldig. Die Herren Koch, Christ und Porsch waren Vertraute und Lieblinge ihrer Kunst, den Ersteren sah man nur zu selten, weil man ihn immer zu sehen wünschte. Die sanfte Madame Porsch, die schalkhafte Madame Menck und Madame Ennike, die geborne Gurli, waren Zierden dieser Bühne. Ueberhaupt wird man selten auf einem Theater so viele hübsche Gesichter antreffen, als auf dem hiesigen. Auch die Oper war vorzüglich gut besetzt. Ich darf nur Madam Walter und Madam Schick nennen, um dieses Urtheil zu rechtfertigen.

Was ich sonst noch von und über Maynz zu sagen wüßte, das sage ich nicht.

Hier brachte ich das Tagebuch jener Reise, und meines kummervollen Lebens in Ordnung; es erschien unter dem Titel: die Flucht nach Paris.

Alles, was ich geschrieben habe, habe ich aus meinem Herzen geschrieben, ungekünstelt und ohne daran zu feilen. Es sind viele Nachlässigkeiten darin, immerhin! ich schrieb es ohne Fleiß, ich gab es wieder, ohne eine Sylbe daran zu ändern; denn hätte ich das gethan, so würde ich den Charakter dieses Buchs verwischt haben.

Ich wollte ein Bild meiner Empfindungen darstellen, wie sie mit tausend Zerstreuungen sich mischten, und doch immer dieselben blieben. Wer dieß kleine Buch gelesen hat, kennt mich, so gut ich mich selbst kenne. Ob es den Leser unterhalten werde? daran zweifelte ich, als ich es anfing, und das hoffte ich, da ich es vollendet habe. Warum sollte man es nicht eben so gern lesen, als einen Roman? hat doch Wahrheit im-

mer den Vorzug vor Dichtung behauptet, und hier ist Wahrheit, wenn je eine geschrieben wurde.

Ich bin sehr mächtig in meinem Vertrauen bestärkt worden. Es fiel mir die Beylage einer Hamburger-Zeitung in die Hand, ich fand einen Artikel, der an mich addressirt war, ich stutzte und las: „eine Anzahl Freunde und Freundinnen in Schlesien, die mir völlig unbekannt sind, die nur das allgemeine Band gefühlvoller Seelen an mich kettet, betrauert meinen Verlust, bezeigt mir öffentlich Theilnehmung und tröstet mich." O! ich kann nicht ausdrücken, wie mich das überrascht, gerührt und erfreut hat! welch ein süßer Lohn der Dichtkunst, unter einem fremden Himmelsstriche Freundschaft und Mitleid zu finden, zu einer Zeit, wo man deren so bedürftig ist.

Ich danke diesen guten Menschen öffentlich, und wünsche ihnen nichts, als die Erhaltung dessen, was sie besitzen, denn Seelen wie den ihrigen kann es an Freunden und Geliebten gewiß nicht fehlen, und hat man das, und behält man das — was mangelt noch zum Glücke!

Ich war also schon eines Cirkels versichert, der dieses Büchlein nicht wegwerfen wird, und wenn man mich in Schlesien bedauert, wo ich in meinem Leben nicht gewesen bin, warum sollte man es nicht auch an andern Orten thun, wo ich nie war und nie hinkommen werde. —

„In Gottes Nahmen! du kleines Buch," schrieb ich, „gehe hin unter die Menschen, fliehe die Glücklichen, kette dich an die Unglücklichen, dort wirst du Nachsicht und liebreiche Aufnahme finden. Daß ich dich schrieb war Geboth meines Herzens. Daß ich dich

drucken lasse, könnte mir der Critiker verargen, und ich habe keine Entschuldigung dafür, als den menschlichen Wunsch, gute Menschen für mich zu interessiren."

Ueber dieses Buch ist denn auch, wie gewöhnlich, viel dumm-böses und bös-dummes geschnattert worden; besonders hat man sich in der Behauptung gefallen: es sey der erkünstelte Ausbruch erlogenen Gefühls. Ich habe über den Grund dieses geist- und herzlosen Tadels nachgedacht, und ihn da gefunden, wo so vieler moralischer Unrath verborgen liegt: in der Eitelkeitsgrube des Menschen. Verstand und Gefühl sind Dinge, von denen ein jeder gerade so viel besitzt, als zu seiner Zufriedenheit hinreicht. Daß ein Dritter ihm an Verstande überlegen sey, das räumt der Mensch wohl zuweilen ein, weil es eine nicht wohl abzuläugnende Sache ist; aber er tröstet sich mit dem Gedanken, daß er wenigstens die nähmliche Perfectibilität besitze, und daß jener nur, entweder durch eine kostbare Erziehung, oder durch glückliche Situationen, ihm den Vorsprung abgewonnen; er fühlt sich daher geneigter, diese Gaben des Zufalls zu verzeihen.

Das Gefühl hingegen, dieses Geschenk der Natur, kann er, ohne sich selbst zu demüthigen, keinem dritten in einem höheren Grade zugestehen. Wenn ihm also eine Erscheinung aufstößt, die er mit seinem bischen Gefühl nicht umspannen kann; so nennt er sie ohne Umstände Erdichtung, und rettet seine Eigenliebe durch ein Achselzucken. Alles das hätte ich früher bedenken, mein überströmendes Gefühl in meine Brust einkerkern, und noch weniger hier dem Andenken meiner Friederike ein Denkmahl setzen sollen.

Eine andere Gattung von Menschen läugnet die

Wahrheit solcher Empfindungen aus Bosheit; sie fühlt, daß die tiefe Trauer eines Gatten ihm Mitleid und Liebe erwirbt, Schätze, welche die Mißgunst einem verhaßten Feinde so gern rauben möchte. Daher die scheelsüchtigen Recensionen dieses Buches, das, man mag sagen, was man wolle, eines der wenigen ist, die allein das Herz dictirt hat. Diesen Stempel trägt es an der Stirn, und ich fodere unsere ersten Dichter heraus, etwas Aehnliches zu schreiben, wenn sie nicht in einer ähnlichen Lage sind. Versetzt sie aber das Schicksal wirklich in eine solche Lage, nun, so brauchen sie auch kein Dichter gewesen zu seyn, um ihre Empfindung in kunstlose Worte zu kleiden.

Der Recensent in der Literaturzeitung oder allgemeinen Bibliothek, (ich schreibe aus dem Gedächtnisse) macht sich bey dieser Gelegenheit einer hämischen Verdrehung schuldig. Ich hatte als auffallend erzählt, daß der Schneider, der mir das Maß zum Kleide nahm, den Hut auf dem Kopfe behielt, und ich halte das auch noch jetzt, selbst in Freystaaten, für eine Flegeley, wenn der Schneider nicht etwa ein Quäcker ist. Der Recensent hingegen findet dergleichen Flegeleyen gar nicht anstössig, sondern gibt zu verstehen: ich, der Herr Präsident, habe mich nur über den Mangel an Ehrerbiethung geärgert, den sich ein Schneider gegen meine Präsidentschaft zu Schulden kommen lassen. Man thue mir den Gefallen, jene Stelle nachzulesen, und wenn man auch nur den entferntesten Grund findet, zu glauben, daß ich sie aus dieser kindischen Ursache niedergeschrieben, so will ich verdammt seyn, Nicolais Reisen von einem Ende bis zum andern durchzulesen. Auch hat gewißlich selbst der Recensent

mich keinesweges mißverstanden; nun urtheile man, wie es in einem solchen Herzen aussehen mag. Ueberhaupt ist das Amt, welches ich seit zehn Jahren zu verwalten die Ehre gehabt habe, den Recensenten öfter ein Stein des Anstoßes, an denen sie sich reiben, wie gewisse Thiere, ob man gleich denken sollte, es gehöre gar nicht zur Sache. Ich hatte einst, ich weiß nicht mehr wo, aus Bescheidenheit und Wahrheitsliebe bekannt: ich sey kein Gelehrter. Kein Gelehrter? ruft der Recensent aus: und doch Präsident! —— ey! ey! was die Herren einem nicht Alles zum Verbrechen anrechnen. Hätte ich behauptet, ich sey ein Gelehrter; flugs würde der Recensent geschrien haben; seht den eitlen Menschen! er glaubt ein Gelehrter zu seyn, weil er Präsident ist.

Voll von dem ungezügelten Knabenmuthwillen der Pariser, von dessen Ausbrüchen ich Augenzeuge gewesen war, schrieb ich in Maynz den weiblichen Jacobiner-Klubb, ein Scherz, nicht ohne Salz, über den Freund Huber, weil er ein anderes politisches Glaubensbekenntniß hat, als ich, und so grimmig herfällt. Indessen ist mir jede Art des Despotismus doch eben so gehässig als ihm, und ich bewies es gleich nachher, indem ich das philosophische Gemählde Ludwigs des XIVten bearbeitete. Mein Verleger in Straßburg schickte mir das Werk in Manuscript zu, und die Correspondenz, die ich mit ihm darüber führte, wurde erbrochen, ehe sie in meine Hände kam. Ich beschwerte mich deßhalb bey unserm Minister in Frankfurt, er nahm sich meiner an, allein man behauptete zu Maynz, die Briefe kämen bereits erbrochen an, und ich habe nie erfahren können, wer mir eigentlich die Ehre anthat, mich für einen

Spion, oder verkappten Jacobiner zu halten. Es scheint überhaupt mein Schicksal zu seyn, daß, indessen Herr Huber et Consorten mich für einen Verfechter des Despotismus ausschreyen, die Despoten hinwiederum mich, als einen gefährlichen Democraten, ihrer mißtrauischsten Aufmerksamkeit würdigen.

In Maynz schrieb ich ferner den Papagoy, Sultan Wampum, und den Spiegelritter. Sultan Wampum ist unter allen meinen Stücken das Einzige, welches dem Publikum mißfallen hat. Es ist freylich nur ein sehr mittelmäßiges Product, ich rechnete dabey auf eine gute Musik, da ich gewohnt war, die jämmerlichsten Producte eines Schikaneder, eines Vulpius u. s. w., durch die Almosen der Tonkunst bereichert, gut aufgenommen zu sehen. Es ist denn doch wenigstens Verbindung in meinem Stücke; es sind doch nicht lauter Reime, sondern mitunter auch Verse darin. — Die Literaturzeitung, ihrem Geiste des Widerspruchs getreu, macht sich darüber lustig, daß ich den Sultan Wampum ein Scherzspiel genannt, und meint, es sey das ernsthafteste Drama von der Welt, hätte ich Drama auf den Titel gesetzt, so würde sie behauptet haben, es sey eine Posse.

Der Spiegelritter ist von noch geringerm Werth, der Plan soll, wie ich erst vor kurzem erfahren, aus einem Roman des Herren Vulpius genommen seyn. Ich schwöre, daß mir noch bis diese Stunde das Product nicht zu Gesichte gekommen, weil ich überhaupt von Herrn Vulpius nie etwas lese; sondern es verhält sich mit diesem Plane ganz einfach folgender Gestalt: Herr Walther, ein geschmackvoller Tonkünstler, wünschte eine Oper von mir zu componiren,

ein Wunsch, der mir zur Ehre gereichte. Ich war verlegen um ein Süjet, da trat zufälliger Weise Herr Christ herein, damahls Schauspieler in Maynz, und erzählte mir dieses Feenmährchen, das er vermuthlich kurz vorher gelesen hatte. Da ich weiß, wie wenig Ansprüche man an dem Text einer Oper macht, so hielt ich es gut genug für meinen Zweck, und in vierzehn Tagen war der Spiegelritter fertig. Herzlich gern trete ich Herrn Vulpius, der sein Recht auf den Stoff in den Rheinischen Musen reclamirt, diesen Stoff und obendrein die ganze Oper ab.

Ich erwähnte, daß ich nur ein Mahl in meinem Leben andern Leuten zu gefallen ein Buch geschrieben: es war das Werk vom Adel. Wenn man wüßte, welche Aufmunterungen und von wem ich sie erhielt; wahrlich! man würde dieses Product aus einem andern Gesichtspunct beurtheilen; man würde nicht bloß den Schriftsteller, sondern auch den Bürger und Väter dabey im Auge behalten. Indessen gestehe ich gern, daß ich mir eine übel verstandene Gefälligkeit zu Schulden kommen lassen, und der Critik manche Blöße gegeben habe. Nur auf die Strafe war ich nicht vorbereitet, daß ein Mann, den ich für meinen Freund hielt, und dessen Freundschaft ich verdient, wenigstens erworben zu haben glaubte, mich bitter deßhalb angriff. Das ist eine von den vielen Täuschungen meines Lebens, die — mein Herz kann das nicht verläugnen — mir einen herben Augenblick gemacht haben. — Was sind alle Dolche der Literaturzeitung gegen die Mißhandlung von einem Freunde erduldet, der uns unsanft aus einem schönen Traume weckt.

Fast eben so unerwartet war es mir, als Herr

Huber, durch die Herausgabe seiner kleinen Schriften, die Maske des Recensenten abnahm. Er, in dessen Gesellschaft ich so manche frohe Stunde genossen: er, dessen Talent ich bewunderte, und dessen Umgang ich liebte; er, der mir persönliche Zuneigung zu widmen schien; er, der troz der Geringschätzung, die er für meine Schriften affectirt, meiner Sonnenjungfrau einst die Ehre anthat, sie durch eine vortreffliche Scene zu berzichern, von welcher ich wünschte, daß er sie drucken ließe; er, mit einem Worte, von dem ich mit der freundschaftlichsten Umarmung schied; er bohrt mir einen Dolch in den Rücken! — Ich will gern glauben, daß das Recensiren mit einem vorher gepflogenen freundschaftlichen Umgange nichts gemein hat, aber ich muß doch bekennen, daß es mir unmöglich wäre, einen Menschen in den Augen der Welt herabzusetzen, dem ich unter vier Augen Beweise meines Wohlwollens gegeben. — Guter Gott! wenn der Beyfall des Publikums einem schönen Mädchen gleicht, um dessen Besitz selbst Brüder sich entzweyen könnten — o! so entsage ich ihm mit Freuden!

Alles, was ich seitdem geschrieben, ist vom Publikum mit Beyfall aufgenommen, und von den Recensenten, wie sich's gebührt, ohne Beyfall angezeigt worden. Ich nenne hier bloß die Titel: Graf Benjowsky, Rolla's Tod, die jüngsten Kinder meiner Laune, Armuth und Edelsinn, der Mann von vierzig Jahren, die Negersclaven, der Wildfang, der Graf von Burgund, die Verläumder, falsche Schaam, la Peyrouse u. s. w.

Viele meiner Schauspiele haben das Glück gehabt,

ins Französische, Holländische, Dänische, Polnische, Russische, und sogar ins Italienische übersetzt zu werden; ein neuer Dorn in den Augen der Recensenten.

Ist es nicht zu bewundern, daß zu gleicher Zeit und in so vielen Ländern, das Publikum überall so abgeschmackt urtheilt? und Dinge schön findet; über welche die Literaturzeitung das Verdammungsurtheil unwiderruflich ausgesprochen.

Den Vorwurf, daß ich unbedeutende Kleinigkeiten geschrieben, und, wie man Marivaux Schuld gibt, mich beschäftigt habe, à péser des riens dans des balances de toile d'araignée, kann ich freylich nicht ganz entkräften: aber außerdem, daß es mir für den Beobachter immer nicht uninteressant scheint, zu sehen, wie und wodurch ein Mensch das wurde was er ist, es sey nun wenig oder viel; weiß ja auch jeder Leser, der dieses Buch kauft, schon im voraus, was er zu erwarten hat; es waren Kinder meiner Laune, und wenn ich also den Titel nicht Lügen strafen will, so darf ich mich nach keiner fremden Laune richten.

Nach einer Reihe trauriger Schicksale, durch den Tod von der getrennt, die bisher mein Alles, die treueste Gefährtinn auf dem Wege meines Lebens gewesen war, trat ich nun wieder in den Kreis meiner ehemahligen Geschäfte, als Präsident des Gouvernements-Magistrats zu Reval.

Die Musen waren und blieben auch jetzt meine Vertrauten. In ihrer Gesellschaft vergaß ich den Schmerz der Trennung, die Kränkung meiner Gegner, und die Last meines Amtes. Die stillen friedlichen Cirkel von Revals Bewohnern, welche mich ehemahls so

treulich in ihre Mitte aufgenommen hatten, eröffneten sich auch wieder für mich und meine Freundschaft, und versuchten alles, mich das Bittre meiner Schickung vergessen zu machen.

Einem Theile meiner Freunde gelang es endlich, mein Herz von neuem für die sanftern Empfindungen der Zärtlichkeit empfänglich zu machen, die ich einst nur für meine geliebte Friederike gehegt hatte. Der gefühlvolle Mann bedurfte einer Seele, die mit ihm harmonirte, und die Schicksale des Lebens theilte, und ich fand sie wieder, in Christianen meiner gegenwärtigen, noch lebenden Gattinn.

Während mir die Liebe wieder ihren Freudenbecher reichte, blieb die Schriftstellerey in den Freystunden meiner vielen Arbeiten meine Lieblingsbeschäftigung. Als ich den Grafen von Benjowsky schrieb, konnte ich da vermuthen, daß in wenigen Jahren mein Schicksal mit den Helden meines Stücks so manches Aehnliche haben würde!

Gleich interessant sind die in diesem Jahre von mir erschienenen, jüngsten Kinder meiner Laune (5 Bändchen,) eine Abwechselung der unterhaltendsten Aufsätze, und im buchstäblichsten Sinne ein Werk der Laune.

Mir selbst und den Musen mehr zu leben, legte ich im Jahr 1795. mein Amt als Präsident des Gouvernements-Magistrats der Provinz Esthland nieder, und begab mich auf meinen kleinen Landsitz Friedenthal. Liebe, Freundschaft und Ruhe verschönerten mir hier meinen Aufenthalt, und ich fand mehr in den Armen meiner Gattinn meiner Kinder, Freunde

und Bekannten, als ich in dem geräuschvollen Gewühle grosser Städte gefunden hatte.

Zwey Jahre verstrichen mir in dieser beneidenswerthen Unabhängigkeit. Da starb Alxinger in Wien, der bisher die Stelle eines kaiserlichen österreichischen Hoftheater-Dichters bekleidet, und zugleich die Direction des Hoftheaters geführt hatte. Die Ober-Direction hielt mich für tüchtig, diese Stelle zu ersetzen, und schlug mir daher dieselbe unter Bedingungen vor, die für mich eben so lucratif, als ehrenvoll waren.

Diese, die humane Art dieses Antrages von Seite des Vicedirectors Freyherr von Braun, und die Hoffnung zu Wien, in einem sehr angenehmen, in meinem Lieblingswirkungskreise zu seyn, bewogen mich daher, diese Stelle mit Genehmhaltung meines Monarchen, mit wahrem, sehr leicht erklärlichen Vergnügen anzunehmen. Ich verließ jetzt Friedenthal, um unter einem mildern Himmelsstriche Ruhe und Glückseligkeit zu finden.

Begleitet von meiner Gattinn und meinen Kindern trat ich die Reise nach Wien an. Ich beendigte sie glücklich. Den Tag nach meiner Ankunft hatte ich die Ehre, Sr. Majestät dem Kaiser, Franz dem Zweyten vorgestellt zu werden, der mich mit ungemeiner Huld und unbeschreiblichen Wohlwollen empfing. Es wird vielleicht manchen Leser interessiren, wie ich diesen ersten Fürsten Deutschlands characterisirte. Hier sind einige Bruchstücke dieser Schilderung.

Es ist die reinste, aus Vernunft und Herzen fließende Ueberzeugung, mit der ich behaupte: daß

Franz der Zweyte einer der redlichsten und gradsinnigsten Männer in seinen Staaten ist. Die ausgezeichneteste Seiner Tugenden ist Gerechtigkeit. Er übt sie gegen den Bettler, wie gegen den Fürsten, und an gewissen Tagen kann Jener, wie Dieser, Ihm seine Noth persönlich vortragen. Niemand fragt den, der zum Kaiser gehen will: was wollen sie bey dem Kaiser? — Jeder darf ihm sein Anliegen selbst an Sein edles Herz legen, und obwohl man leicht begreift, wie manche alberne und weitschweifige Bitten, wie manche thörichte Wünsche bey solchen Audienzen vorkommen mögen; so steht dennoch der Monarch, mit unermüdlicher Geduld, fünf bis sechs Stunden lang, und hört freundlich und gefällig einen Jeden an. Wohl dem Bittenden, dem Gerechtigkeit und Billigkeit zur Seite stehn! er ist des Erfolgs gewiß.

Mit dieser schönen Herrschertugend verbindet Er die in Seiner Lage so seltene Privattugend der liebenswürdigsten Häuslichkeit. Er verschwendet keine Millionen an Maitressen; er trägt keine unnütze Pracht zur Schau; im Schooße Seiner Familie lebt Er einfach, still nnd froh.

Seine Gegenwart flößt Zutrauen ein. Er hat etwas so Grades, Offenes in Seinem Benehmen, man sieht es Ihm gleich an, daß Er es redlich meint; und wenn Er dem, der vor Ihm steht, etwas Angenehmes sagt, so ist es nie ein feines, höfliches Compliment, sondern immer etwas Herzliches und Gutgemeintes.

Unter vielen glücklichen Vorbedeutungen trat ich mein Amt an. Meine Geschäfte waren Anfangs weniger bedeutend — die Regie wurde mir nicht auf ein Mahl, sondern nach und nach übertragen.

Die erste Veranlassung zur Unzufriedenheit mit

neiner Theaterdirection gab die Aufkündigung eines kritischen Journals, dessen Herausgabe mir der Baron von Braun schon beym Antrage dieser Stelle als eine wichtige Bedingung zur Pflicht gemacht hatte. Der Absicht der Direction gemäß sollte nähmlich das Journal folgendes enthalten!

1) Anzeige und Bemerkungen über die auf beyden Hoftheatern aufgeführten Stücke. 2) Bemerkungen über die Schauspieler. 3) Anzeige und Zergliederung der auf den Theatern der Vorstädte am meisten beliebten Stücke. 4) Ueber die Schauspieler in den Vorstädten. 5) Die Stimme des Publikums; Meinungen und Urtheile einzelner Personen über Schauspieler und Schauspiele. 6) Eingesandte Beyträge andrer Art, Gedichte, kleine Abhandlungen u. s. w. 7) Antikritiken; Vertheidigung angegriffener Schauspieler. 8) Witzige oder komische Anecdoten, die Bühne betreffend. 9) Nachrichten von auswärtigen Bühnen. 10) Theatralisches Intelligenz-Blatt.

Die Ankündigung machte einiges Aufsehen. Viele angesehene und kluge Leute prophezeihten mir endlosen Verdruß. Ich hatte mir das längst schon prophezeihet, aber ich schwieg. Glücklicherweise für mich suchten mehrere gutmeinende, mit dem Geiste des Publikums bekannte Männer auch den Freyherrn von Braun, auf mehrere daraus entspringende Inconvenienzen aufmerksam zu machen. Ihre Warnungen, ihr Zureden, und besonders ein anonymischer Brief von einem trefflichen und mit der Lage der Dinge ganz bekannten Kopfe verfaßt, wo — aus triftigen Gründen die Herausgabe des Journals widerrathen wurde, wirkte endlich auf die Direction des Theaters so sehr, daß man mich von

der Verbindlichkeit, ein solches Journal zu schreiben, lossprach.

Allein ein neues Ungewitter zog sich über meinem Haupte zusammen, das für mich so ohne Schaden nicht vorüberzog. Eines Tages ward der Freyherr von Braun vom Redacteur der Hofzeitung schriftlich ersucht, ihm, wo möglich, statt der bisherigen kurzen und trockenen Titelanzeigen von neu aufgeführten Stücken etwas längere, beurtheilende Nachrichten zukommen zu lassen, welche ich jederzeit im ersten Blatte der Zeitung, gleich nach dem officiell bekannt gemachten Artikeln, würde abdrucken lassen.

Ob ich hierzu die Befugniß habe? und besonders ob ich gerade diesen Platz beurtheilenden Theater-Nachrichten einräumen dürfe? — das zu untersuchen hatte die Direction der Hoftheater begreiflich keine Verpflichtung. Der Baron von Braun freute sich daher so unvermuthet eine Gelegenheit zu finden, seinen zur Vervollkommnung der Bühne gehegten Wunsch dennoch, wenigstens theilweise realisirt zu sehn, und hoffte, daß, wenn ich bey Abfassung dieses Artikels anonym bliebe, und mit möglichster Bescheidenheit und Schonung zu Werke ginge, das Gute erreicht werden würde, ohne meiner Ruhe nachtheilig zu seyn.

Ich übernahm also, ohne mich zu nennen, die Theateranzeigen in der Hofzeitung.

Einige Schauspieler glaubten sich längst über jede Critik erhaben, und meinten, sie stünden nur noch da, um den Weihrauchdampf gefällig einzuathmen. Ein jeder hatte seine Parthey, die er durch Schreyen und Klagen in Bewegung setzte. Man suchte das Publikum zu überreden, ich, ein Fremder, wolle den Geschmack

der Wiener Gesetze vorschreiben; ich, ein Fremder, wolle ihnen fremde Schauspieler aufdringen, und diesen sogar Künstlervorzüge einräumen, vor Männern, die doch das Verdienst hätten, zwanzig und mehr Jahre auf dem Theater gespielt zu haben. Auszeichnung führt zum Elende, Neid zur Verleumdung. Ich glaubte auch, daß ich als ein Fremder von den Eingebornen um meine Stelle, und die ausgezeichnete Achtung eines Freyherrn von Braun und Grafen von Pergen, eines Grafen Saurau, eines Hr. Hofrath Schilling, u. s. w. sey beneidet worden; so daß zuletzt mir auch der damahls so gefürchtete Nahme eines Jacobiners angedichtet wurde.

Die erste Veranlassung zu dieser Verläumdung gab die zur Feyer der Wiener Freywilligen von mir verfaßte und aufgeführte Oper: das Dorf im Gebürge. Man erklärte es für eine Persiflage auf die Wiener Freywilligen: aber alles, was man dagegen aufzubringen sich bemühte, konnte nichts anders bewirken, als daß man das Stück nicht wieder gab.

Gegen den Verdacht, oder die Anschuldigung revolutionärer und republicanischer Grundsätze richtete ich in der Schrift über meinen Aufenthalt in Wien folgende Erklärung:

„Weil es leicht geschehen könnte, daß auch in Zukunft an diesem oder jenem Orte meines Aufenthalts, böse Buben sich abermahls jenes abgedroschnen Kunstgriffs bedienen möchten, mich nähmlich als einen Feind der monarchischen Verfassung verdächtig zu machen; so ergreife ich diese günstige Gelegenheit, um hier ein für allemahl zu erklären: „daß ich aus mir wichtig scheinen- „den Gründen die monarchische Regierungsform für

„die beste halte, und bis an meinen Tod fest an ihr „hängen zu wollen, hiermit feyerlich versichere! — „daß dieser reiflich erwogene Entschluß durch die Zeit„geschichte der letztern zehn Jahre in mir noch mehr „befestigt werden; — daß, so glänzend auch jede an„dere Theorie seyn mag, ich doch überzeugt bin, „daß bey dem Uebergang zur Praxis aus dem schim„mernden Irrlicht eine verzehrende Flamme wird; — „daß man bey solchen Theorien Alles calculirt, nur „die Leidenschaften der Menschen nicht, welche doch „grade da den meisten Spielraum gewinnen: — daß „ich den Republiken ihre glänzenden Epochen nicht be„neide, weil ihr Glanz gewöhnlich in umgekehrten „Verhältnissen mit ihrer innere Glückseligkeit steht; „es sind Schauspieler, die auf der Bühne Millionen „verschenken, während sie zu Hause Salz und Brod „essen: — daß ich glaube, auch die beste Revolution „könne höchstens nur kommende Geschlechter beglü„cken, und daß ich denjenigen für einen bedauerns„würdigen Schwärmer halte, der seine gegenwärtige „Ruhe, sein Vermögen und Leben aufopfert, um sei„nen unbekannten Kindes Kindern eine noch sehr proble„matische Glückseligkeit zu verschaffen; — daß ich aus „allen diesen und mehrern für mich sehr überzeugenden „Gründen, mich nie, auch nur auf die entfernteste „Weise in irgend eine Art von Revolution mischen „würde, ohne vorher ein Narr oder ein Schurke „geworden zu seyn."

Bey dem Theater zog sich indeß immer mehr das Gewitter über mich zusammen.

Man erneuerte das alte Gesetz, nach welchem pünctlich alle 3 Wochen ein neues großes Schauspiel

gegeben werden sollte. Wenn dem Publikum natürlich eine solche Neuerung erwünscht seyn mußte, so konnte sie leicht einem Theil der Schauspieler, die etwa Ruhe und Bequemlichkeit zu sehr liebten, mißfallen. „Man „müsse das Publikum nicht verwöhnen — man werde „nicht so viel neue Stücke finden" konnten nur eigennützige Sprüche seyn. Da vormahls der Ausschuß die Rollen besetzte, so fügte es sich, daß größtentheils nur die Mitglieder des Ausschusses, oder ihre Clienten gute Rollen bekamen. Das Resultat bey diesem Verfahren ist gewöhnlich, daß nur einige Rollen gut besetzt werden, und ein vortrefflicher Schauspieler nie eine untergeordnete Rolle zum Vortheil des Ganzen übernimmt. Diesem Uebel suchte ich zu steuern. Auch die neuen durch meine Vermittelung engagirten Schauspieler wurden ein Stein des Anstoßes. Sie erhielten Beyfall, und entflammten dadurch meine Feinde noch mehr.

Endlich flog der Pfeil vom lange gespannten Bogen. Ein Theil der damahligen Schauspieler beschwerte sich in einem Schreiben bey der Theaterdirection, und nahmentlich bey dem Vice - Director Freyherrn von Braun über mich. Die Hauptklagen betrafen Despotismus und Partheylichkeit.

So bald ich dieses erfahr, drang ich selbst auf die strengste Untersuchung, und — da behauptet worden war es sey nur Eine Stimme gegen mich unter der Gesellschaft: die der gerechtesten Unzufriedenheit, so beschloß der Herr Baron von Braun, sämmtliche Mitglieder vorrufen zu lassen. Damit aber auch jeder seine wahre Meinung zu Protocoll geben möchte, ward, bey der Tage vorher geschehenen Einladung Niemanden

bekannt gemacht, wovon eigentlich die Rede seyn werde.

Bey der Untersuchung blieb ich selbst gegenwärtig, führte das Protocoll, ohne aber mich mit einem Worte in die Beschuldigungen meiner Gegner zu mischen. Es war kein förmlicher Prozeß, sondern nur gleichsam ein häuslicher Zwist, den ein Familienvater im Stillen abthut.

Die einzelnen Klagen der Schauspieler enthielten, nach meiner Angabe, Nebendinge z. B. daß man dem Einen Rollen in Stücken von wenig ästhetischen Werthe gegeben, daß man einem Andern eine minder bedeutende Rolle abgenommen, und sie einem andern Mitgliede zugetheilt, daß man einem Dritten zugemuthet, zwey starke angreifende Rollen hinter einander zu spielen, und mehrere dergleichen.

Ich vertheidigte mich über jede einzelne Beschuldigung, und verband damit zuletzt folgende Bitte:

„Ob ich nun gleich überzeugt bin, mich über alles hinlänglich gerechtfertigt zu haben, so kann und mag ich doch nicht verhehlen, daß die nichts bedeutenden, oft so gar auf eine unartige Weise ausgedrückten Klagen, meinem Herzen wehe gethan, und meinen Stolz empört haben. Ich trage das Bewustseyn in mir, daß die Regie eines Theaters, und sey es das erste in der Welt, meinem erworbenen Rufe nichts hinzu setzen kann. Daß folglich nicht mein Ehrgeitz, sondern nur der Enthusiasmus für die Kunst mir diesen Posten angenehm machen könnte. Da nun aber so manche Mitglieder der hiesigen Bühne diesen Enthusiasmus nicht mit mir theilen; da sie Egoismus an dessen Stelle setzen; Alles was ich zum Besten des Gan-

zen unternehme, schief beurtheilen, und meine Ruhe auf mancherley Weise stöhren; so ergeht an eine k. k. oberste Theater-Hof-Direction meine gehorsamste Bitte, mich von den Pflichten eines Regisseurs von nun an gänzlich zu entbinden."

Das Resultat dieses Hergangs fiel nach geschlossenen Acten absprüchlich dahin aus: „daß Kläger insgesammt mit ihren Klagen ab, und zur Ruhe; den Urhebern derselben, insbesonders dem Schauspieler — aber, das dabey an den Tag gelegte, sowohl leidenschaftliche als unsittliche und unanständige Benehmen unter der Notiz verwiesen werde, daß Beklagter übrigens die dringendst erbethene Erlassung mit lebenslänglicher Pension von tausend Gulden, als fortwährend bestellter Theaterdichter in Gnaden erhalten habe, und solchergestalt vor aller Welt auf die ehrenvollste Art gerechtfertigt sey."

Zwar tief gekränkt über diese Vorfälle, doch innig gerührt über die freundschaftliche Aufnahme, die ich daselbst in den besten Häusern gefunden; über die zuvorkommende Gastfreyheit des Einen, die biedere Herzlichkeit des Andern, und die feine Geselligkeit des Dritten, aber auch fest entschlossen mich in Zukunft nie wieder mit Theater-Directionsgeschäften und Critiken zu befassen, die mir hier so mancherley Unannehmlichkeiten zugezogen hatten, und die einzige Quelle meiner Unzufriedenheit gewesen waren, beurlaubte ich also jetzt mich vom Hofe, meinen Gönnern und Freunden, und zog mich bey der Erlaubniß meine Pension zu verzehren, wo ich wollte, nicht wieder nach Friedenthal, sondern nach Weimar in die Arme meiner Mutter zurück. Dort lebte ich im Kreise meiner alten Bekannten fro-

he und glückliche Tage. Doch erschien zur selben Zeit in einem Stück des Berliner-Archivs der Zeit, ein anonymer gegen mich gerichteter Brief, der mich als Menschen und Beamten angriff. Diesen Brief veranlaßte die Schrift, „über meinen Aufenthalt in Wien" deren wesentlicher Innhalt so eben mitgetheilt worden

Kaum war jener Brief beantwortet, so sah ich mich von neuem durch das Athenäum der Gebrüder Schlegel angegriffen, indem nähmlich daselbst mehrere Maximen und Grundsätze meiner Theaterpersonagen nicht auf das vortheilhafteste zergliedert und zerstückt wurden. Ich schrieb deßhalb den hyperboreischen Esel, und stellten denselben gleichfalls die vorzüglichst auffallenden religiösen sittlichen und politischen Sentenzen aus der Lucinde und den Fragmenten zusammen, und ließ zu meiner Genugthuung auch ihnen gegenseitige Gefälligkeit dadurch wiederfahren, daß ich sie, freylich ausser dem Zusammenhange, in ein Ganzes brachte. Auch versprach ich mich bey neuen Veranassungen unausbleiblich wieder einzustellen, allein mein Schicksal nahm auf einmahl eine tragische Wendung.

Deutschland — ja — ich darf sagen ein Theil von Europa hat sich, Theils neugierig, Theils wohlwollend, für mein Schicksal interessirt; überall hat man nach der Veranlassung desselben geforscht. Die auffallende Wirkung erzeugte ein Grübeln nach der Ursache. Man erfand hundert und wieder hundert Geschichten: bald sollte ich ein Buch geschrieben haben, das der eine der weiße Bär, der andre der nordische Bär nannte, und das Manche sogar gelesen

haben wollten. Bald hieß es wieder, der Verfasser sey ein Anderer, dessen Nahme mit eben den Anfangsbuchstaben wie der meinige bezeichnet werde, und ich sey daher das Opfer einer bloßen Nahmensverwechselung geworden. Andre suchten meine Schuld in unbesonnenen Reden, noch andre in Stellen gewisser Schauspiele, die ich schon zehn Jahre vorher geschrieben hatte. Kurz, der Eine glaubte dieß, der Andre jenes; keiner aber fiel auf den eigentlichen Grund, der doch einzig und allein in einer argwöhnischen Laune des Augenblicks zu suchen war. Mich dünkt daher, ich bin es meinem Rufe, meinen Kindern und meinen Freunden schuldig, was mir begegnet ist, mit einfacher Wahrheit zu erzählen, und so auf ein Mahl alle Urtheile zu berichtigen.

Fast drey Jahre waren verflossen, seitdem ich Rußland, und meine geliebte Frau ihr Vaterland verlassen hatte. Das freundschaftliche Wohlwollen, mit dem wir überall aufgenommen wurden, konnte doch nie die zarten Bande schwächen, welche uns noch an den Norden fesselten. Ich hatte meiner Frau versprochen, sie nach drey Jahren in die Arme unserer Kinder, Verwandten und Freunde zurückzuführen; und gern hielt ich mein Wort. Zwar mußte ich eine kindlich geliebte Mutter, biedere Freunde und ein kleines Eigenthum in Weimar zurücklassen; aber es sollte ja auch nur eine Trennung von vier Monathen seyn: nur ein Besuch, durch welchen meine gute Frau ihr Heimweh zu stillen hoffte.

Der erste Schritt zur Erreichung unsers Wunsches, den die Grenzsperre Rußlands nothwendig machte, war ein Brief an den mir zunächst residirenden rußischen Mi-

nister in Berlin, den Herrn Geheimrath und Ritter von Krüdener. Ich bath ihn, mir einen Paß zu verschaffen. Er versprach, sogleich deßhalb bey dem Kaiser anzufragen, rieth mir aber, auch selbst an den Monarchen zu schreiben. Ich befolgte diesen Rath schon am nächsten Posttage, und bath um Erlaubniß, auf vier Monath nach Rußland kommen zu dürfen, Theils um meine Kinder zu umarmen, Theils um über mein dortiges Vermögen Dispositionen zu treffen, welche meine persönliche Gegenwart erforderten. Doch ehe noch dieser Brief Petersburg erreicht haben konnte, erhielt ich bereits einen zweyten von dem Herrn Baron von Krüdener, den ich, aus mehreren Ursachen ganz hierher setze:

„Es verursacht mir ein wahres Vergnügen, daß „ich Ew. ꝛc. eine günstige Antwort in Ansehung des „gewünschten Passes mitzutheilen habe. Ich erhalte so „eben den Befehl, Ihnen einen Paß zu geben, aber auch „zugleich ungesäumt in Petersburg den Weg, den Sie „nehmen werden, anzuzeigen, damit den Schwierigkei„ten, die sie ungeachtet eines Passes an der Grenze „finden würden, von dort aus durch einen ausdrückli„chen Befehl vorgebeugt werden könne. Sie werden „daher die Güte haben, mir mit umgehender Post Ih„ren Weg zu melden, und zu bestimmen, wohin ich den „Paß zu senden habe, im Fall Sie nicht selbst über „Berlin kommen. Die Personen, die Sie auf Ihrer „Reise begleiten werden, bitte ich mir nochmahls an„zugeben. — Mit aller Hochachtung habe ich die Ehre „zu seyn ꝛc."

Berlin am 15. Februar 1800.

B. v. Krüdener.

Dieser Brief erregte bey meiner Frau eine unbeschreibliche Freude, bey mir hingegen einige Bedenklichkeiten. Zwar hatte ich Rußland mit ausdrücklicher Bewilligung des Monarchen verlassen; auch existirte damahls noch nicht der Befehl, kraft dessen jeder Abreisende sich schriftlich verbindlich machen mußte, das Reich nie wieder zu betreten; aber — ich wußte, daß Kaiser Paul den Schriftstellern überhaupt nicht gut war, unmöglich konnte ich also eine so schnelle, und dem Anschein nach so überaus gnädige Bewilligung meiner Bitte erwarten. Ich sah nicht ein, welche Schwierigkeiten ich, ungeachtet eines Passes, noch an der Grenze finden könne; — und, wenn jeder Reisende dergleichen fand, warum man gerade bey mir eine Ausnahme machen, und noch, durch einen ausdrücklichen Befehl von Petersburg aus, denselben vorbeugen wolle. — Wodurch konnte ich auf eine solche Auszeichnung Anspruch machen? und was konnte überhaupt dem Kaiser daran gelegen seyn, gerade den Weg zu wissen, den ich nehmen würde? —

Alle diese Bedenklichkeiten theilte ich meiner Frau mit, die aber nur darüber lächelte. Wir waren an demselben Abend, da ich den Brief erhielt, zu einer Dame eingeladen, die sowohl durch ihren Rang als durch ihre Tugenden sich auszeichnet, und fanden dort, wie immer eine gewählte Gesellschaft beyderley Geschlechts. — Meine Frau theilte ihre Freude, ich meine Besorgnisse mit; aber auch nicht ein Einziger in der Versammlung, hielt die letzteren für gegründet, sondern alle waren der einstimmigen Meinung, es sey durchaus unmöglich, hier eine Gefahr im Hinterhalte zu vermuthen, und jede Ahndung derselben sey eine Beleidigung

Ich beruhigte mich nun. Die einzige Sorge, die mir übrig blieb, war der Umstand, daß der von mir ausdrücklich bestimmten Zeit von vier Monathen in der Bewilligung des Passes nicht erwähnt worden war, und daher meine Rückreise Schwierigkeiten finden konnte. Indessen suchte ich auch dieser Unannehmlichkeit vorzubeugen. Da ich die Ehre habe als Hoftheaterdichter in kaiserlich-königlichen Diensten zu stehen, so bewirkte ich mir von Wien aus einen auf vier Monath beschränkten Urlaub. Diesen wollte ich im Nothfall dem österreichischen Minister in Petersburg vorzeigen, und ich zweifelte nicht, mit dessen Hülfe, unaufgehalten den Rückweg antreten zu dürfen.

So vorbereitet verließ ich am 10ten April 1800 Weimar, begleitet von meiner Frau und drey kleinen Kindern. In Berlin fand ich mehrere Briefe von Freunden aus Liefland und Petersburg, welche mich warnten, wohl zu bedenken, ob auch das Clima meiner Gesundheit zuträglich sey. (Deutlicher durften sie sich nicht ausdrücken.) Bey dem Bewußtseyn der reinsten Unschuld, hielt ich ihre Warnungen für übertriebene Aengstlichkeit, und achtete nicht darauf.

Dem russischen Minister machte ich sogleich meine Aufwartung. Ich genoß schon vormahls das Glück, diesem eben so gebildeten als menschenfreundlichen Manne bekannt zu seyn, und er empfing mich mit gewohnter Güte. Ich wagte es, ihn beym Abschiede dringend zu bitten, mir, dem Vater einer zahlreichen Familie, in Rücksicht meiner Lage aufrichtig zu sagen: ob er glaube, daß es mit Schwierigkeiten verknüpft seyn werde, nach vier Monathen die Erlaubniß zur Rückreise zu erhalten. (Daß mir noch etwas weit Unangenehmeres be-

gegnen könne, kam mir wahrlich nicht in den Sinn.)
— Ich bekenne dankbar, daß der Herr Baron von Krüdener mir als ein Mann geantwortet hat, der eine harte Pflicht sehr gut mit Edelmuth und Menschlichkeit zu vereinigen weiß. „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre," sagte er, nachdem er einige Secunden nachgedacht hatte, „so würde ich noch ein Mahl nach Petersburg schreiben, um mich meines Wunsches vorher zu vergewissern. Sie können ja indessen die Reise bis Königsberg fortsetzen, und dort die Antwort abwarten.

Der Rath war vortrefflich; er machte Eindruck auf mich. Ich theilte ihn meiner Frau mit; die Sehnsucht nach Vaterland und Kindern erlaubte ihr aber nicht, ihn gehörig zu würdigen. Wir beyde nahmen die Sache auf die leichte Achsel, und verließen Berlin mit einem Passe versehen, der im Nahmen und auf Befehl des Kaisers aller Reussen ausgefertigt war.

Alle diese Warnungen, Ahndungen und Bedenklichkeiten hatten nun doch wider meinen Willen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich eine gewisse Beklommenheit empfand, die immer mehr zunahm, je mehr ich mich der russischen Grenze näherte. Es ging so weit, daß ich meiner Frau einige Mahle, und zuletzt noch in Memel sehr ernstlich den Vorschlag that: sie möchte die Reise ohne mich vollenden; ich wollte ihre Zurückkunft in Memel abwarten. Doch sie konnte sich nicht entschließen, darein zu willigen. Das Urtheil einer höheren Macht war unwiderruflich.

Als wir aus Memel fuhren, brauchte ich noch die Vorsicht, die wenigen Bücher, die ich bey mir hatte, zurückzulassen, um auf keinen Fall mit der unsinnigen

Censur des Herrn Tumanski in Riga Händel zu bekommen.

Was nun folgt, habe ich in Sibirien, gleich nach meiner Ankunft an dem Orte meiner Bestimmung niedergeschrieben, als das Andenken an meine Leiden noch ganz neu war. Vieles muß berichtiget werden; denn über manche Dinge und Menschen bin ich bey meiner Zurückkunft eines Andern, und nicht immer eines Bessern, belehrt worden. Indessen verspare ich diese Berichtigungen auf die Folge der Geschichte, und ändre vorläufig an dem, was ich in Sibirien geschrieben habe, kein Wort. Der Leser erfährt nun unverfälscht, was ich damahls empfand, dachte, glaubte und hoffte.

Jetzt nähern wir uns der russischen Grenze; wir passiren die Grenzpfähle; wir sind wirklich schon auf russischem Grund und Boden. — Doch jetzt steht es noch in unserer Gewalt umzukehren; noch hat keine Wache uns angehalten, noch trennt uns kein Fluß, keine Brücke, kein Schlagbaum von den preußischen Staaten. — Schweigend und mit Beklommenheit sah ich links durch das Fenster; alle Warnungen gingen aufs neue vor meiner Seele vorüber; der Athem wurde mir schwer. Meine Frau beobachtete mich schweigend; auch ihr war nicht ganz wohl zu Muthe, das hat sie mir nachher gestanden. — Noch können wir umkehren.. Ein Augenblick, und es ist zu spät. Der Augenblick verschwand, das Loos war geworfen.

„Halt!" rief ein Kosak, mit einer langen Picke bewaffnet. Wir standen vor der Brücke, die über einen schmalen Bach leitet. Links das Wachthaus. Der Officier wird gerufen. Ihren Paß, mein Herr! — „Hier ist er." Der Officier entfaltet ihn, liest und stu-

dirt die Unterschrift. Wie heißt dieser Nahme? — „Krüdener.“ — Sie kommen von Berlin? — „Ja.“ — Ganz recht, belieben Sie nur zuzufahren — Ein Wink; der Schlagbaum hebt sich, der Wagen rollt mit dumpfem Gerassel über die Brücke; der Schlagbaum fällt hinter uns zu, — mir entschlüpft ein Seufzer. „Herein sind wir!“ sage ich mit erzwungenem Lächeln. Und doch weiß Gott, daß meine schlimmste Ahndung sich immer nur mit der muthmaßlichen Schwierigkeit beschäftigte, einen Paß zur Rückreise zu erhalten; daß meine persönliche Sicherheit im geringsten gefährdet seyn könnte, schien mir durchaus unmöglich.

Nach einigen Minuten befanden wir uns mitten in dem Flecken Polangen, und der Wagen hielt vor dem Grenz-Zollhause. Der Chef des Zollamts daselbst ist ein gewisser Oberst-Lieutenant Sellin, ein menschenfreundlicher Mann. Er diente vormahls unter einem Regimente, welches lange Zeit in Narva und der umliegenden Gegend einquartirt war, und er selbst hatte damahls sein Standquartier auf einem Landgute, in der Nachbarschaft von den Gütern meiner Frau. Wir waren daher alte Bekannte, und hatten uns vor drey Jahren auf eben dieser Grenze mit vieler Herzlichkeit getrennt. Auch freuten wir, meine Frau und ich, uns schon unterweges, als wir erfuhren, daß er noch immer auf seinen Posten wäre.

Ich sprang zuerst aus dem Wagen. Sellin kam mir auf der Treppe entgegen. Ich umarmte ihn; er erwiederte meine Umarmung etwas feyerlich. Ich fragte ihn, ob er mich nicht mehr kenne, und nannte meinen Nahmen. Er schwieg, machte eine Verbeugung,

und zwang sich, freundlich zu scheinen. Das entging mir nicht, und ich wurde bestürzt.

Jetzt ist auch meine Frau ausgestiegen. Er empfängt sie höflich aber verlegen. Sie bemerkt es, und das Blut steigt ihr zum Herzen. Er führt uns in sein Zimmer. Der Schauspieler Weyhrauch, der von Memel aus neben uns her geritten war, folgt uns unaufgehalten. Meine Frau sucht vergebens den fröhlichen Ton anzustimmen, den man sich mit einem alten Bekannten zu erlauben pflegt. Er antwortet einsylbig, wendet sich dann zu mir, und fragt nach meinem Passe. — „Der ist noch in den Händen des Kosaken-Officiers.“ — Er schweigt; es ist sichtbar, daß den guten Mann etwas drückt.

Nach einigen Minuten wird der Paß gebracht. Sellin liest, und ich stehe in banger Erwartung. „Sie sind also der Herr Präsident von Kotzebue?“ sagte er zu mir, nachdem er gelesen hat. — Die Frage befremdet mich natürlich, da wir einander seit Jahren kannten. Allerdings bin ich es, antwortete ich ihm.

„Nun denn!“ fährt er fort, indem er sich zu meiner Frau wendet, und seine eigenen Wangen erblaßen, seine eigenen Lippen zittern: „erschrecken Sie nicht, gnädige Frau, ich habe Ordre, Ihren Herrn Gemahl zu arretiren.“ — Meine arme Frau schreyt laut auf, und ihre Kniee wanken. Sie stürzt auf mich zu, klammert sich um meinen Hals, macht sich selbst die bittersten Vorwürfe; meine kleinen Kinder stehen da, und wissen nicht, was das bedeutet. Ich selbst bin heftig erschrocken; aber der Anblick meiner fast ohnmächtigen Gattinn gibt mir schnell die Fassung wieder. Ich nehme sie in meine Arme, trage sie auf einen Stuhl, und

bitte, beschwöre sie, ruhig zu seyn, da es unmöglich Folgen haben könne. Kurz, ich sage Alles, was ihr rührender Anblick mir eingibt. Sie kommt zu sich. Jetzt erst denke ich an mich selbst, und wende mich hastig zu Sellin: wie lautet Ihre Ordre? Sagen Sie mir Alles.

„Ich soll mich Ihrer Papiere bemächtigen und diese sowohl als Sie selbst nach Mietau an den Herrn Gouverneur senden.“

Was dort?

„Dort werden Ihre Papiere untersucht werden, und der Herr Gouverneur wird nach seinen weitern Instructionen verfahren.“

Sonst nichts?

„Sonst gar nichts.“

Und meine Familie darf mich begleiten?

„Allerdings.“

Nun, liebe, beste Christel! rief ich aus; siehst du, daß wir ganz ruhig seyn dürfen. Wir fahren nach Mietau; das wollten wir ja ohnehin. Dort werden wir vielleicht einen Tag aufgehalten, das ist es Alles. Meine Papiere enthalten nichts Verdächtiges, das weißt du. Es ist also eine bloße Vorsichtigkeitsmaßregel, die man in unsern Schwindelzeiten keinem Monarchen verdenken kann. Der Kaiser kennt mich nicht, er weiß bloß, daß ich Schriftsteller bin; er weiß, daß viele Schriftsteller sich von dem Freyheitsstrudel haben mit fortreißen lassen; er argwohnt, daß auch ich zu dieser Zahl gehöre: und wahrhaftig, es ist mir lieber, daß er diesen Argwohn geradezu aufklären will, als wenn er denselben im Stillen fortgenährt hätte. Aus meinen Papieren wird er mich ganz kennen lernen; das ist mein

Vortheil: er wird in Zukunft Vertrauen zu mir fassen.

So sprach ich, indem ich meine zitternde Frau mit frohem Muthe an mein Herz drückte; und Gott weiß, daß ich im vollen Vertrauen so sprach. Bey der festesten Ueberzeugung von meiner Unschuld, was brauchte ich zu fürchten? Auch meine Frau erhohlte sich. Sie hatte geglaubt, man werde uns trennen, man werde mich übel behandeln, mich auf einen Karren werfen, und mich über Hals und Kopf fortschleppen; als sie aber bequemer hörte, daß wir ungetrennt in unserm Wagen die Reise fortsetzen durften, und daß man vor der Hand nichts von mir begehrte, als meine Papiere, so verschwanden zum Theil die Schreckbilder, die sie geängstigt hatten.

Jetzt kam es zu einer Scene, bey der das Handeln dem armen Sellin sichtbarlich eben so schwer wurde, als mir das Leiden. Man war nähmlich mit dem Durchsuchen meiner Koffer fertig; man hatte die darin befindlichen Papiere herausgenommen; man hatte sich auch meines Portefeuille bemächtigt, und nun kam es an meine Person. Ich mußte meine Taschen umkehren, mußte jedes zerrissene Stück Papier, jede alte Wirthshaus-Rechnung auf den Tisch legen. Das that ich mit einiger Hastigkeit, und hatte Mühe, mich zu fassen. „Ich thue nur meine Pflicht," sagte Sellin mit gepreßter Stimme. Man sah wohl, wie sauer ihm seine Pflicht wurde.

Der stärkste Beweis, wie wenig der gute Sellin selbst bey einem solchen Auftrage seiner mächtig blieb, war Weihrauchs unbemerkte Gegenwart bey der ganzen Verhandlung. Ich war ein geheimer Staatsge-

fangener, (das erfuhr ich freylich erst nachher) die meinetwegen erhaltene Ordre war eine geheime Ordre. Eine solche pflegt in Rußland schon auf der Aussenseite mit den Worten po secretu bezeichnet zu werden, und der Empfänger darf alsdann bey schwerer Verantwortung den Inhalt Niemand offenbaren, noch weniger bey der Ausführung einen Zeugen zulassen. Aber ich will auch darauf schwören, daß Sellin diesen Zeugen nicht einmahl gesehen hatte.

Nun war alles bereit, die Pferde vorgespannt, die Koffer versiegelt. Die Korbwiege meines jüngsten Kindes, welche wir hinter unserm Wagen mit uns führten, mußte sehr unsanft zusammengeschnürt werden, um einem von meinen Bedienten Platz zu machen, dessen bisherigen Platz auf dem Kutschbock nun ein Kosak einnehmen sollte. Mein plombirtes Portefeuille hatte man inwendig in die Wagentasche an seinen alten Platz gesteckt, mir selbst aber den Schlüßel dazu gelassen. Noch zu rechter Zeit fiel mir ein, daß durch irgend einen Zufall das Bley beschädigt werden, und mir alsdann Verdacht zuziehen könnte; ich selbst überlieferte daher meinen Schlüßel, und bath, ihn zu versiegeln, und mit dem Rapport abzuschicken. Es geschah.

Wir nahmen herzlichen Abschied von dem wackern Sellin. Er war in diesen letzten Augenblicken wieder ganz der Alte; er hatte seine saure Pflicht erfüllt, er hatte uns getröstet, so viel er vermochte, und ihm war ein Stein vom Herzen gefallen. Ich werde diesen Mann wahrscheinlich nie wiedersehn; wenn aber die Erzählung meines traurigen Schicksals je das Licht der Welt erblickt, so lese er hier den Dank eines gerührten Herzens, in welches er sein Bild und seinen Nahmen mit unauslöschlichen Zügen eingegraben hat.

Wir stiegen in den Wagen, und hatten nun vor uns auf dem Kutschbocke den Anblick eines mit Säbel und Pistolen wohlbewaffneten Kosaken. Meine Kinder ergötzten sich daran; meine Frau weinte. Ich selbst hatte meine ganze Fassung wieder gefunden; ich versuchte sogar zu scherzen, und es gelang mir nach und nach, meine gute Frau fast gänzlich zu beruhigen. Auch hatte der Anblick des Kosaken, seine Waffen ausgenommen, eben nichts Fürchterliches. Er war ein schlanker, wohlgebildeter und gutgekleideter Mann, sehr dienstfertig und sehr höflich: so oft jemand von uns aus dem Wagen stieg, nahm er seine Mütze ehrerbiethig in die Hand. Hinter uns her fuhr in einem Kibitken, ein Hauptmann, von Geburt ein Pole, dessen Nahmen ich unglücklicher Weise vergessen habe. Er sprach ein wenig Deutsch, war während der Pohlnischen Revolution Adjutant des Generals Mirbach gewesen, und hatte nachher ein ganzes Jahr in Mietau mit diesem General in enger Gefangenschaft gesessen. Jetzt bekleidete er, ich weiß nicht mehr welchen Posten bey dem Grenz-Zollamt. Für den Auftrag, den er in Rücksicht meiner ausführen mußte, schien auch er nicht geschaffen. Wir lebten während der Reise auf einen sehr höflichen, freundlichen Fuß mit einander: er fiel mir nicht im geringsten beschwerlich; nur meine Börse erinnerte mich in dem theuern Kurland an seine Gegenwart: denn ich war genöthigt, sowohl die Postpferde, als auch die Zehrungskosten für ihn zu bezahlen.

Von Polangen bis Mietau rechnet man noch 36 deutsche Meilen. Wir legten diesen Weg in drey Tagen zurück, und, was mich betrifft, darf ich behaupten, bey völliger Gemüthsruhe.

Es wäre mir, auf der Reise nach Mietau, mehr als ein Mahl sehr leicht gewesen, mich durch die Flucht zu retten. Wir brachten die zweyte Nacht in einem Posthause zu; der Hauptmann schlief in einem entfernten Zimmer; ich stand sehr früh auf, und ging hinaus auf den Hof. Im Vorsaale lag der Kosak auf einer Streu zwischen meinen beyden Bedienten im tiefen Schlafe; die Grenze war noch nicht weit, und mit Hülfe eines Bauerpferdes konnte ich nach wenigen Stunden in Sicherheit seyn; aber der Gedanke an Flucht blieb fern von mir.

Am 26sten April (alten Styls) früh um zwey Uhr kamen wir in Mietau an, und traten in eben dem Wirthshause, in eben den Zimmern ab, die wir vor drey Jahren bey unserer Ausreise, freylich mit ganz andern Empfindungen, betreten hatten. Wir begaben uns auf einige Stunden zur Ruhe. Der Hauptmann schlief abermahls in einem von dem unsrigen völlig abgesonderten Zimmer, und ich hatte keine Wache.

Nach einigen Stunden eines ziemlich unruhigen Schlafs kleidete ich mich an, um in Gesellschaft meines Begleiters, dem Herrn Gouverneur von Driesen meine Aufwartung zu machen. Ich hatte diesen wackern Mann vormahls in Petersburg kennen lernen und lieb gewonnen; ich freute mich, daß gerade Er es war, vor dessen Auge mein Charakter und Lebenswandel jetzt geprüft werden sollte; ich war insgeheim sogar ein wenig stolz auf den Ausgang, den, nach meinem Bedünken, die Sache nehmen mußte, und betrat sein Haus mit frohem Muthe. Meiner guten, ängstlichen Frau hatte ich versprochen, ihr sogleich einen Bothen zu schicken, wenn die Sache entschieden sey. Wir hielten das Alles

für so leicht, so kurz, so unbedenklich. Zu welchen Selbsttäuschungen verleitet nicht das Bewußtseyn der Unschuld!

Im ersten Vorzimmer des Gouverneurs erinnerten mich die Bedienten, daß ich in meinem Frack mit einem liegenden Kragen nicht vor ihrem Herrn erscheinen könne. Indeß als sie hörten, daß ich ein Fremder sey, und daß alle meine Kleider in versiegelten Koffern lagen, machten sie weiter keine Einwendung.

Jetzt wurde mein Begleiter zu dem Gouverneur hinein gerufen, und ich blieb allein. Nach einigen Minuten traten Beyde heraus. Der Gouverneur bewillkommte mich mit sichtbarer Verlegenheit; doch erinnerte er sich sehr gütig unserer alten Bekanntschaft, und sagte: er habe alle meine Werke gelesen; sie wären zwar hin und wieder ein wenig spitzig geschrieben, allein sie hätten ihm jederzeit viel Vergnügen gemacht.

Das war es nicht, was mir jetzt am Herzen lag. Ich versicherte ihn, daß ich mich glücklich schätze, unter seinen Augen meine Unschuld darlegen zu können, und bath ihn, die Untersuchung meiner Papiere so bald als möglich vorzunehmen.

„Diese Untersuchung," versetzte er, „ist mir keines Weges aufgetragen. Ich habe bloß Befehl, Ihre Papiere wohl versiegelt nach Petersburg zu schicken, und Sie selbst müssen augenblicklich dahin folgen."

Ich ward bestürzt, faßte mich aber bald, und bath nur um Erlaubniß, meine Frau mit mir nehmen zu dürfen, da wir noch nie von einander getrennt gewesen waren, und ohne einander nicht leben könnten. Er schien Anfangs geneigt, darein zu willigen; auf einige Erinnerungen aber, die ihm sein Secretär ins-

geheim machte, verweigerte er es schlechterdings. Als ich ihm sagte, daß ich nicht dafür stehen könne, ob nicht meine weinende Frau selbst zu ihm hereinstürzen, und nicht eher ablassen werde, bis er diese Bitte bewilliget habe, antwortete er mit Herzlichkeit: „verschonen Sie mich mit einer solchen Scene! Ich bin selbst Vater und Gatte, ich fühle ganz das Schreckliche Ihrer Lage; aber ich kann nicht helfen, ich muß meine Pflicht auf das Strengste erfüllen. Reisen Sie nach Petersburg, rechtfertigen Sie sich; und in vierzehn Tagen auf's Längste sind Sie wieder in den Armen Ihrer Familie. Ihre Frau ist indessen hier gut aufgehoben; wir werden Alles für sie thun, was die Menschenliebe und unser eigenes Herz uns gebiethen."

Mit diesen Worten bath er mich, in sein Wohnzimmer zu treten, und verließ mich, um Befehle zu ertheilen, die mich, leider! nur allzu nahe angingen.

Der Gouverneur kehrte bald wieder zurück. Er versicherte mich, es sey jetzt nicht mehr in Rußland, wie vormahls, sondern die Gerechtigkeit werde streng gehandhabt." — Dann darf ich sehr ruhig seyn, war meine Antwort. — Er wunderte sich, daß ich so von freyen Stücken zurück gekommen wäre; auch schien es ihm unerwartet, daß ich meine ganze Familie mit gebracht hatte. Freylich pflegt ein Mensch, der mit gefährlichen Anschlägen auf Reisen geht, sich nicht mit einer Frau, drey kleinen Kindern, einer siebzigjährigen Kinderwärterinn, einer Kammerjungfer und zwey Bedienten zu beladen. Daß ich von freyen Stücken kam, geschah im Vertrauen auf mein Gewissen, und im Vertrauen auf den kaiserlichen Paß.

Jetzt trat ein Mann in Petersburgischer Civil-

Uniform herein. „Das ist der Herr Hofrath Schtschekatichin," sagte der Gouverneur; „ein gar wackerer Mann, der mit Ihnen reisen wird, und bey dem Sie sehr wohl aufgehoben sind."

Versteht er Deutsch oder Französisch?

„Keines von Beyden."

Das ist schlimm; denn mein Russisch hab ich fast ganz vergessen.

Der Gouverneur stellte uns einander vor; ich half mir mit dem Russischen so gut ich konnte; und was mir an Worten fehlte, suchte ich durch Geberden zu ersetzen; ich ergriff des Hofraths Hand, drückte sie mit Herzlichkeit, und bath ihn um seine Freundschaft. — Er erwiederte meine Bitte durch ein freundliches Grinsen.

Ich gestehe, es wunderte mich im ersten Augenblicke, daß ein Menschenfreund, wie Driesen, gerade diesen Hofrath zu meinem Begleiter hatte wählen können. Meine Verwunderung verschwand aber, als ich nachher erfuhr, daß der Kaiser, in eben dem Augenblick, als er seinem Minister in Berlin erlaubte, mir einen Paß zu geben, um ungehindert nach Rußland zu kommen, auch den Befehl ertheilte, mir einen Hofrath mit einem Senats-Courier entgegen zu schicken, und mich als Arrestanten in Empfang zu nehmen. Da ich nun schon in den letzten Tagen des Januar um den Paß angehalten, so war auch der Herr Hofrath schon seit dem Anfange des März in Mietau, hatte bereits sieben Wochen auf mich gewartet, und klagte mir nachher oft, wie viel Geld er dort habe verzehren müssen, und wie viele Langeweile er ausgestanden. Das letztere glaubte ich ihm nie; denn ein Mann wie Er, hat den Vorzug

mit dem Weisesten gemein, nie Langeweile zu empfinden. —

„Suchen Sie," sagte der Gouverneur, „so schnell als möglich ein bequemes Fuhrwerk zu bekommen; denn Sie müssen sogleich abreisen." — Ich bath um Aufschub wenigstens bis morgen, da ich in den letzten drey Nächten gar nicht geschlafen hatte, seit vier Wochen immer auf der Reise, und seit drey Tagen in starken Gemüthsbewegungen gewesen war; meine Bitte mußte mir aber abgeschlagen werden. Der Gouverneur ersuchte mich, den Mittag bey ihm zu essen, dann aber mit meiner Abreise so viel als möglich zu eilen. Ich lehnte die Einladung ab, und ging nunmehr von dem Regierungs-Secretär begleitet, nach meinem Wirthshause zurück. Dieser junge Mann (er hieß Weithrecht) schien, trotz seiner kalten Physiognomie, einigen Theil an meinem Schicksal zu nehmen. Er beklagte mich, und versicherte, der Gouverneur könnte mit dem besten Willen nicht mehr für mich thun.

Wir betraten mein Zimmer. Meine gute, geliebte Frau, die eine fürchterliche Stunde zugebracht hatte, kam mir mit der bangsten Erwartung im Blicke entgegen. Ich zwang mich, unbefangen und heiter zu scheinen. Mit aller nur möglichen Schonung sagte ich ihr, daß ich nach Petersburg reisen müsse, und zwar ohne sie. Ich fügte dieser Nachricht zugleich so viele Trost- und Hoffnungsgründe bey, als meine zerrüttete Seele nur immer aufzutreiben vermochte; auch versicherte der Secretär, die ganze Sache könne kaum vierzehn Tage dauern. Alles vergebens! meine Christel warf sich schluchzend auf das Bett, und überließ sich einem gränzenlosen Schmerze. Sie wollte mich durch-

aus begleiten; wollte ihre so geliebten Kinder ohne Bedenken zurück lassen; wollte wenigstens bis auf mein unweit Narva gelegenes Landhaus Friedenthal mit mir fahren, von wo Petersburg nur noch einige und dreyßig Meilen entfernt ist. Umsonst! jede dieser Bitten wurde ihr, aus nachher sehr begreiflichen Ursachen, abgeschlagen. Auch ihretwegen mußte erst nach Petersburg geschrieben und rapportirt werden; denn man hatte ihretwegen keine Verhaltungsbefehle.

O! daß ich mich schon des traurigen Geschäfts entledigt hätte, die fürchterlichen Stunden bis zu meiner Abreise zu schildern! Meine arme Frau hing bald mit heißen Thränen an meinem Halse, bald lag sie halb ohnmächtig und weinend auf dem Bette. Meine Leute liefen bestürzt durch einander. Im Zimmer war viel Rumor. Der Hofrath fand sich ein; der Senats-Courier postirte sich in einen Winkel; der Secretär entsiegelte meinen Koffer, durchsuchte Alles noch ein Mahl, und empfing meine Papiere. Ich war in einer dumpfen Betäubung, aus der ich mich nur ruckweise mit Gewalt aufraffte. Ich bekümmerte mich um nichts, was im Zimmer vorging, sondern setzte mich auf das Bett zu meiner wimmernden Frau, schloß sie mit dem Feuer der innigsten Liebe in meine Arme, und beschwor sie, sich zu fassen, auf meine Unschuld und des Kaisers Gerechtigkeit zu vertrauen.

Ich hatte es endlich durch mein sanftes, liebevolles Zureden so weit gebracht, daß meine Frau wieder einige Fassung gewann. Sie stand auf, bewillkommte den Hofrath, reichte ihm ihre Hand, und bath ihn sanft weinend, doch ja unterwegs Sorge für ihren kränklichen Mann zu trag.n. (Sie hatte schon gehört, daß

ich nicht einmahl einen von meinen Bedienten mitnehmen dürfe.) Der Herr Hofrath lächelte höflich, die Falten seiner Nase zogen sich hoch zu den Augenwinkeln hinauf, und er versprach Alles, was die Bittende begehrte.

Schon einige Mahl hatte mich der Secretär sehr dringend befragt: ob ich auch viel Geld bey mir hätte? — Ich hatte noch etwas über hundert Friedrichsd'or, etwa fünfzig Ducaten und ein Paar hundert Thaler chursächsische Zweygroschenstücke, die ich mir in Leipzig hatte geben lassen, weil sie in Kurland gelten. Er ermahnte mich, Alles in Russische Banconoten umzusetzen, und mit mir zu nehmen. Ich hielt das für unnöthig; wie viel konnte ich zwischen Mietau und Petersburg brauchen? Auch mußte ich ja Friedenthal passiren, wo ich im Nothfalle Geld zu finden, gewiß war. In Petersburg selbst hatte ich Freunde, auf deren Unterstützung ich mich verlassen konnte. Meine Frau hingegen brauchte viel Geld; ihr wollte ich Alles zurück lassen. Das sagte ich dem Secretär; er aber drang dennoch mit so besondern Geberden in mich, seinen Rath zu befolgen, daß ich endlich, wenigstens zum Theil, nachgab. Er selbst war so gütig, das Umwechseln zu besorgen, und mir einen, für die Eile, mit der Alles geschehen mußte, sehr leidlichen Preis für mein Gold zu verschaffen.

Von den großen, schweren Koffern meines Wagens konnte ich keinen mit mir nehmen; ich hatte daher befohlen, daß meine Bedienten mir ihren halb zerrissenen Mantelsack hergeben sollten, und die Kammerjungfer meiner Frau war beschäftigt, mir Wäsche auf einige Wochen hinein zu packen. Der Senats-Courrier stand dabey; und eben so dringend, als der

Secretär mich erwähnt hatte, recht viel Geld mit zu nehmen, ermahnte er die Kammerjungfer, recht viel Wäsche in den Mantelsack zu legen. Sie hielt das für sehr überflüssig, und that das Gegentheil. Da es ihm mit der Wäsche nicht gelang, so bestand er darauf, es müßten wenigstens Betten mitgenommen werden. Das hielt ich für noch überflüssiger, und er zuckte endlich die Achseln.

Wenn ich jetzt, bey kaltem Blute, alle diese Umstände zusammen nehme, begreife ich nicht, wie es möglich war, daß kein Funke von Argwohn in meine Seele kam, es könne wohl auf eine weitere Reise mit mir angesehen seyn. Aber ich war in einer dumpfen Betäubung, und hatte keinen klaren Gedanken. In Betreff des Geldes erinnere ich mich bloß der dunkeln Vorstellung, daß es mir doch wohl in Petersburg nützlich seyn könne, da ich vielleicht in den ersten Tagen mit keinem meiner Freunde würde sprechen dürfen. Auf das Einpacken der Wäsche gab ich wenig Acht, und hörte das, was darüber gesagt wurde, nur mit halbem Ohr. —

Dem Courrier, der die Innigkeit gewahr wurde, mit welcher ich an meiner Familie hing, traten die Thränen in die Augen. Nun bemerkte ich ihn erst, und ich sah ihn an; er gab mir den freundlichen Blick zurück. Bist du verheirathet? fragte ich ihn. Er nickte mit nassen Augen.

„Ich habe auch drey kleine Kinder!“ antwortete er. —

Nun, so verstehst du mich. — Er nickte und seufzte.

Seit den letzten Paar Stunden waren mehrere Wagen auf den Hof des Wirthshauses gefahren wor-

den, daß ich mir einen davon aussuchen und kaufen sollte. Ob ich gleich das Letztere für mein eigenes Geld thun mußte; so war es doch immer eine große Begünstigung, daß ich mir einen bequemen Wagen anschaffen durfte, da die Gefangenen sonst gewöhnlich in ein Kibitken, oder auf ein noch schlechteres unbedecktes Fuhrwerk geworfen, und, ohne alle Rücksicht auf Stand, Alter oder Gesundheit, bey jeder Witterung fort geschleppt werden. Ueberhaupt kann ich nicht läugnen, daß man auch in der Folge noch manche andere égards für mich hatte; die ich unmöglich auf Rechnung des gefühllosen Herrn Hofraths setzen kann, sondern die vermuthlich von höherer Hand gebothen waren; denn mein Begleiter würde sich gewiß um kein Haar von dem Buchstaben seiner Instruction entfernt haben.

In der Ueberzeugung, daß Petersburg das Ziel meiner Reise sey, kaufte ich bloß einen leichten, fein gearbeiteten halben Wagen, der zwar in Federn hing, und in dem es sich ganz bequem eine Spazierreise machen ließ, der aber sonst mit gar keinen Bequemlichkeiten versehen war. Dennoch mußte ich 500 Rubel dafür bezahlen.

Abends, etwa um sieben Uhr, war Alles zur Abreise bereit. — Meine Hand zittert — mein Herz klopft — meine Augen füllen sich mit Thränen. Noch jetzt kann ich nicht ohne die heftigste Wehmuth an jenen fürchterlichen Augenblick denken. Man verschone mich mit der Beschreibung desselben. Thränen hatte ich nicht, und meine Frau eben so wenig; unsere Herzen waren krampfhaft zusammen geschnürt.

Meine arme Frau war nicht im Stande, meine Liebkosungen zu erwiedern; sie wimmerte leise mit ge-

schlossenen Augen. Ich drückte noch einen Kuß — ach! vielleicht den letzten! — auf ihre blassen Lippen, und stürzte zur Thür hinaus. Meine Leute halfen mir in den Wagen, und nahmen gerührt von mir Abschied. Ich hörte und sah nicht mehr. Viele Neugierige hatten sich im Vorhause versammelt; der Secretär zerstreuete sie. Der Wagen war auf den Hof gebracht worden, um auf der Straße kein Aufsehen zu erregen. Ich taumelte hinein — und wir rollten fort!

Riga ist von Mietau nur sieben kleine Meilen entfernt. Es war schon dunkel, als wir die Ufer der Düna erreichten, an welcher diese schöne, gastfreye Stadt liegt. Wegen hohen Wassers war die Schiffbrücke noch nicht wieder hergestellt, und es dauerte mehrere Stunden, ehe wir übergeschifft wurden. Um Mitternacht erreichten wir das Thor, wo der Courrier abstieg, und sehr lange im Wachthause verweilte, ohne daß ich etwas Arges daraus hatte Vom Thore fuhren wir, ohne die eigentliche Stadt zu berühren, durch enge, winkeligte Straßen nach der Posthalterey, und erhielten sogleich Courrierpferde. Unser Postpaß (Podoroschne) versicherte uns deren drey auf kaiserliche Rechnung. Meisten Theils spannte man uns noch eins mehr unentgeldlich vor; wo aber die Posthalter sich weigerten, es zu thun, und auf die Postordnung trotzten, da mußte ich das vierte aus meiner Börse bezahlen.

Es war gegen ein oder zwey Uhr, in einer sehr kühlen Nacht, als wir Riga verließen. Die erschöpfte Natur forderte ihr Recht; ich wurde sehr schläfrig, ließ das Fenster nieder, drückte mich in die Ecke des Wagens, und schlummerte. Auf der ersten Station erwachte ich wohl, und sah, daß es Tag geworden war,

bekümmerte mich aber weiter um nichts, sondern versuchte, die Augen auf's neue zu schließen.

Doch, welcher Pinsel mahlt mein Erstaunen, mein Schrecken, als ich etwa eine Stunde nachher mich ermunterte, und gewahr wurde, daß mir keinesweges auf der mir wohlbekannten Petersburger Landstraße, sondern auf einer großen, mir völlig fremden Straße, immer längs der Düna hinfuhren! Ich hatte kaum so viel Gewalt über mich, einen lauten Schrey zurückzuhalten. Eine Art von Instinct geboth mir indeß, zu schweigen und mich zu verstellen. Was in mir vorging, ist unbeschreiblich. — Wohin führt man mich? — Was hat man mit mir vor? — Das waren die Fragen, die ewig mein Gehirn durchkreuzten! denn daß man mich ohne alle Untersuchung in die weite Welt schleppen würde, kam mir wahrlich noch immer nicht in den Sinn.

Als wir auf der Station ankamen, verlangte ich Caffee, um nur etwas Zeit zu gewinnen. Der Caffee wurde sogleich bestellt, und ich ging unterdessen in einer grausamen Gemüthszerrüttung im Zimmer auf und nieder. Der Hofrath unterhielt sich draußen beym Wagen mit dem Posthalter. Der Courrier stand am Fenster, beobachtete ihn, und sagte plötzlich verstohlen zu mir: „Fedor Carlowitsch!" (so nannte man mich nach Russischer Gewohnheit) wir reisen nicht nach Petersburg! wir reisen weiter. „Kaum hatte ich den Athem zu fragen:" wohin? — „Nach Tobolsk," — Kaum erhielt ich mich auf den Füßen. Es war keine Nerve in meinem Körper, die nicht erschüttert wurde. — „Können Sie Russisch lesen?" fuhr er fort, indem er stets ein Auge auf den Hofrath hatte. — Ja. — Nur

so lesen Sie hier die Podoroschne. (den Postpaß.) — Ich las: Auf Befehl Sr. Kaiserlichen Majestät u. s. w. von Mietau nach Tobolsk, Herr Hofrath Schtschekatichin mit einem bey sich Habenden, (so ist der Russische Ausdruck) begleitet von einem Senats-Courrier, in Krongeschäften, u. s. w.

Ich selbst kann mir meine damahlige Empfindung nicht mehr vergegenwärtigen; ich war vernichtet. — „Gern," sagte der Courrier, „hätte ich Ihnen das schon in Mietau zugeflüstert; aber wir wurden zu sehr beobachtet. Sie dauerten mich gleich, als ich Ihre Familie sah; denn auch ich habe Frau und Kinder. —" Ich dankte ihm mit halben Worten. Er bath mich, ja den Hofrath nicht merken zu lassen, daß er mir das Ziel der Reise verrathen habe; denn der sey ein harter, schlechter Mensch. — Ich beruhigte ihn.

Wir fuhren weiter. Das Rütteln des Wagens gab mir wieder einige Besinnung; und jetzt erwachte bey mir der erste Gedanke an Flucht. — „Nach Sibirien führt man mich," so sagte ich zu mir selbst; „ohne Verhör, ohne Untersuchung, ohne Urtheil und Recht, ja, ohne daß man es auch nur der Mühe werth findet, mir zu sagen, warum? — das ist zu arg! — Meine Papiere sind also nicht die Ursache meiner Verhaftung; denn sonst würde man sie ja vorher untersucht haben, ehe man mir die gräßlichste aller Strafen zuerkannt hätte. Es muß also eine andere schwere Anklage gegen mich vorhanden seyn, die irgend ein niederträchtiger Verläumder dem Kaiser als bereits erwiesen vorgestellt hat; und um nicht als Verläumder mit Schande zu bestehen, hat er, ohne wei-

tere Untersuchung, meine Verbannung bewirkt. In Sibirien bin ich lebendig begraben; aus Sibirien erschallt meine Stimme nicht bis an die Ufer des Baltischen Meeres: von dort aus kann ich mich nicht vertheidigen; und dürfte ich es auch, so wüßte ich nicht einmahl, wogegen. — Es bleibt mir also nichts, anders übrig! als die Flucht. —" Dieser Gedanke stand fest in mir, und wurde nach und nach zum Entschlusse.

Vor der nächsten Station, Kokenhusen, liegen auf einem Hügel an der Düna die mahlerischen Ruinen einer alten Burg. Der Anblick dieser Ruinen erweckte in mir die erste dunkle Idee, mich unter dem alten Gemäuer zu verbergen, und lieber dort zu verhungern, als mich ohne Urtheil und Recht nach Sibirien schleppen zu lassen. Zu dieser Idee gesellte sich noch eine dunkle Erinnerung, daß das jetzige Landgut Kokenhusen einem Baron von Löwenstern zugehöre, den ich vor drey Jahren in Leipzig als einen sehr edlen Mann hätte kennen lernen, und der mir schon vorher durch den Ruf als solcher bekannt gewesen war. Im höchsten Nothfalle, dachte ich, entdeckst du dich dem; er wird dich nicht ausliefern.

Jetzt hielten wir vor dem Posthause. Ich beobachtete die Gesichter des Posthalters und seiner ganzen Familie, nach ihren Physiognomien zu urtheilen, waren diese Menschen wahrscheinlich gut und mitleidig. Während des Anspannens benutzte ich jeden Augenblick, wenn der Hofrath sich ein wenig entfernte, um in deutscher Sprache allerley Erkundigungen einzuziehen. — Wem gehört das Gut?

„Dem Baron Löwenstern."

so lesen Sie hier die Podoroschne. (den Postpaß.) — Ich las: Auf Befehl Sr. Kaiserlichen Majestät u. s. w. von Mietau nach Tobolsk, Herr Hofrath Schtschekatichin mit einem bey sich Habenden, (so ist der Russische Ausdruck) begleitet von einem Senats-Courrier, in Krongeschäften, u. s. w.

Ich selbst kann mir meine damahlige Empfindung nicht mehr vergegenwärtigen; ich war vernichtet. — „Gern," sagte der Courrier, „hätte ich Ihnen das schon in Mietau zugeflüstert; aber wir wurden zu sehr beobachtet. Sie dauerten mich gleich, als ich Ihre Familie sah; denn auch ich habe Frau und Kinder. —" Ich dankte ihm mit halben Worten. Er bath mich, ja den Hofrath nicht merken zu lassen, daß er mir das Ziel der Reise verrathen habe; denn der sey ein harter, schlechter Mensch. — Ich beruhigte ihn.

Wir fuhren weiter. Das Rütteln des Wagens gab mir wieder einige Besinnung; und jetzt erwachte bey mir der erste Gedanke an Flucht. — „Nach Sibirien führt man mich," so sagte ich zu mir selbst; „ohne Verhör, ohne Untersuchung, ohne Urtheil und Recht, ja, ohne daß man es auch nur der Mühe werth findet, mir zu sagen, warum? — das ist zu arg! — Meine Papiere sind also nicht die Ursache meiner Verhaftung; denn sonst würde man sie ja vorher untersucht haben, ehe man mir die gräßlichste aller Strafen zuerkannt hätte. Es muß also eine andere schwere Anklage gegen mich vorhanden seyn, die irgend ein niederträchtiger Verläumder dem Kaiser als bereits erwiesen vorgestellt hat; und um nicht als Verläumder mit Schande zu bestehen, hat er, ohne wei-

tere Untersuchung, meine Verbannung bewirkt. In Sibirien bin ich lebendig begraben; aus Sibirien erschallt meine Stimme nicht bis an die Ufer des Baltischen Meeres: von dort aus kann ich mich nicht vertheidigen; und dürfte ich es auch, so wüßte ich nicht einmahl, wogegen. — Es bleibt mir also nichts, anders übrig! als die Flucht. —" Dieser Gedanke stand fest in mir, und wurde nach und nach zum Entschlusse.

Vor der nächsten Station, Kokenhusen, liegen auf einem Hügel an der Düna die mahlerischen Ruinen einer alten Burg. Der Anblick dieser Ruinen erweckte in mir die erste dunkle Idee, mich unter dem alten Gemäuer zu verbergen, und lieber dort zu verhungern, als mich ohne Urtheil und Recht nach Sibirien schleppen zu lassen. Zu dieser Idee gesellte sich noch eine dunkle Erinnerung, daß das jetzige Landgut Kokenhusen einem Baron von Löwenstern zugehöre, den ich vor drey Jahren in Leipzig als einen sehr edlen Mann hatte kennen lernen, und der mir schon vorher durch den Ruf als solcher bekannt gewesen war. Im höchsten Nothfalle, dachte ich, entdeckst du dich dem; er wird dich nicht ausliefern.

Jetzt hielten wir vor dem Posthause. Ich beobachtete die Gesichter des Posthalters und seiner ganzen Familie, nach ihren Physiognomien zu urtheilen, waren diese Menschen wahrscheinlich gut und mitleidig. Während des Anspannens benutzte ich jeden Augenblick, wenn der Hofrath sich ein wenig entfernte, um in deutscher Sprache allerley Erkundigungen einzuziehen. — Wem gehört das Gut?

„Dem Baron Löwenstern."

Wo ist das Wohnhaus?

„Dort.“ — Man zeigte es mir in einer kleinen Entfernung.

Ist er jetzt hier?

„Nein; er ist bey seinem Schwiegervater, vierzehn Werste von hier, auf Stockmannshof.“

Ist auch seine Familie dort? (Ich kannte seine Gattinn als eine der vortrefflichsten Frauen, und seine Kinder als ihrer Aeltern würdig.)

„Ja.“

Liegt Stockmannshof an der Landstraße? —

„Ja; Sie fahren vorbey.“

Wie weit ist Dorpat von hier?

„Ungefähr sechszehn Meilen. —“

Mehr konnte ich nicht fragen; die Pferde waren vorgespannt, und wir fuhren ab. Als wir etwa sechs Werste zurückgelegt hatten, ereignete sich ein Zufall, der mir sehr willkommen war. Eins unserer Pferde wurde stätisch, und ging nicht von der Stelle. Der Postillion. ein Lette, that vergebens alles Mögliche, um es anzutreiben. Der Courrier schimpfte, der Hofrath fluchte; Beyde beehrten die Lettische Nation mit den verworfensten Beynahmen. Endlich theilte der Courrier, der, auf dem in Federn hangenden Bocke, gerade über dem Postillion saß. mit geballter Faust die unbarmherzigsten Ohrfeigen und Kopfstöße aus. Der unschuldige Postillion sprang herunter und erklärte: er werde nicht weiter fahren, wenn man ihn so behandle. Diese Erklärung versetzte den Herrn Hofrath in Wuth. Er stieg aus dem Wagen, brach einen derben Knüppel von dem nächsten Baume, ergriff den Postillion bey der Brust, warf ihn zu Boden, und prügelte ihn un-

barmherzig. Nach dieser edlen Expedition, welche durch die Gesetze streng verbothen ist, befahl er ihm, sich aufzusetzen und weiter zu fahren. Der Postillion benutzte aber den Augenblick, als der Courrier dem Hofrath in den Wagen half, und lief plötzlich querfeld ein, dem nächsten Busche zu. Der Courrier versuchte zwar, ihn einzuhohlen; doch jener war flinker auf den Beinen und so standen wir nun, zu meinem Vergnügen, mitten auf der Landstraße, mit einem stätischen Pferde ohne Kutscher.

Was war zu thun? Wir mußten umkehren, und so gut es gehen wollte, nach Kokenhusen zurückfahren. Der Courrier ergriff die Zügel; er verstand sich aber schlecht auf das Fahren: es ging schief, krumm und langsam, wobey denn unzählige Flüche auf das arme Volk der Letten herausgedonnert wurden. Wenn ich sage Flüche, so verstehe ich darunter nur einen einzigen oft wiederhohlten Fluch; denn die Russen haben eigentlich nur Einen Fluch, der aber so kräftig ist, daß er gar wohl die Stelle von hundert deutschen Flüchen ersetzen kann.

Als wir nach Kokenhusen zurückkamen, erhob der Herr Hofrath eine mächtige Klage gegen den entlaufenen Postillion, nahm sich aber wohl in Acht, des Prügelns und seiner eigenen entlaufenen Vernunft dabey zu erwähnen. Der Posthalter ergänzte indeß diesen Mangel leicht. „Es ist einer meiner besten Leute," sagte er; „Sie müssen ihn sehr übel behandelt haben." Man leugnete. Der Posthalter sah mich an, und ich nickte unvermerkt mit dem Kopfe.

Es ist bekannt, daß einen gemeinen Menschen nichts mehr in Hitze bringt, als wenn er fühlt, daß

er Unrecht hat. So ging es auch dem Hofrath: er schimpfte, er drohte. Da dem Posthalter, den Gesetzen gemäß, nichts anderes übrig blieb, als einen Rapport an die Regierung in Riga zu machen, indessen aber den Courrier ohne Aufenthalt fortzuschaffen; so wurde ein anderes Pferd vorgespannt, und nach einem andern Postillion geschickt. Doch verzog sich das, so wie ich es wünschte, ein wenig in die Länge.

Ich war im Wagen sitzen geblieben. In einem Augenblick, als der Hofrath in die Stube gegangen war, trat der Bruder des Posthalters an den Wagen, und sagte zu mir mit einer bedenklichen Miene: „Ihr Nahme ist im Postpasse nicht angegeben. —" Ich wußte darauf nichts zu antworten. Hätte ich gewußt, was ich erst später erfuhr, daß durch ein neueres Gesetz streng befohlen ist, jeden Reisenden in dem Postpasse nahmentlich aufzuführen, und nicht blos durch die vage Benennung nebst bey sich Habenden zu bezeichnen! und daß, wenn jenes unterblieben ist, der Posthalter das Recht hat, auch sogar schuldig und gehalten ist, die Pferde zu verweigern: ich würde sogleich aus dem Wagen gesprungen seyn, und ihn ermuntert haben, sich dieses Rechtes zu bedienen. Was konnte der Herr Hofrath ohne Pferde machen? Er hätte es dulden müssen, daß vorher nach Riga berichtet worden wäre; der Gouverneur von Riga, der von nichts wußte, hätte wieder bey dem Gouverneur von Mietau anfragen müssen. Dadurch wäre viele Zeit gewonnen worden; und Zeit gewonnen, sagt das alte Sprichwort, viel gewonnen. Aber ich schwieg aus Unkunde des Gesetzes, und so fuhren wir Nachmittags ohne Hinderniß weiter.

Unterwegs beobachtete ich die Gegend so genau als möglich, besonders die Lage des schön gebauten Guthes Stockmannshof, an welchem wir nahe vorbeyfuhren. Rechts hatten wir noch immer die Düna, und links fast ununterbrochen waldige Hügel. Wir kamen gegen sechs Uhr auf die nächste Station, die bereits auf der Grenze des Liefländischen Gouvernements liegt, und mit der, wenn ich nicht irre, die Witeskische Provinz ihren Anfang nimmt.

„Jetzt oder nie!" dachte ich bey mir selbst. „Hast du einmahl Liefland verlassen, so findest du keinen Bekannten, keinen Freund mehr; nicht einmahl einen Menschen, der deine Sprache versteht. Jetzt, oder nie ist der Augenblick der Flucht." — Ich erklärte also, ob es gleich noch ziemlich früh am Tage war, daß ich heute nicht weiter fahren würde, weil ich der Ruhe benöthigt wäre. Meine Erklärung schien dem Herrn Hofrath sehr unangenehm zu seyn; aber er fügte sich ohne Widerspruch in mein Verlangen; ein neuer Beweis, daß er Instructionen hatte, die milder waren als sein Herz.

Es sollten nun Anstalten zum Uebernachten, und vorher zum Abendessen, getroffen werden. Aber das Posthaus war so unbeschreiblich elend, die Stube mit Hühnern und Schweinen so eckelhaft angefüllt, daß ich darauf drang, wir müßten uns in einen steinernen Krug begeben, den ich in einer geringen Entfernung bemerkt hatte, und der etwas mehr Bequemlichkeit zu versprechen schien. Meine eigentliche Ursache war, daß ich dort leichter zu entschlüpfen hoffte; denn ich hatte mit Einem Blick übersehen, daß das Posthaus zu diesem Zwecke gar nicht taugte.

Auf mein wiederhohltes ernstliches Verlangen begaben wir uns also in den kaum einige hundert Schritte entfernten Krug, der noch auf Liefländischem Grund und Boden lag, zu Stockmannshof gehörte, und von einem Juden, als Pachter, verwaltet wurde. Er lag mit der Front an der Landstraße, die zwischen demselben und der Düna hin lief. Wenige Schritte hinter dem Kruge fingen die waldigen Hügel an, auf die ich besonders rechnete.

Der Courrier machte jetzt sehr geschäftig Anstalten zum Abendessen. Er rühmte seine Kochkunst, schlachtete ein Huhn, und versprach mir eine köstliche Suppe. Ich stellte mich, als ob ich Theil an dieser frohen Aussicht nähme, und spazierte unterdessen, in Gesellschaft des Hofraths vor dem Kruge hin und her, gleichsam die Ufer der Düna und die daselbst liegenden Holzflösse zu besehen, eigentlich aber, die umliegende Gegend noch besser ins Auge zu fassen. Von Zeit zu Zeit ging ich auch wieder in die Stube; und als ich mich einen Augenblick allein fand, versuchte ich, ob das Fenster sich ohne Schwierigkeit und leise öffnen ließe. Es war, zu meiner Freude, nur mit einem Bändchen an einem Nagel befestiget, und machte gar kein Geräusch. — Der Hofrath hatte kurz vorher in seinen Papieren gekramt, und etwa ein halbes Buch weißes Papier auf dem Tisch liegen lassen; hiervon nahm ich in Eil einen Bogen, und steckte ihn schnell in die Tasche, ohne mir eigentlich bewußt zu seyn, warum, oder wozu ich das thäte.

Gegen neun Uhr trug der Courrier seine fade Hühnersuppe auf, packte auch eine große Italienische Wurst aus, die ich noch in Königsberg gekauft, und eine

Flasche Liqueur, die ich aus Danzig mitgenommen hatte; beydes hatte die Kammerjungfer, ohne mein Wissen, aus Vorsorge in den Wagen gelegt. Ich zwang mich, einige Löffel Suppe zu verschlucken, und affectirte sogar einige Heiterkeit. Hiermit gelang es mir doch noch besser, als mit dem Essen; die Seele war gehorsamer als der Körper; ich konnte, troz allem Zureden, unmöglich mehr als einige Löffel voll hinunterbringen, und schüzte eine grose Ermüdung vor.

Sogleich wurden Anstalten zum Schlafengehen gemacht. Es war eine einzige Bettstelle in der Stube befindlich, welche mir vorzugsweise eingeräumt werden sollte. Da sie aber in einem entfernten Winkel stand, so gab ich vor, sie sey mir zu schmuzig, und ich fürchte mich vor Ungeziefer; ich bath daher, mein Lager ganz nahe am Fenster auf Stühlen zu bereiten. Man war sogleich willig. Es wurden Stühle zusammen getragen, Heu darauf gelegt, mein Schlafrock darüber gebreitet und mein Mantel zur Bettdecke gemacht. Ich wollte mich völlig angekleidet niederlegen, mußte aber wenigstens leiden, daß der Courrier mir die Stiefeln auszog. Ich warf mich nun auf mein hartes Bett, und stellte mich, als ob ich vor Mattigkeit sogleich einschliefe. Man kann denken, wie weit der Schlaf von mir entfernt seyn mußte.

Meine Begleiter blieben noch so lange auf, als irgend etwas zu essen und zu trinken übrig war; dann begaben auch sie sich zur Ruhe. Der Hofrath legte sich einen Schritt weit von mir auf eine Bank; zwischen uns stand der Tisch, und über dem Tische war das von mir geprüfte Fenster. Der Courrier nahm seinen

Platz draussen im Wagen, der ganz dicht unter dem Fenster stand.

Nicht lange, so überzeugte ich mich, daß der Hofrath schliefe. Es mochte jetzt ungefähr eilf Uhr seyn. Wir hatten Vollmond, aber der Himmel war bewölkt. Der Augenblick schien günstig, und ich war im Begriff, zur Ausführung meines Entschlußes zu schreiten, als mir plötzlich ein ganz unvorhergesehenes Hinderniß in den Weg kam. Es war nähmlich unglücklicherweise eine Nacht vom Freytag auf den Sonnabend. Der Sonnabend ist bekanntlich der Sabbath der Juden, und unser Wirth hatte, vermuthlich zur Vorbereitung auf diesen Tag, so oft und so viel in der angrenzenden Kammer zu thun, lief nebst Frau und Kindern so oft mit angezündeten Lichtern durch unser Zimmer, und es wurde in dem Nebenzimmer so viel gemurmelt und gesungen, daß der Hofrath alle Augenblicke davon erwachte. Ich selbst stellte mich, als ob mir dasselbe widerführe, und stimmte kräftig in seine Flüche mit ein. Indessen dauerte, gewiß zu meinem Unglück, der Lärmen fort bis gegen zwey Uhr, da es endlich im ganzen Hause still wurde.

Jetzt erhob ich mich langsam auf meine Knie, wickelte das Band am Fenster los, und öffnete dieses glücklich. Als es offen war, hörte ich den Courrier draußen schnarchen. Ich tappte im Dunkeln um mich her, suchte meine Stiefeln und meinen Hut, und fand auch Beydes. Den letztern setzte ich auf, die Stiefeln nahm ich in die linke Hand, den Mantel warf ich über den Arm. Nun stieg ich, so leise als möglich, auf den Tisch, immer mit zurückgehaltenen Athem, und inne haltend, so oft der Hofrath sich zu rühren schien.

Jetzt streckte ich das eine Bein zum Fenster hinaus, und versuchte, irgendwo an den Balken eine Stütze dafür zu finden; aber vergebens. Die Erde konnte ich noch weniger sogleich erreichen, denn das Fenster war ungefähr Mannshoch. Das andere Bein nachzuziehen, ohne daß ich beyde Hände zum Anhalten gebrauchte, war eben so unmöglich; ich hatte aber bloß die rechte Hand frey, da ich in der linken die unentbehrlichen Stiefeln trug. So mußte ich mich denn entschließen, Mantel und Stiefeln hinabzuwerfen, trotz der Gefahr, daß, wenn der Hofrath erwachte, ehe ich selbst hatte nachfolgen können, mein Plan durch die hinuntergeworfenen Sachen sichtbar vor Augen lag. — Indessen war nun nicht länger zu zögern. Ich ließ den Mantel langsam fallen; die Stiefeln gleiteten leise darauf nieder, da ihnen der Mantel zur Unterlage diente. Jetzt waren beyde Hände frey; ich schwang mich hinaus; erreichte mit dem einen Fuß das Wagenrad, und mit dem andern glücklich den Boden. Der Courrier schnarchte fort; ich nahm mir daher die Zeit, das Fenster, damit kein Zugwind den Hofrath wecken möchte, sacht wieder anzulehnen, ergriff sodann eilig Mantel und Stiefeln, sprang um die Ecke des Krugs, und war in Freyheit. —

Schnell zog ich meine Stiefeln an, wickelte mich in meinen Mantel, lief ein Stück hinter dem Kruge weg, durch einen nassen Wiesengrund, und kam dann bald wieder auf die Landstraße. Es war mein Plan, nach Kokenhusen zurück zu gehen, und den Posthalter zu bewegen, daß er mich verbergen möchte. Die Hoffnung, welche ich auf diesen Mann nebst seiner Familie setzte, gründete sich zum Theil auf seine menschenfreund-

liche Physiognomie; zum Theil auf den Verdruß, den er gestern durch den Hofrath gehabt, und der ihn wahrscheinlich in eine mir günstige Stimmung versetzt hatte; endlich noch größtentheils auf eine beträchtliche Summe Geldes, die ich ihm anbiethen wollte. Gab es vielleicht keinen verborgenen Winkel in seinem Hause, so war ich entschlossen, in den Ruinen der alten Burg Kokenhusen zu bleiben, wenn er mich dort nur mit Lebensmitteln versorgte. Dann wollte ich durch ihn den Baron Löwenstern von meinem Aufenthalt benachrichtigen; dieser sollte meiner Frau, und diese wiederum einigen geprüften Freunden Winke mittheilen; kurz, ich hatte meinen Entwurf, dessen Ausführung gar nicht unmöglich schien, dessen nähere Entwickelung ich aber hier aus triftigen Gründen unterlassen muß.

Freylich hatte ich darauf gerechnet, noch in dieser Nacht Kokenhusen zu erreichen, da allerdings sehr viel daran gelegen war, daß der Hofrath mir nicht zuvor kam; aber der Jude hatte mir mit seiner Frömmigkeit einen Strich durch die Rechnung gezogen. Es war jetzt beynahe drey Uhr, und zwar noch Nacht, durch den verhüllten Mond nur schwach beleuchtet; aber ich brauchte doch wenigstens vier bis fünf Stunden, um drey deutsche Meilen zurück zu legen, und ich mußte erwarten, daß der Hofrath früh aufstehen, mich vermissen, mir nachsetzen und mich einhohlen würde. Gesetzt aber auch, daß er länger schlief und meine Flucht nicht so bald gewahr wurde; so durfte ich es doch nicht wagen, bey Tag in Kokenhusen zu erscheinen. Wie mancher Bauer konnte mich dann bemerken, vielleicht wohl gar sehen, daß ich zu dem Posthalter hinein ging, oder auch die Ruinen erkletterte! Und der Hofrath muß-

te doch natürlicher Weise nachfragen, auch für jede belehrende Antwort reichliche Belohnung versprechen. Es kam folglich Alles darauf an, von Niemand gesehen zu werden, als der mich sehen sollte; ich änderte daher meinen Plan in so weit ab, daß ich beschloß, so lange die Dunkelheit mir Schutz gewährte, rüstig fortzugehen, sobald aber das verrätherische Tageslicht anbräche, mich auf den waldigen Hügeln zu verbergen, und erst in der folgenden Nacht meine Wanderung fortzusetzen.

Mit diesem Vorsatz ging ich weiter; doch wich ich von der Landstraße ab, so oft etwa eine daneben gelegene Wiese es erlaubte, und hielt mich parallel mit derselben in einer mäßigen Entfernung. Ich war noch nicht weit gekommen, als ich durch die matte Mondesdämmerung ein Haus erblickte, welches ich am vorigen Tage für ein sogenanntes Quartierhaus erkannt hatte. Man findet nähmlich in Lief = und Esthland viele dergleichen Häuser zerstreuet, welche, wenn Regimenter in der Gegend einquartiert sind, den Officieren zur Wohnung dienen, wenn aber das Regiment abmarschirt, verschlossen werden und gänzlich unbewohnt bleiben. Als wir gegen Abend an diesem Hause vorbey fuhren, hatte ich es genau beobachtet, und dabey bemerkt, daß sowohl die Thür als die sämmtlichen Fensterladen zugemacht, und auch das dabey stehende Schilder = oder Wachthäuschen leer war; ich schloß daraus natürlich, daß jetzt niemand hier wohne. In dieser Ueberzeugung, und da es einige hundert Schritte weit von der Landstraße entfernt lag, wollte ich dicht daran vorüber gehen; aber wie erschrack ich, als mir plötzlich eine donnernde Stimme aus dem Wachthäus-

chen ein Wer da? zurief. — Ich faßte mich jedoch schnell, und gab die gewöhnliche Antwort: Sdsech-noi (ein Hiesiger.)

„Was gehst du da für einen besondern Weg? wo willst du hin?" —

Ich will nach Stockmannshof.

„Aber die Landstraße ist ja dadrüben!"

Ich bin in der Dunkelheit ein wenig abgekommen. — (Hier wollte ich mich schnell entfernen.) — „Halt! wer bist du?" rief der Kerl mit doppelt lauter Stimme.

Stille mein Freund! Ich bin Hofmeister auf Stockmannshof, und habe diese Nacht ein hübsches Judenmädchen besucht. Sage niemand, daß du mich gesehen hast. — Mit diesen Worten drückte ich ihm etwas Geld in die Hand, und nahm eilig meine Richtung nach der Landstraße. Die Schildwache hörte ich zwar noch eine Weile hinter mir brummen; sie ließ mich aber gehen, da sie entweder durch meine Lüge oder durch mein Geld kirre geworden war.

Dieser kleine Vorfall hatte mich so scheu gemacht, daß ich nun beschloß, doch lieber auf der Landstraße fortzugehen, wo es wenigstens nicht auffiel, einen Wanderer anzutreffen, und auf der ich noch überdieß, weil sie bequem gebahnt war, weit schneller fort kam.

Ich mochte kaum wieder einige Werste gegangen seyn, als ich in weiter Entfernung hinter mir das auf dem Lande gewöhnliche Lärmzeichen hörte. Man pflegt nähmlich in ganz Rußland auf den Dörfern und auch in entlegenen Stadttheilen, ein dickes Bret zwischen zwey Stangen aufzuhängen, und, wenn man das Gesinde zum Essen versammeln, oder die Glocke andeuten, oder sonst plötzlich Lärm machen will, mit

einem großen hölzernen Klöppel aus allen Kräften und sehr schnell hinter einander darauf zu schlagen: ein Ton, den man sehr weit hören kann. Er fuhr mir jetzt durch alle Glieder. „Das Gesinde auf irgend einem benachbarten Edelhofe," dachte ich, „kann es nicht gelten, denn zum Frühstück ist es noch allzu früh. Die Glocke, die sonst immer, nach den schnelleren Schlägen, in einem langsamen Zeitmaß angegeben wird, kann es auch nicht bedeuten; denn man trommelt ja in einem fort auf dem Brete. Der Hofrath hat mich also wahrscheinlich vermißt, und gibt dieses Lärmzeichen entweder bey dem Kruge, oder er ist auch bereits bis zu dem Quartierhause gekommen, hat dort erfahren, daß ich vorbey gegangen bin, und läßt, indessen er mir eilig nachsetzt, durch die Schildwache die Bauern zusammen trommeln."

Ob ich richtig vermuthete, habe ich nie erfahren, da ich, aus leicht begreiflichen Ursachen, nachher nie von dieser Begebenheit sprechen mochte. Genug, das Klappern schien mir so verdächtig, daß ich augenblicklich von der Straße abbog, und mir durch das dickste Gebüsch einen Weg bahnte. Ich hielt mich auch nicht länger mit der Landstraße parallel, sondern suchte vielmehr so weit als möglich von ihr abzukommen.

Anfangs stieß ich von Zeit zu Zeit auf kleine offene Plätze, oder auch größere Heuschläge, die ich schnell durchstreifte, um den Schutz der Bäume zu suchen. Nach und nach wurde das Gebüsch immer dichter. Ich hatte kaum noch tausend Schritt bis zu einem waldigen Hügel, den ich zu erreichen wünschte, nahm die gerade Richtung darauf zu, kehrte mich nicht daran, daß der Boden immer feuchter wurde, sah

mich aber plötzlich mitten in einer morastigen Gegend, und sank mit jedem Schritte bis an die Kniee in den Schlamm. Nach einer halben Stunde, in der ich mich sehr abgearbeitet hatte, war ich so erschöpft, daß ich mitten im Schlamme ausruhen mußte. Der Tag war inzwischen angebrochen, gewährte mir aber keinen Trost, da das dicht verwachsene Unterholz, und die vielen umher liegenden Fichten, mit ihren aufgereckten dürren Aesten mich keine zehn Schritte vorwärts sehen ließen. Ich war indeß entschlossen, eher in diesem Morast umzukommen, als den Rückweg zu suchen.

Sobald ich mich wieder etwas erhohlt hatte, versuchte ich auf's neue, mit Anstrengung aller meiner Kräfte, hindurch zu waten; und nach einer peinlichen Stunde war ich endlich am Fuße des Hügels. Ich erkletterte ihn, fand ihn aber noch viel zu licht, und schweifte von Hügel zu Hügel weiter. Immer glaubte ich, in der Ferne zu meiner Linken die Düna rauschen zu hören, und dieses Geräusch sollte mir zum Wegweiser dienen, damit ich nicht allzuweit von der Landstraße abkäme. Oft traf ich auf kleine von Bauern gemachte Holzwege, die bisweilen zu kleinen, mitten im Walde gelegenen Stücken Ackerland führten: ich bog dann sogleich ab, und dieß geschah so häufig, und in so verschiedenen Richtungen, daß ich am Ende, zumahl da der Himmel sehr bewölkt war, durchaus nicht mehr wußte, nach welcher Gegend ich mich gegen Abend zu wenden haben würde. Nur jenes Geräusch tröstete mich in dieser Furcht, und nach zwanzig bald getroffenen, bald wieder verworfenen Wahlen eines Schlupfwinkels, ersah ich mir endlich ein dichtes sehr dunkles Tannengebüsch, in welchem zwey Birken standen. Die

aus Einem Stamme herausgewachsen, und in einander verschlungen waren. Diese Birken geben mir die erste sanfte Empfindung wieder: ich dachte an meine Frau; ich meinte, unter diesen Birken könne mir kein Leid widerfahren, und wählte sie wohlgemuth zu meiner Wohnung für heute.

Es war jetzt sechs oder sieben Uhr. Vor zehn Uhr Abends durfte ich nicht daran denken, meine Freystatt zu verlassen; ich hatte also Zeit genug, über meine Lage und über das, was mir zu thun am dienlichsten seyn möchte, nachzudenken. Zuerst reinigte ich mich vom Schlamm, so gut ich konnte. Gern hätte ich mich auch getrocknet; aber der Boden, auf dem ich stand, war sehr feucht, und die Luft an diesem Tage sehr kühl. Hin und her gehen konnte ich auch nicht, da die Bäume zu dicht standen; ich wickelte mich also in meinem Mantel, setzte mich nieder, und lehnte mich mit dem Rücken an die Birken. Rings um mich her gewährten mir die Tannen eine dichte Mauer. Wenn man durch dieselben etwa dreyßig bis vierzig Schritt durchbrach, so gelangte man auf einen nassen Heuschlag von geringer Breite, der durch einen kahlen Hügel begrenzt wurde. Alles, was durch diesen Heuschlag ging, oder von dem Hügel herab kam, konnte ich durch die Zweige erblicken. Zu beyden Seiten und hinter mir war, so weit mein Auge reichte, nichts als Wald.

Ich stellte nunmehr folgende Betrachtungen an: Stockmannshof muß mir jetzt sehr nahe liegen. Der Besitzer dieses Gutes ist der Kammerherr von Beyer, der Schwiegervater des Barons Löwenstern. Ich habe diesen Mann als edel rühmen hören; auch würde seine Tochter schwerlich eine so vortreffliche Frau seyn, wenn sie ihre Er-

ziehung nicht sehr edlen Aeltern verdankte. Also könnte ich mich im Nothfall heute Abend auch an den Kammerherrn wenden, von dessen Denkungsart ich, wenn nicht Hülfe, doch Schonung, und vielleicht guten Rath erwarten darf. — Aber — gegen diesen Gedanken stritten wieder manche Gründe. „Wird nicht der Hofrath sogleich auf dieses an der Landstrasse gelegene Gut fahren, und den Besitzer desselben sowohl, als die Bauern, im Nahmen des Kaisers aufbiethen, mich zu suchen, oder, wenn ich von selbst dahin kommen sollte, mich zu verhaften? — Kann ich zu dem Herrn von Beyer kommen, ohne mich vorher durch einen Schwarm von Bedienten zu schlagen, die mich alle sehen, und es schon dadurch ihrem Herrn unmöglich machen werden, mich in Schutz zu nehmen? — Ferner ist der Kammerherr ein Mann, den bloß sein eigenes Herz bestechen muß, und den ich nicht durch einen zu hoffenden Gewinn auf meine Seite ziehen kann. — Es ist also besser ich bleibe bey meinem ersten Plane, das Posthaus in Kokenhusen zu erreichen; denn obgleich auch dort der Hofrath Lärm machen und vorbauen wird, so bin ich doch gewiß, daß man sich dort vielmehr über seine Verlegenheit freuen, und mir williger forthelfen werde, besonders, wenn ich die Summe, die er etwa für meine Ergreifung gebothen hat, verdopple, um das Gegentheil zu bewirken. — Indessen wird es doch rathsam seyn, da ich jetzt einen ganzen Tag Zeit habe, mich auf mehrere mögliche Fälle vorzubereiten.

Nach dieser Gedanken-Audienz zog ich den Bogen Papier, dessen ich mich am vorigen Abend bemächtigt hatte, aus der Tasche, theilte ihn in mehrere Theile, nahm meinen Bleystift, und schrieb auf meinem Knie,

mit nassen, halbstarren Fingern, einen Brief an den Herrn von Beyer, einen andern an den Baron Löwenstern, einen dritten an meine Frau, und noch einige Zettel, deren Inhalt ich jetzt noch nicht erwähnen darf. In dieser Beschäftigung wurde ich durch ein heraufziehendes Gewitter unterbrochen, welches mit starken Schlägen immer näher kam, und gerade über meinem Kopfe wegzuziehen drohte. Ob ich nun gleich sehr wohl wußte, daß bey einem Gewitter der Aufenthalt unter hohen Bäumen gefährlich ist, so fiel es mir doch gar nicht ein, meinen Schlupfwinkel zu verlassen; ja, ich gestehe, daß ich einige Mahl sogar recht herzlich wünschte, ein wohlthätiger Blitzstrahl möchte meinen Leiden ein Ende machen. Ich hatte mir ohnehin diese Todesart immer als die wünschenswertheste vorgestellt, und in meiner jetzigen Lage mußte ein solcher Tod mir doppelt willkommen seyn. Mein Verlangen blieb unerhört. Das Gewitter zog mit einem starken Hagelschauer vorüber, und dieser verwandelte sich nach und nach in einen derben Regen.

Bisher waren nur meine Beine bis über die Knie naß gewesen; jetzt wurden auch die übrigen Theile meines Körpers bis auf die Haut durchnäßt, und überdieß der Boden so feucht, daß ich nicht länger darauf sitzen konnte. Indessen gereichte mir dieser Regen doch zu einer großen Erquickung, da meine dürre Zunge an meinem Gaumen klebte. Ich hielt den Mund unter jede Tannennadel, an welcher ein Tropfen hing, und sog ihn gierig auf. Nie habe ich mehr gefühlt, wie stark gezeichnet das biblische Bild von dem reichen Manne in der Hölle ist, da er nur um einen Tropfen Wasser auf seine Zunge bittet. — Als ich rings umher die Tropfen eingesogen hatte, wagte ich mich mehrere Schritte

in die Runde, und leckte den Regen überall weg, wo meine Zunge ihn erreichen konnte. Aber auch das mußte mit vieler Vorsicht geschehen; denn öfters, wenn mir von einem Zweige ein Tropfen winkte, und ich mit Lüsternheit nur ein wenig unbehuthsam mich näherte, fiel er herunter, ehe meine Lippen nahe genug waren, ihn aufzufangen. So verlor ich zuerst gar manchen schönen Tropfen; ich bemerkte indessen bald, wie ich mich zu drehen und zu wenden hatte, um ein solches Unglück zu vermeiden, und es entgingen mir zuletzt nur wenige. Leider erhielt ich aber nur allzu bald an der Sonne einen ungebethenen Gast: sie trat hervor, und nahm mir mein frugales Getränk. Schon gegen Mittag war kein Tropfen mehr zu sehen, und jede Spur an den Zweigen vertrocknet.

Bis dahin hatte mein Ohr keine durch Menschen verursachte Bewegung gehört, ausgenommen mehrere Mahle ein rasches Fahren auf einer nicht weit entfernten Straße, die ich für die Landstraße hielt, so daß ich mir wohl einbildete, der Herr Hofrath fahre in meinem Wagen hin und her. Jetzt (es war etwa gegen Mittag) wurde ich plötzlich durch einen Schall erschreckt, welcher mir weit fürchterlicher war, als der Donner; ich hörte nähmlich Pferdegetrappel. Nun hielt ich den Athem an mich und lauschte. Ueber die Wiese trabte die Kreuz und Quer ein Bauer, sah sich überall um, ritt auf den kahlen Hügel, kam wieder herunter, und schielte nach jedem Busche. Endlich ritt er auch ganz dicht an meiner Freystatt vorüber; aber die schützenden Zweige hatten einen undurchdringlichen Schirm vor mich gezogen: er wurde mich nicht gewahr, und ritt weiter. Da, wie ich mich vorher überzeugt hatte, kein Weg durch

diesen Heuschlag führte, so war dieser Bauer gewiß einer von denen, die man ausgeschickt hatte, mich zu verfolgen.

Etwa eine halbe Stunde nachher kam ein anderer Bauer auf einem kleinen einspännigen Wagen durch eben diesen Heuschlag, fuhr aber nur quer über denselben hin, und sah sich auch nicht so viel um, als der vorige. Ich warf mich jedes Mahl platt auf die Erde, und hielt nur den Kopf ein wenig in die Höhe, um zwischen den Baumstämmen jede Bewegung zu beobachten.

Nachmittags bemerkte ich, daß der Wald hinter mir sich nicht so weit erstreckte, als ich Anfangs vermuthet hatte. Ich hörte nähmlich oft ziemlich nahe bey mir vorüber fahren, und einmahl auch die Stimme von drey oder vier schäkernden Bauermädchen. Da diese schwerlich zu den Suchenden gehörten, so wurde ich nun überzeugt, daß wirklich in einer geringen Entfernung irgend ein Weg durch das Holz führen müsse.

Es war schon fünf Uhr Abends, als ich einen Schrecken hatte, der alle die vorigen übertraf. Ich hörte nähmlich, zuerst in der Ferne, und dann immer näher und näher, Jagdhunde mit lautem Gebell jagen, und dazwischen, wenn sie schwiegen, eine Stimme, welche sie zum Suchen ermunterte. Mir fiel Joseph Pignata ein, der auf seiner Flucht aus den Gefängnissen der Inquisition auch mit Jagdhunden verfolgt wurde. Ich wußte zwar wohl, daß man in Liefland keine Hunde auf Menschen abrichtet, und war auch sehr überzeugt, daß es nicht meine Spur sey, auf welche die Hunde anschlugen: aber der Hase, oder der Fuchs, den sie verfolgten, konnte ja doch sehr leicht seinen Weg ge-

rade durch das Gebüsch nehmen, in welchem ich lag: die Hunde konnten so mich finden, mich anbellen (welches Gebell, wie ich als Jäger aus Erfahrung wußte, sehr von dem beym Jagen verschieden ist,) und so mußte ich natürlicher Weise den nachfolgenden Menschen verrathen werden. Einmahl waren die Hunde wirklich kaum zwey hundert Schritte von mir entfernt. Ich setzte mich auf den Boden, wickelte mich in meinen Mantel, und ergab mich bereits in mein Schicksal; aber glücklicher Weise hatte das Wild einen andern Weg eingeschlagen: der Laut entfernte sich wieder, und kam mir nachher nicht mehr so nahe. Noch jetzt weiß ich nicht, ob diese Jagd auf mich gemünzt war, vermuthe aber nicht ohne Grund, daß sie, da man um diese Jahreszeit noch keine Hasen zu jagen, sondern im Gegentheil, um der jungen Hasen willen, die Hunde sorgfältig inne zu halten pflegt, wirklich meinetwegen angestellt wurde. Vielleicht waren es auch nur die Hunde des Viehhüters, welche in Liefland, besonders im Frühjahr, dem Wilde großen Schaden zufügen.

Außer dem Schrecken der Wirklichkeit hatte ich auch noch manches Gespenst meiner Einbildungskraft zu bekämpfen. Einen schwarzen verbrannten Baumstrunk, etwa von Mannshöhe, der auf dem Heuschlag hervorragte, und kaum ein Paar hundert Schritt von mir entfernt war, habe ich wohl zwanzig Mahl für einen Kerl angesehen; und als es anfing dämmernd zu werden, spielte mir die Phantasie einen noch weit ärgeren Streich. Ich glaubte nähmlich in einer Weite von etwa achtzig Schritten durch das Gebüsch einen wohlbeleibten Mann in hellgrüner Kleidung, mit einem grünen Sommerhut auf dem Kopfe, zu erblicken, der

eine Flinte auf mich angelegt hätte, und nach mir zielte. Ich sah nicht allein die Gestalt, die Kleidung; ich unterschied auch die Gesichtszüge sehr deutlich: es waren angenehme, freundliche Züge. Da ich einige Augenblicke lang das Spiel meine Einbildungskraft für wirklich ansah, und da ich meinte, der Mann halte mich für ein Stück Wild: so stand ich auf, warf meinen Mantel ab, und bewegte mich hin und her, um ihn aus seinem Irrthum zu ziehen; bis ich selbst endlich von dem meinigen zurückkam.

Ueberhaupt glaube ich, daß, wenn ich noch länger im Walde zugebracht hätte, mich eine Art von Geistesverwirrung, um es nicht Wahnsinn zu nennen, befallen haben würde. Mein Kopf brannte, es sauste mir vor den Ohren, und Funken spielten vor meinen Augen; dabey waren meine Hände und Füße eiskalt, mein ganzer Körper durchnäßt, und mein Puls sehr krampfhaft. Ich fühlte wohl, daß ich krank, sehr krank war.

Es war jetzt Sonnabend Abend. Am Mittwoch Nachmittag, auf der letzten Station vor Mietau, hatte ich zum letzten Mahle bey einer Tasse Kaffee ein Butterbrot, und am folgenden Morgen in Mietau einen Zwieback gegessen. Den ganzen Donnerstag und Freytag hatte ich, bis auf zwey Löffel von des Courriers fader Hühnersuppe, auch nicht das mindeste genossen, und heute war ich, die wenigen Regentropfen ausgenommen, noch völlig nüchtern. Ich fühlte, daß ich durchaus bald einige Nahrung zu mir nehmen müßte, wenn ich nicht hier oder auf der Landstraße liegen bleiben wollte.

Als es dunkler wurde, zog eine Waldschnepfe über mich hin. Ihr knurrender und zischender Ton weck-

te in mir eine höchst wehmüthige Empfindung. Uebrigens erinnerte sie mich aber auch, da sie nie eher, als nach Sonnenuntergang zu ziehen pflegt, daß es nunmehr Zeit sey, meinen Schlupfwinkel zu verlassen.

Ich wählte die Richtung, welche ich für die geradeste hielt, um auf die Landstraße zu gelangen. Sie führte mich quer über einen Holzweg, den ich kaum berührte, als plötzlich eine lange Reihe von leeren Bauerwagen im schnellen Trott gefahren kam. Ich hatte nur eben noch Zeit genug, mich in einem dünnen Gebüsche, kaum zehn Schritte vom Wege, platt auf den Bauch zu werfen, und es so dem Schicksal zu überlassen, ob die Bauern mich bemerken würden. Sie fuhren vorüber, und ich setzte meinen Weg in der gewählten Richtung fort, merkte aber bald, nicht allein daß ich immer tiefer in den Wald gerieth, sondern auch, daß das Geräusch, welches ich bisher für das Rauschen der Düna gehalten hatte, nichts mehr und nichts weniger war, als das Rauschen der Baumwipfel, welches ich jetzt so ziemlich auf allen Seiten hörte. Was sollte ich thun! meinen morastigen, ungebahnten Pfad in der Dunkelheit verfolgen? Es war gewiß, daß, wenn ich noch ein Mahl in Schlamm versank, wie diesen Morgen, ich nicht mehr Kraft genug haben würde, mich wieder herauszuarbeiten. Hunger, Kälte und Ermattung mußten mich tödten, und mein Leichnam ein Raub der Wölfe werden. Ich suchte also zurück wieder auf den Holzweg zu kommen, von welchem mich zuletzt die Bauerwagen verscheucht hatten. Aber auch das war jetzt sehr schwer, da die Dunkelheit sehr zugenommen hatte; und erst nach einer guten halben Stunde des ängstlichen Suchens gelang es mir.

Ich ging rasch auf dem Wege fort. Es kam mir vor, als ob er mich viel zu weit seitwärts führte; und ich hatte Recht: denn als ich endlich nach mancher Krümmung die Landstrasse erreichte, und beym ersten Werstpfahl die Nummer im Dunkeln entzifferte, fand ich, daß ich kaum drey Werste von dem Kruge entfernt war, in welchem ich meine Begleiter zurückgelassen hatte. Ich hatte also noch fünftehalb gute Stunden zu gehen, um nach Kokenhusen zu gelangen. Ohne irgend eine Erquickung war das unmöglich. Der Dünastrom, der jetzt wirklich unter meinen Füßen rauschte, lud mich ein; ich sprang hinab, schöpfte mit meinem Hute, und löschte den brennenden Durst mit einiger Unbehuthsamkeit. Ich empfand bald ein entsetzliches Leibschneiden, und mein Hals war so rauch und verschwollen, daß ich kaum schlucken konnte. Durch die Bewegung des Gehens, hoffte ich jedoch, alle diese Uebel zu überwinden. Ich ging; noch war aber die Landstraße viel zu lebendig, als daß ich meinen Weg immer ungehindert hätte fortsetzen können. Bald mußte ich schnell das nächste Gebüsch suchen, um die mir Begegnenden zu vermeiden; bald mußte ich einen weiten Umweg nehmen, um einem Kruge nicht zu nahe zu kommen, in welchem ich die Bauern lärmen hörte. Oft war es auch nur ein wachsamer Hund, der meine Schritte hörte, mich schon von fern anbellte, und mich dadurch nöthigte, einen weiten Nebenweg zu suchen; denn das Gebell konnte mich nicht allein verrathen, sondern ich hatte auch, um mich gegen einen rüstigen Bauerhund zu vertheidigen, nichts als eine kleine Scheere, die ich zufällig in meiner Tasche fand. Freylich war ich schon im Walde auf den Gedanken

gekommen, mir einen tüchtigen Knüttel abzubrechen; es fehlte mir aber an Kraft dazu. Ich hatte darauf gerechnet, allenfalls längs dem Ufer der Düna hingehen zu können; allein das ganze Ufer war mit großen Holzstößen besetzt, auf welchen Feuer brannten, und Menschen hin und her wandelten. Bey diesen Umständen mußte ich bald auf der Landstraße schleichen, bald durch den Busch kriechen, bald am Ufer herumklettern; und so erreichte ich endlich gegen eilf Uhr mühsam das Guth Stockmannshof. Es liegt auf einem Hügel, von dem sich ein Garten mit Terassen bis an die Landstraße hinabzieht, an welche das vergitterte Gartenthor stößt. In dem Hause auf dem Hügel sah ich noch Lichter sich hin und her bewegen; doch in der obern Etage erloschen sie bald gänzlich, und in der untern blieben nur linker Hand einige Fenster hell. —

Ich versuchte an der Gartenthür zu klinken; sie war offen. Jetzt stand ich unentschlossen da. Ich fühlte, daß ich Kokenhusen schwerlich erreichen würde: denn ich ging nicht mehr, ich wankte nur noch wie ein Trunkener; auch hatten meine Leibschmerzen nicht nachgelassen, und mein verschwollener Hals drohte mich zu ersticken. — Endlich trat ich in den Garten, wo ein Gang zwischen hohen Hecken gerade auf das Haus zuführte. Ich erblickte in der Ferne eine weiße Gestalt. Vielleicht, dachte ich, ist es ein spazierengehendes Frauenzimmer. Dem zu begegnen, wäre mir jetzt am willkommensten gewesen! denn die Frauenzimmer haben gewöhnlich ein weit regeres Mitleidsgefühl, und helfen rasch, ohne erst jedes A b e r kaltherzig abzu-

wägen. Ich ging auf die Gestalt zu; doch — es war ein steinener Neptun in einem Bassin.

Jetzt stand ich wieder, und überlegte. Alle Gründe, die ich mir diesen Morgen gegen die Zuflucht in diesem Hause vorgesagt hatte, erwachten auf's neue. Ich ermahnte mich noch einmahl, verließ schleunig den Garten, und setzte meinen Weg fort. Noch eine halbe Werstlang trotzte meine Seele dem Körper; jetzt aber gewann sein schreyendes Bedürfniß die Oberhand, und ich konnte nicht weiter. Von Hunger, Erschöpfung und Schmerz überwältigt, warf ich mich in den Sand, und war der Verzweiflung nahe. Ich gestehe, daß jetzt zum ersten Mahle der Gedanke an Selbstmord vor meine Seele trat; und hätte ich, anstatt der kleinen Scheere, den Dolch bey mir gehabt, den ich sonst gewöhnlich auf der Reise in der Tasche zu führen pflegte: ich würde vielleicht meinem Leiden eigenmächtig ein Ziel gesetzt haben. Doch diesen Dolch hatte ich in der Abschiedsstunde meiner Frau gegeben; weil ich meinte, es sey doch möglich, daß man ihn in Petersburg bey mir gewahr werden, und — Gott weiß was, dabey denken könne. Daß er mir bloß zur Schutzwehr diente, da ich sehr oft Meilenweit vor meinem Wagen voraus zu Fuße ging, und von manchem bösen Hunde angefallen werden konnte: das würde man mir vielleicht nicht geglaubt haben. Es war also bloß eine weit aussehende Vorsicht, die mich bewog, den Dolch meiner Frau anzuvertrauen; und noch jetzt segne ich diese Vorsicht: denn der Weise," sagt Seneca, „soll nicht h a s t i g aus der Welt gehen, wenn gleich die Vernunft ihm zu sterben gebiethet; er nimmt nicht die Flucht, sondern zieht sich zurück."

Aber — o Gott! — an welche unbedeutend scheinende Kleinigkeiten sind unsere Schicksale geknüpft! — Hätte ich am Morgen in dem Augenblicke, da ich aus dem Fenster stieg, nur meine Hand ausgestreckt, um das Brod zu ergreifen, welches noch auf dem Tische lag, so würde mir das vermuthlich Kraft genug gegeben haben, meinem ersten Plane getreu zu bleiben. Jetzt hatte ich nur zwey Wege; entweder mich auf jede Gefahr nach Stockmannshof zu flüchten; oder bis zum folgenden Abend meine Freystatt abermahls im Walde zu suchen. Das letztere war unthunlich; denn woher würde ich am folgenden Abend, ohne alle Erquickung, mehr Kräfte genommen haben als jetzt? — Es blieb mir also nur das erstere Hülfsmittel übrig, und, nachdem ich eine Zeitlang geruhet hatte, schleppte ich mich mühsam bis zum Gartenthore zurück.

Das Licht in dem untern Stockwerke des Hauses linker Hand schimmerte noch. Ich ging durch den Garten, erstieg zwey Terassen, und gelangte an ein zweytes Thor, welches auf eine Straße zwischen Haus und Garten führte, und gleichfalls nur leicht, durch eine Krampe mit einem vorgesteckten Stücke Holz, verwahrt war. Als ich es leise geöffnet hatte, befand ich mich drey Schritt von der Treppe und der Hausthür. Ich ging die Treppe hinauf, bog mich von da nach dem Fenster linker Hand, und sah in das Zimmer, aus welchem das Licht schien. Ich erblickte drey junge Mädchen, wahrscheinlich Kammerjungfern, die beschäftiget waren, ihre Betten zu bereiten. Wohl zehn Mahl krümmte ich meinen Finger, um an das Fenster zu klopfen, und wohl zehn Mahl zog ich ihn wieder zu-

rück. Doch endlich siegte das Gefühl meiner gänzlichen Hülflosigkeit: ich klopfte! es war geschehen. —

Eins der Mädchen kam mit dem Lichte heraus, öffnete die Hausthür, und fragte, was ich wolle. — Ich bath sie mit heiserer Stimme um ein Stück Brod. — Sie sah mich sehr befremdet an. Es war ein hübsches Mädchen, mit einem sehr wohlwollenden Gesicht; aber meine Gestalt und mein scheues Wesen flößten ihr natürlicher Weise Mißtrauen ein. Sie sagte: es sey schon zu spät; die Herrschaft schlafe, auch sey keiner von den männlichen Bedienten mehr wach, und sie könne mir jetzt kein Brod mehr verschaffen. — „Erbarme dich, mein Kind!" antwortete ich ihr; „ich bin den ganzen Tag im Walde gewesen, habe nichts gegessen und getrunken, und kann unmöglich weiter."

Mein Gott! im Walde? bey diesem Wetter? Warum denn? — Sie betrachtete mich bey diesen Worten genau vom Kopf bis zu den Füßen, und zog sich dann etwas scheu zurück.

Ich errieth ihre Gedanken. „Fürchte nichts," sagte ich, „ich bin kein Räuber, kein Bettler. Sieh, ich habe Geld genug;" (ich zog meine Börse aus der Tasche, und zeigte auf meine goldene Uhrkette) — „aber ich habe ein trauriges Schicksal; ich muß mit deinem Herrn sprechen."

Er schläft.

„Ist der Baron Löwenstern im Hause?"

Nein, er ist auf Kokenhusen, und kommt erst Morgen zurück.

„Aber seine Familie?"

Die schläft oben.

„Ist Fräulein Plater mit hier? — (Dieses Fräu-

lein Plater ist ein liebenswürdiges junges Frauenzimmer, welches sich bey der Familie Löwenstern aufhält und auch mit ihr in Leipzig war.)"

Ja.

„Könnte man die nicht wecken?"

Das darf ich nicht. — Als ich sie flehentlich bath, rieth sie mir, einstweilen zu dem Schreiber zu gehen, und da bis folgenden Morgen zu warten. Aber während dieses Gesprächs war ich nach und nach bis in das Zimmer gedrungen. Die höchste Noth machte mich unverschämt, und ich erklärte: ich würde nicht von der Stelle weichen, sondern die Nacht auf dem dastehenden Sofa zubringen. Die drey Mädchen befanden sich in großer Verlegenheit; auch die andern beyden waren nähmlich unterdessen herbeygekommen, und begafften mich neugierig.

Der Himmel weiß, wie diese Scene noch geendiget haben würde, wenn nicht durch das dadurch verursachte Geräusch der Kammerherr und seine Gemahlinn, welche im Nebenzimmer rechter Hand schliefen, erwacht wären. Frau von Beyer rief das Mädchen. Ich griff schnell in die Tasche, gab ihr den im Walde geschriebenen Brief, und bath sie, ihn ihrem Herrn zu überliefern. Sie ging, und ich warf mich in banger Erwartung auf den Sofa.

Nach einiger Zeit kam das Mädchen zurück, und sagte: ich möchte nur noch ein wenig verziehen; sie wolle mir bald zu essen schaffen, und ihr Herr werde auch sogleich selbst da seyn. Sie ging, und ich blieb abermahls einige Minuten allein: Minuten, die man sich nach keinem gewöhnlichen Zeitmaße denken kann.

Endlich erschien der Kammerherr, ein ältlicher,

menschenfreundlicher Mann, dem aber die höchste Verlegenheit auf dem Gesichte geschriebn stand. Was ich ihm sagte, weiß ich nicht mehr; es waren abgebrochene Worte, mein Brief hatte ihn ja bereits von Allem unterrichtet. Er bath mich ruhig zu seyn, und nur für's erste Speise und Trank zu mir zu nehmen; nachher wollten wir, sagte er, überlegen, was sich thun lasse. Nicht lange, so kam auch seine Gemahlinn. In ihrem Gesichte erkannte ich auf den ersten Blick die Züge ihrer guten Tochter, und das gab mir neuen Muth. Ich erzählte mein unbegreifliches Schicksal mit wenigen Worten, und fand die wärmste Theilnahme, doch nicht ohne einen Anstrich von Verwunderung, vielleicht auch von Argwohn, daß ich doch wohl nicht so ganz unschuldig seyn möchte; denn freylich, wie können gute, an gesetzliche Ordnung gewöhnte Menschen einen solchen Gang der Gerechtigkeit für möglich halten, ohne daß wichtige Gründe dazu vorhanden sind!

Indeß hatte man mir allerley kalte Speisen vorgesetzt, und ich verschlang mit Heißhunger einige Bissen. Sobald aber nur das erste, dringendste Bedürfniß gestillt war, wiederhohlte ich meine Bitte um Hülfe und Rettung, die ich, wenn mich der Kammerherr auf eins seiner entfernten Güter schickte, dort zu finden hoffte, wenigstens so lange, bis andere Maßregeln genommen werden könnten. Ich bemerkte deutlich, daß Herr von Beyer mit sich selbst kämpfte, und daß das Zümgelchen in der Wage sich zu meinem Vortheil neigte. Auch auf dem Gesichte seiner Gattinn schimmerte Hoffnung für mich, als auf einmahl ein Mann herein trat, an den ich noch jetzt nicht ohne den größ-

ten Widerwillen denken kann. Man stellte mir Herrn Prostenius — (so ungefähr hieß er) — aus Riga, als einen Freund des Hauses vor. Er selbst behauptete, mich vormahls gekannt zu haben; ich erinnerte mich seiner nicht. Der Leser denke sich in ihm einen wohlgebildeten Mann, mit der freundlichsten Glätte und höflichsten Kälte im Gesichte, der die unangenehmsten Dinge, die dem Andern das Herz zerreißen mußten, mit einer so lächelnden Unbefangenheit heraussagen konnte, als ob er die fröhlichsten Neuigkeiten zu verkündigen hätte.

Ich erfuhr jetzt, daß der Hofrath allerdings schon in großer Angst hier gewesen wäre; daß er die ganze Gegend aufgebothen, mich wieder zu erhaschen, daß er noch an demselben Mittage auf dem Gute gegessen habe, und dann sogleich nach Riga gefahren sey, wo er sich vermuthlich jetzt schon befinde. Meinen Rettungsplan erklärte Herr Prostenius, ohne ihn noch ganz zu wissen, geradezu für unausführbar. Er behauptete: „der Kammerherr würde sich crompromittiren und könne mir auf diese Art durchaus nicht helfen; aber," meinte er, „Zeit würde ich dennoch durch meine Flucht gewonnen haben, da man mich jetzt unter sichererer Bedeckung nach Riga senden müsse. Der dortige Gouverneur sey von nichts unterrichtet; er müsse also nothwendig meinetwegen nach Petersburg rapportiren, und da könne sich noch manches ändern." Vergebens stellte ich vor, daß bey der unerhörten Art, wie man mit mir verfahren, das wohl schwerlich der Weg sey, etwas zu ändern. Der Kammerherr, den Herr Prostenius bis jetzt gar nicht zum Worte kommen lassen, sondern dem er Alles, was er thun oder nicht thun

solle, gleichsam vorgeschrieben hatte, fiel jetzt tröstend ein: „Sie können ja von hier aus an den Kaiser schreiben"

Darf ich das? versetzte ich schnell.

„Allerdings," sagte Herr von Beyer; „und ich mache mich sogar anheischig, den Brief durch meinen Vetter, der General Rehbinder, jetzigen Commandanten von Petersburg, sicher übergeben zu lassen."

Ich dankte ihm herzlich für seinen guten Willen. Der liebenswürdige Herr Prostenius wollte zwar auch hiergegen Einwendungen machen; doch es blieb dabey.

„Aber," fragte das freundliche Männchen; „warum fürchten Sie sich denn überhaupt so sehr vor einer Reise nach Tobolsk?" — Ich sah ihn an, und lächelte bitter. — „Ich spreche im Ernst," fuhr er fort: „es werden viele sehr brave Leute dahin geschickt, und man versichert, daß jetzt sehr gute Gesellschaft dort anzutreffen seyn soll." — Ich verlange keine andere Gesellschaft, sagte ich, als meine Frau und meine Kinder. — „Auf welche Art hat man Sie den Weg gebracht?" fragte er weiter. — Ich antwortete ihm, daß ein Hofrath aus Petersburg und ein Senats-Courrier mich begleiteten.

„Sonst keine Wache? keine Soldaten?"

Nein.

„Nun sehen Sie, daß ist ja ehrenvoll! Was verlangen Sie denn mehr? Sie müssen sich darein ergeben," fuhr er fort, als er sah, daß die Vorstellung von dieser Ehre keinen Eindruck auf mich machte; „Sie sind ja ein Philosoph!"

Ich bin Gatte und Vater! gab ich zur Antwort.

Herr Prostenius lächelte; der Frau von Beyer traten die Thränen in die Augen; der Kammerherr erinnerte, daß es schon spät sey, und daß ich wohl daran thun würde, mich durch Schlaf zu erquicken, um Morgen gestärkt meine Rückreise nach Riga antreten zu können. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich keinen Widerwillen gegen den Gedanken empfand, nach Riga umzukehren; wenigstens wußte ich es damahls nicht. Nachher hab' ich wohl gefühlt, daß es eigentlich bloß eine Täuschung meines Herzens war, welches sich in der Nähe von Frau und Kindern glücklicher und sicherer träumte. Im Grunde galt es freylich wohl gleichviel, ob ich dem Hofrath auf der Stelle ausgeliefert, oder erst noch einmahl zur Schau nach Riga gesandt wurde.

„In der Herberg," sagte der Kammerherr, „stehet ein fertiges Bett; ich bitte Sie, sich dessen zu bedienen." — (Eine solche in Lief- und Esthland sehr gewöhnliche, sogenannte Herberge, ist ein dem Hauptgebäude nahe liegendes Nebenhaus, wo der Hofmeister, der Secretär, oder andere dergleichen Officianten zu wohnen pflegen, und wo man für einen Nothfall auch noch einige Gastbetten in Bereitschaft hält.) — Ich ging. Als ich vor die Hausthür trat, bemerkte ich, daß mich wohl ein halbes dutzend Bauern die wenigen Schritte bis zur Herberge begleiteten. Ich glaubte, es wäre Neugier, und meinte nicht, daß der Einfluß des Herrn Prostenius einen edlen Mann verleitet haben könne, aus seinem Gastzimmer ein Gefängniß zu machen.

In der Schlafstube fand ich mehrere Betten, die schon besetzt waren, und deren Inhaber zum Theil

fest schliefen. Ohne mich weiter um sie zu bekümmern, nahm ich sogleich Besitz von dem mir angewiesenen. Während des Auskleidens wurde ich gewahr, daß man die Fensterladen von außen verschloß. Da ich es nie habe leiden mögen, so, gleichsam in einem Sacke, zu schlafen, so verbath ich mir diese Höflichkeit; denn dafür hielt ich es. Der Bediente verließ aber das Zimmer, ohne mir zu antworten, und draußen fuhr man fort, alles wohl zu verwahren, damit ich dem Käfich nicht zum zweyten Mahl entschlüpfen möchte.

Die gänzliche Erschöpfung versenkte mich bald in einen zwar unruhigen, aber doch bis fünf Uhr Morgens anhaltenden Schlaf. Als ich erwachte, war der Brief an den Kaiser mein erster Gedanke. Ich stand auf, kleidete mich an, setzte mich an den Tisch, auf dem ich Schreibmaterialien vor mir fand, und schrieb, was mein Herz, meine Unschuld, mein empörtes Gefühl mir eingaben. Während des Schreibens brachte mir ein Bedienter das Frühstück, und die übrigen Mitbewohner des Zimmers verließen ihre Betten. Ich kehrte mich an nichts; als ich den Brief an den Kaiser vollendet hatte, schrieb ich noch einen zweyten an den Grafen Pahlen, den Liebling des Monarchen, einen dritten an den Grafen Cobenzl, Oesterreichischen Ambassadeur in Petersburg, und endlich einen vierten an meine geliebte Frau.

Ich befand mich gerade allein mit einem jungen Manne, der die Nacht mit in diesem Zimmer geschlafen hatte, und in dessen Zügen ich Wohlwollen und Mitleid las. An ihn wendete ich mich eilig. „Wenn Sie ein menschliches Herz haben," sagte ich, „so geben Sie diese Briefe auf die Post. —" Er war betre-

ten, und schien Gefahr zu besorgen. „Die Briefe sind unversiegelt,“ fuhr ich fort: „lesen Sie selbst den unschuldigen Inhalt, versiegeln Sie selbst mit einem unbedeutenden Pettschaft.“ Er versprach mir; wenn es auch nicht sogleich geschehen könne, doch, sobald der erste Lärm vorüber sey, zu thun, was in seinen Kräften stehe. — Hat er Wort gehalten? Ich weiß es nicht! und eben weil ich es nicht weiß, zweifle ich daran.

Ein Jüngling von achtzehn bis zwanzig Jahren, den ich, nach seinen Gesichtszügen, für einen Sohn des Baron Löwenstern hielt, trat nun herein, räumte schnell alle Schreibmaterialien vom Tische, „weil,“ sagte er, der Hofrath, den man bis jetzt aufgehalten habe, sogleich hier seyn werde. Er fragte mich, was ich etwa zur Reise bedürfe! ich bath um etwas Cremor tartari Er ging. Gleich nachher trat der Herr Hofrath mit dem Courrier in die Stube. Er machte mir, mit heraufgezogenen Nasenfalten, eine freundliche Verbeugung und gar keinen Vorwurf. Ich sagte ihm, so gut ich konnte: daß er mir mein Mißtrauen verzeihen müsse, da es natürlich sey, daß ich den Gouverneur von Curland mehr glaube, als ihm, einem mir völlig fremden Manne. Er schien meine Entschuldigung gelten zu lassen, und schob alle Schuld auf eine übel verstandene, unzeitige Menschlichkeit des Gouverneurs. — Ich sah, daß er sein Taschenbuch herauszog, und den Bauern, die mich bewacht hatten, hundert Rubel gab. „Wenn sie,“ sagte ich, „etwa glauben, daß diese Bauern mich ergriffen haben, so irren Sie, ich bin freywillig gekommen.“ — Er würdigte

mich keiner Antwort, sondern gab die hundert Rubel mit einem tiefen Seufzer.

Als er darauf hinausgegangen war, um unsere schnelle Abreise zu befördern, trat das gute Mädchen, das ich am vorigen Abend zuerst gesprochen hatte, mit unruhigen Blicken in das Zimmer, und flüsterte einigen Herren, die sich noch darin befanden, etwas zu. Als diese sich augenblicklich entfernten, überreichte sie mir eilig, im Nahmen ihrer Gebietherinn, eine Art von leinwandnem Säckchen mit zwey langen Bändern, und bath, daß ich es sogleich um den bloßen Leib binden möchte. „Es sind hundert Rubel darin," sagte sie, „wohl eingenähet. Man wird Sie visitiren, und Ihnen alles Geld wegnehmen." Mit diesen Worten schlüpfte sie aus der Thür.

Ich begriff nur halb, was sie wollte: indessen that ich maschinenmäßig, was sie mir gesagt hatte; und kaum war ich damit fertig als der Hofrath wieder hereintrat.

Der Augenblick der Abreise war gekommen. Der junge Löwenstern brachte mir, außer der verlangten Arzeney, auch einen Pelzschlafrock, einen Tuchmantel mit Aermeln, ein Paar baumwollene Schlafmützen, ein Paar Stiefeln, und Gott weiß, was sonst noch. Ich umarmte ihn, und bath ihn nur, meine gute Frau von meinem Schicksal zu benachrichtigen. Er versprach es heilig. Die Thränen, die in seinen Augen standen, waren mir Bürge dafür, daß er Wort gehalten hat. Mit dem ganzen Feuer des ersten unverdorbenen Gefühls, und mit dem ganzen Vertrauen auf andre Menschen, welches dieses Gefühl oft so täuschend einflößt, ergriff er die Hand des Hofraths, und be-

schwor ihn, mich gut zu behandeln und mich den Versuch der Flucht nicht entgelten zu lassen. Der Hofrath benahm sich höflich, gerade so, wie er sich gegen meine Frau benommen hatte. — Der angespannte Karren stand vor der Herberge bereit; mein Wagen war auf der Station zurückgeblieben.

Ich wurde nun, mit meinen Habseligkeiten, auf den offenen Karren geworfen, von einer neugierigen Menge begafft, und von einigen Wenigen bedauert; — der Hofrath pflanzte sich neben mich, der Courrier hinter mich, und nach einer Stunde hatten wir die Station der Witepskischen Grenze wieder erreicht.

Die dicke Posthalterinn auf der Grenz-Poststation schien eine große Freude über meine Wiederergreifung zu empfinden. Sie hatte, wie sie sagte, bereits einen Bothen an das zunächst im Quartiere stehende Regiment abgesandt, und erwartete jeden Augenblick einen Haufen Soldaten, der mich suchen helfen sollte. In Zukunft, rieth sie den Hofrath, ja immer des Nachts eine Wache zu dingen. — Eins ihrer Pferde war durch ein ewiges Hin- und Herfahren sehr angegriffen worden; es blies, und drohte umzufallen. Das wurde die gute Frau jetzt erst gewahr; nun ließ sie ihren ganzen Grimm an mir aus, und ein Strom von Scheltworten, bald Russisch, bald deutsch, ergoß sich über mich. Vielleicht würde ich ihr zu einer andern Zeit das Schelten verbothen haben; jetzt war es ein Mückenstich für einen Menschen, der auf der Tortur liegt. Nur ein bittres Lächeln entschlüpfte mir einige Mahle; dadurch wurde sie aber noch aufgebrachter, und ich glaube, sie würde sich endlich an mir vergriffen haben, wenn der Hofrath sich nicht ernstlich

ins Mittel gelegt hätte. Indeß hatte ihr Geschrey eine Menge Bauern herbey gelockt; es waren ihrer wohl dreyßig, die neugierig gaffend die Stube füllten und die Luft darin verderbten. Der Hofrath jagte plötzlich sie alle hinaus, und bath auch die Posthalterinn, ihn mit mir allein zu lassen. Ich stutzte; aber ich erschrack nicht mehr: ich empfand eine gewisse Entschlossenheit, wie nur die Verzweiflung sie gibt.

Als wir allein waren, sagte er mir sehr höflich: ich möchte es ihm nicht übel nehmen, wenn er eine etwas strengere Maßregel gegen mich gebrauchen müsse. In diesem Augenblick dachte ich an Ketten, und fast sinnlos griff ich mit der Hand nach meiner Scheere, um sie mir in die Brust zu stoßen. Ich hatte einen kleinen, mit Leder überzogenen Kasten bey mir, der allerley Nothwendigkeiten enthielt; den Schlüssel zu diesem sollte ich ihm abgeben, und all mein Geld, wie auch was ich sonst noch etwa in den Taschen hätte, da hineinlegen. So oft ich, sagte er, Geld brauchte, würde er es mir, ohne sich zu weigern, verabfolgen lassen; bey mir dürfe ich aber nichts tragen.

Ich wurde ruhiger, und gehorchte: das Ausleeren der Tasche war mir ja nicht mehr neu. Ich gab Schlüssel, Geld, Scheere, Bleystift, Papierschnitzel, und was ich sonst in der Tasche hatte, auch meine Uhr, willig her; und so war auch diese Expedition vollendet, ohne daß ich auch nur eine Sylbe darum verloren hätte. Der Hofrath geruhete selbst meine Taschen nochmahls zu befühlen, und verschloß darauf den Kasten sorgfältig. Das Leinewandsäckchen auf meiner Brust war seinen Nachforschungen dennoch entgangen. Jetzt

erst verstand ich meine Wohlthäterinn, und segnete sie im Stillen.

Indessen war Alles wieder auf meinen eigenen Wagen gepackt worden, und wir fuhren weiter. Wie mir in den ersten Tagen unserer Reise zu Muthe war, wage ich nicht zu beschreiben. Ich konnte weder essen, noch trinken, noch schlafen; und daß ich meinen Verstand nicht verlor, habe ich wahrscheinlich dem wohlthätigen Rütteln des Wagens zu verdanken: denn so oft wir die Pferde wechselten, oder sonst still hielten, ergriff mich jedes Mahl ein betäubender Schwindel. Ich war froh, wenn wir nur erst wieder fuhren; und auf den holperichtsten Wegen, auf Knüppelbrücken und Steindämmen, fühlte ich mich am meisten erleichtert. Gesprochen habe ich in den zwey ersten Tagen nicht ein dutzend Worte. „Nein!" war meine gewöhnliche Antwort auf jedes Anerbiethen vor Speise, Trank und dergleichen. In die Ecke des Wagens gedrückt, starrte ich vor mich hin; die Landschaften gingen ungesehen an mir vorüber; Wind, Kälte und Regen fühlte ich nicht. Meine Kräfte nahmen sichtbar ab; ich konnte nicht mehr ohne Hülfe des Courriers aus oder in den Wagen steigen; und wenn ich von ungefähr in einen Spiegel sah, erschrack ich vor meinem Gesichte. — Dem Hofrath schien bey meinem Zustande doch bange zu werden. Mitleid empfand er nicht, aber Furcht, seinen rühmlichen Auftrag nicht ganz vollenden zu können, und dann vielleicht einiger Verantwortung ausgesetzt zu seyn. Er suchte alles Mögliche hervor, um mich zu beruhigen, er wetteiferte mit dem Courrier, mir Tobolsk als eine der schönsten Städte in der Welt,

und die Lebensart daselbst als die fröhlichste, angenehmste vorzustellen.

Ich lächelte wider meinen Willen, und fragte nur: ob er mit dafür stehen könne, daß die Correspondenz dort völlig ungehindert seyn werde? — Er schwor es mir auf seine Ehre; und diese Versicherung gab mir wirklich den ersten Hoffnungsstrahl.

„Aber," „werde ich auch wirklich in Tobolsk bleiben?"

Der Hofrath schwur mir bey seinen Heiligen-Bildern, und fügte ausdrücklich hinzu: er wolle eine Kanaille seyn, wenn ich weiter als bis Tobolsk gebracht würde. Ich fragte ihn: wie er selbst so sicher davon überzeugt seyn könne, da er doch vermuthlich nur eine versiegelte Ordre an den Gouverneur bey sich habe, und folglich nicht wisse, was sie enthalte. — Er gestand zwar, daß die Ordre versiegelt sey, gab mir aber zu verstehen, daß er selbst sie geschrieben habe. „Ferner," sagte er, „ist es gar nicht möglich, gleichsam einen Absatz in der Reise zu machen. Wären Sie nach Irkutzk bestimmt, so hätte ich selbst die Ordre bekommen, Sie dahin zu begleiten, wie ich schon mehrere dahin begleitet habe. Da aber mein Befehl und meine Podoroschen bloß auf Tobolsk lauten, so können Sie ganz ruhig seyn."

Es war der dritte Tag, seitdem wir Stockmannshof verlassen hatten. Jetzt wollte ich zum ersten Mahle wieder essen und trinken. Mein Danziger Liqueur war von meinen Begleitern ausgetrunken, und meine italienische Wurst verzehrt; ein Bündel mit Brod, Butter und Kalbsbraten, welches Frau von Beyer, vermuthlich für mich, mit auf den Karren legen lassen,

hatten sie auch schon längst zu sich genommen. Ich wünschte mir eine Tasse Caffee oder ein Glas Wein; beydes war aber nicht zu haben, und ich muste mich mit ein Paar frischen Eyern und einem Glase Wasser begnügen. — Die Nächte waren sehr kalt, die Tage windig und kühl. Ich wollte den dicken Tuchmantel, den der junge Löwenstern mir geschenkt hatte, über meine Füße breiten; aber der Courrier hatte ihn sogleich zu seinem Eigenthum gemacht, und auch die Stiefeln schon angezogen. Ich mochte ihm keines von beyden wieder abfordern. So ging es auf der ganzen Reise. Alles des Meinigen bedienten sich meine Begleiter ohne Bedenken, als ob es das Ihrige wäre; und hatten sie es ein Mahl genutzt, so gaben sie es auch gar nicht wieder her. Dieß saubere Verfahren erstreckte sich sogar bis auf mein Geld. Wenn eine Kleinigkeit für mich zu kaufen war, oder eine Wagenreparatur bezahlt werden muste, so gab ich eine meiner Banknoten von fünf und zwanzig Rubeln; sie wurde verwechselt, der Ueberschuß aber mir selten, wenigstens nie ganz zurückgegeben. Weiterhin, da es dem Hofrath an Gelde zu fehlen anfing, borgte er auch oft bey mir; und als ich zuletzt Schwierigkeiten machte, um mich nicht ganz zu entblößen, veränderte sich sein Betragen so auffallend, daß ich aus hundert Ursachen genöthigt war, ihm nachzugeben. Alle Zehrungskosten muste ich ohnehin tragen. Kurz, ob ich gleich auf der ganzen Reise nichts als Milch und Eyer, und dann und wann ein Stück Kalbsbraten genossen habe, so hat sie mir doch mehr als vier hundert Rubel gekostet, den Wagen ungerechnet. Milch und Eyer wurden meisten Theils mit Gewalt zusammengetrieben. Ich be-

zahlte sie; meine Begleiter steckten das Geld in die Tasche.

Als wir zum ersten Mahle wieder in einem Posthause übernachteten, sah ich, vor dem Schlafengehen, gewaltige Anstalten zur Versicherung meiner Person treffen. Es wurden Wachen ausgestellt, die Fensterladen verschlossen, und mein Bett neben das Bett des Hofraths gesetzt. Der Courrier legte sich auf die Erde, so daß ich hätte über ihn wegschreiten müssen, um aus der Thür zu kommen. Diese Vorsicht wurde von nun an jeden Abend beobachtet.

Mein Bart war indessen zu einer fürchterlichen Länge herangewachsen Ich wollte mich rasiren, und forderte mein Barbierzeug. Es wurde mir verweigert, und statt dessen zu einem Barbier geschickt. Vergebens sagte ich, daß ich seit vielen Jahren gewohnt sey, dieses Geschäft selbst zu verrichten, und daß ich es unleidlich finde, unter den Fäusten eines schmutzigen Dorfbarbiers zu ächzen; vergebens stellte ich vor, daß, wenn ich Lust hätte, mich um's Leben zu bringen, ich ja nur bey der ersten Ueberfahrt über einen Fluß (deren wir sehr häufig antrafen) ins Wasser springen dürfe. Es half nichts; ich selbst durfte kein Rasirmesser in die Hand nehmen. Auch ließ der Hofrath sich den Wink wegen des Wassers nicht zwey Mahl gesagt seyn, sondern stellte sich von nun an bey Ueberfahrten immer dicht neben mich, um mich im Nothfall von einem verzweifelten Sprunge abzuhalten.

Polozk war die erste Stadt von einiger Bedeutung, welche wir erreichten, wo wir aber bloß die Pferde wechselten. Während dieß geschah, schrieb der Hofrath seinen ersten geheimen Rapport nach

Petersburg, mit der Nachricht, daß er seinen Gefangenen nun glücklich bis hierher gebracht habe. Diese Rapporte wiederhohlte er aus jeder Stadt, und sie waren es vorzüglich, die mich bewogen, ihn mit Vorsicht zu behandeln, und ihm nicht leicht etwas abzuschlagen. Daß er meines Versuches zur Flucht nicht erwähnen würde, davor war ich wohl ohnehin sicher; denn er mußte befürchten, daß seine eigene Nachläßigkeit ihn um den angenehmen Dienst bringen könnte, in Zukunft Verbannte zu begleiten, sein Auge an der Trennung von ihren Familien, sein Ohr an ihren ersten Jammerklagen zu ergötzen. Aber es war doch möglich, daß er manches Andre in den Rapport einfließen ließ, was mir nachtheilig seyn konnte, und wer weiß, ob es nicht vielleicht dennoch geschehen ist, so geduldig ich mich auch von ihm habe rupfen lassen!

Auf dem Wege von Polozk nach Smolensk ergriff mich mein altes Uebel, die Krämpfe im Unterleibe, sehr heftig. Es gesellten sich dazu noch andere Uebel, die mir bisher fremd waren: ein unwillkührliches Zittern und Zucken der Glieder; eine Hitze, die mir bald in die Brust, bald in den Kopf stieg, mir auf der Brust ein sehr ängstliches Gefühl des Erstickens gab, und im Kopfe ihre Gegenwart durch einen unbeschreiblichen Druck, durch Funken vor den Augen, und Sausen vor den Ohren ankündigte. Dabey ging der Puls bald sehr langsam, voll und hart, bald sehr geschwind, klein, kaum fühlbar und ungleich. Appetit und Schlaf fehlten mir gänzlich; zuweilen hatte ich eine Art von wachenden Träumen: ich glaubte einen Augenblick, Gegenstände zu sehen, die nicht außer mir da waren, und fuhr erschrocken zusammen,

wenn ich meinen Irrthum bemerkte. Alles, was ich dachte, war verworren, und meine Vorstellungen ganz ohne Deutlichkeit; ein Umstand, der wenigstens dazu diente, jede Empfindung abzustumpfen. Der Gedanke an Frau und Kinder gab mir, anstatt der bisherigen Wehmuth, gleichsam ein störrisches Gefühl, und der Gedanke an den Tod hatte seine Bitterkeit verloren.

Außer einem unbedeutenden Mittelsatze, und dem auf Stockmannshof erhaltenen Cremor tartari, hatte ich keine andere Arzeney bey mir. Alle die Recepte, die ich von den berühmtesten Männern Deutschlands, Zimmermann, Selle, Marcard, Gall, Hufeland u. s. w. seit vielen Jahren gesammelt hatte, waren mit meinen übrigen Papieren versiegelt worden, so dringend ich auch gebethen hatte, daß man sie mir zurückgeben möchte. (Vielleicht hielt man sie für eine geheime Correspondenz in Chiffern.) Ich hatte also unterweges gar keine Hülfe; und da ich, bey den Hoffnungsfunken, der noch in mir glimte, mir doch Selbsterhaltung schuldig zu seyn glaubte, so empfand ich eine Art von Vergnügen bey unserer Ankunft in Smolensk, wo ich einige Ruhe, Bequemlichkeit, und einen Arzt zu finden hoffte.

Es war bereits spät Abends. Der Hofrath, der sorgfältig alle Wirthshäuser vermied, ließ auch hier zugleich nach dem Posthause fahren: aber glücklicher Weise konnte man uns daselbst nicht beherbergen; und da ich ihm trocken erklärte, daß ich nicht weiter könne und wolle, so sah er sich genöthigt, ein Wirthshaus zu suchen. Wir hielten vor einem ansehnlichen Hause; der Wirth empfing uns mit zwey Lichtern, führte uns eine breite Treppe hinauf, in einen geräumigen Vorsaal,

und es gewann das Ansehen, als ob wir hier endlich einmahl sehr bequem ausruhen würden, Als nun aber der Wirth das uns bestimmte Zimmer aufschloß — lieber Gott! welch ein wüster Anblick! Eine große, hohe Stube, in welcher jeder Fußtritt wiederhallte. Zerbrochene Fensterscheiben, und, anstatt aller Möbel, ein einziger wackelnder Tisch, und eine leere Bettstelle. Kein Stuhl, keine Bank, noch weniger ein Spiegel, oder etwas dem Luxus Aehnliches. An den Wänden hingen die Fetzen von vormahligen Tapeten.

Ich sah mich frostig um, hielt es aber nicht der Mühe werth, eine Klage laut werden zu lassen, sondern forderte bloß ein wenig Heu auf die leere Bettstelle; und als ich das erhielt, warf ich mich stumm darauf nieder. Der scharfe und kalte Nachtwind strich durch die zerbrochenen Fenster gerade auf mein Lager. Ich hatte, außer den geschenkten Schlafpelz und meinem Mantel, nichts zur Bedeckung; Frost und Ungeziefer ließen mir die Nacht hindurch keinen Augenblick Ruhe. Als der Morgen anbrach, hatte ich ein starkes Fieber, das mich heftig schüttelte, und dessen Gluth mir dann wieder die Augen aus dem Kopfe zu drücken drohte. Ich erwartete mit Sehnsucht das Erwachen des Hofraths, um einen Arzt zu verlangen. Der Unmensch schlug mir dieses Begehren rund ab. Er meinte, die Ruhe werde mich ohne andere Mittel wieder herstellen, und ich könne, wenn ich Lust dazu habe, hier einen Tag verweilen. Der Courrier fügte hinzu: „ich sollte nur brav essen und trinken; dann würde ich schon gesund werden." Essen und Trinken war ihm das Universalmittel gegen alle Krankheiten des Leibes und der Seele.

Ich war von diesem grausamen Verfahren so indignirt, daß ich meinen Henker bloß durch ein verachtendes Schweigen bestrafte. Das Anerbiethen, mich, einen Tag in diesem öden Kerker verweilen zu lassen, lehnte ich ab, und erklärte, daß ich lieber unter freyem Himmel auf der Landstraße sterben wollte. Ich wurde also die Treppe halb hinunter getragen, und in den Wagen gehoben, der nun weiter fuhr. Da ich mir unterweges einige Mahl, ein Glas Rheinwein zur Erquickung gewünscht, so hatte der Hofrath in Smolensk eine Bouteille für mein Geld gekauft; sie kostete zwey Rubel, und es war kein Tropfen davon zu genießen. Sie mußte endlich ausgegossen werden; denn meine Begleiter tranken keinen Wein, sondern nur Branntwein.

Zwischen Smolensk und Moskau verschlimmerte sich mein Zustand so sehr, daß ich meisten Theils in einem dumpfen Hinbrüten lag, und an Allem, was um mich vorging, weiter keinen Theil nahm. Der Hofrath schien es sich endlich selbst nicht länger verhehlen zu können, daß mein Zustand gefährlich sey; er hatte manche Aufmerksamkeit für mich, und versprach mir von freyen Stücken, mir einen Arzt zuzuführen, so bald wir in Moskau angekommen seyn würden.

Am 7ten May nach altem Styl, Vormittags, kamen wir in Moskau an. Der Hofrath hüthete sich abermahls vor den Wirthshäusern, und führte mich durch die unansehnlichsten, übel bebautesten Straßen in eine Hütte, welche einer seiner Freunde und Kameraden, ein gewisser Major Maximoff, bewohnte. Dieser Mann hatte nichts als eine kleine Stube mit

einer noch kleineren Kammer, und theilte beydes überdieß mit einem Fähnrich. Da nun noch drey Personen hinzukamen, so kann man sich denken, welche Bequemlichkeit diese Wohnung mir gewährte. Der Major indessen, der zwar eben so roh, aber doch weit gutmüthiger schien, als der Hofrath, that Alles, was in seinen Kräften stand, mir meine Lage zu erleichtern. Er räumte mir sein eigenes Bett ein, ließ mir eine Hühnersuppe kochen, und bewirthete mich mit dem lange entbehrten Caffee. Ich warf mich auf sein altes Soldatenlager, und genoß wirklich einen Augenblick Linderung.

Vergebens wartete ich indessen von einer Stunde zur andern auf den versprochenen Arzt. Er kam nicht, und sollte auch nicht kommen; denn als ich endlich meinen Peiniger an sein Wort erinnerte, versetzte er mit Achselzucken: er dürfe mir diese Bitte nicht gewähren; sie laufe gegen seine Instruction. — „Sie sind also angewiesen, mich hülflos sterben zu lassen?" Er meinte: ich würde nicht sterben; ich sollte nur mehr essen und trinken. — Ich schwieg, an jeder Hülfe für meinen entkräfteten Körper verzweifelnd.

Gehe es wie Gott will, dachte ich, wenn ich nur wenigstens meine letzten Wünsche, meine letzten Verordnungen, und mein Lebewohl an Frau und Kinder noch zu Papiere bringen kann! — Das Verlangen, mein Testament zu machen, war jetzt das Einzige, was sich noch in meiner Brust regte, und wovon ich eine deutliche, bestimmte Idee hatte. Da ich aber leicht voraussehen konnte, daß der Hofrath mir noch weniger einen Notarius, als einen Arzt bewilligen würde, so sagte ich ihm: ich wolle das heilige Abend-

mahl genießen, und forderte einen Prediger. Aber auch den verweigerte er mir hartnäckig.

Am 8ten May, gegen Abend, verließen wir Moskau, bey schöner, warmer Frühlingswitterung. Wir fuhren lange mitten in der Stadt an einer Birken-Allee hin, die viel Aehnlichkeit mit den Linden in Berlin hatte, und in welcher, so wie dort an heiteren Tagen, die schöne Welt zum Spazierengehen versammelt war — Die Fahrt durch Moskau gewährte mir kein angenehmes, aber doch ein anderes Gefühl, als das, welches mich bisher unaufhörlich zernagte; und schon dieser Wechsel war wohlthätig.

Ich weiß nicht, ob die eingetretene warme Witterung, oder meine vollkommene Resignation, meine gänzliche Hoffnungslosigkeit, Schuld daran waren — (denn auch nichts mehr hoffen, gewährt zuweilen Ruhe) genug, ich erhohlte mich, nachdem wir Moskau verlassen hatten, und gewann mit jedem Tage neue Kräfte. Nach und nach fing ich sogar an, mir selbst wieder Muth zuzusprechen, und mich durch Beyspiele aus der alten und neuen Geschichte zu trösten.

Es war bey einer kleinen Stadt, (wenn ich nicht irre, heißt sie Wasilskoer,) wo wir die Sura passiren mußten, welche dort in die Wolga fällt. Die ganze Gegend umher war Meilenweit überschwemmt; hin und wieder sah man die Spitzen der Bäume aus dem Wasser hervorragen. Im Sommer mag die Ueberfahrt unbedeutend und kurz seyn; jetzt betrug sie vielleicht eine Stunde Weges. Wir kamen während eines heftigen Sturmes daselbst an. Der Prahm befand sich gerade nicht am dießseitigen Ufer, und wir mußten wohl einige Stunden warten, ehe man uns jenseits

gewahr wurde. Endlich sahen wir den Prahm in Bewegung, und aus der Langsamkeit, mit welcher er sich unbeladen näherte, konnten wir berechnen, wie viele Zeit er beladen gebrauchen würde, um uns an Ort und Stelle zu bringen. Doch waren dieses Mahl, wider die Gewohnheit, fünf Mann darauf, die aber sämmtlich bey ihrer Ankunft erklärten, daß es kaum möglich sey, gegen den Sturm zu kämpfen, und die uns riethen, da, wo wir wären, zu übernachten.

Der Hofrath bestand aber darauf, sogleich übergesetzt zu werden, und ich, der ich sonst eine fast unüberwindliche Furcht vor dem Wasser habe, stimmte dieß Mahl mit einer Art von Trotz in sein Verlangen; es war mir, als müßte ich das Schicksal herausfordern: versuch' es einmahl, mich noch unglücklicher zu machen, als ich bin! — Die Fährleute mußten einwilligen, da wir uns auf unseren Courrier-Paß beriefen. Sie kreuzten sich auf Brust und Stirn, murmelten einige Mahl ihr Gospodin pomili! (Herr, erbarme dich unser!) und stießen vom Ufer. Anfangs ging es noch so ziemlich; denn wir fuhren eine Zeitlang im Schutz einer Landspitze, wo der Sturm nicht seine ganze Gewalt an uns auslassen konnte. Als wir aber höher hinauf kamen, und freyer um uns schauen konnten, da ergriff er uns mit Wuth, und fing sich noch obendrein in meinem halben Wagen. Trotz allen Steuern, Rudern und verdoppelten Anstrengen, trieben wir unaufhaltsam von unserer Bahn ab, nach einem noch ziemlich entfernten, dem Anscheine nach niedrigen, Gebüsche hin. Der Steuermann schrie aus Leibeskräften seinen Leuten zu; die Leute ruderten aus Leibeskräften: umsonst! wir kamen dem Gebüsche im-

mer näher. Ich konnte Anfangs nicht begreifen, warum der Steuermann dieß so sehr zu fürchten schien; denn, dachte ich, auf den schlimmsten Fall kann man doch da nicht ertrinken, höchstens stranden, und bey der Nähe der Stadt, würde uns ja doch irgend Jemand zu Hülfe kommen. Aber ich wurde meinen Irrthum bald gewahr, als der Sturm uns nun wirklich mitten in das vermeinte Gebüsch hinein trieb; es waren nur die Wipfel hoher Bäume, und die längste Stange fand da keinen Grund.

Jetzt saßen wir fest, die Baumstämme unter dem Wasser hielten nähmlich das Fahrzeug gegen den Sturm. Diese Lage war nicht allein sehr unangenehm, sondern auch, wie ich bald einsah, im höchsten Grade gefährlich; denn erstens wurden die Zweige, mit welchen die Kähne an einander befestiget waren, durch den Sturm heftig an den entgegenstehenden Baumstämmen gerieben, und konnten unmöglich lange Widerstand leisten. Trennten sich aber die Kähne, so blieb uns nichts anderes übrig, als links und rechts in dieselben zu springen, und dann fiel der Wagen mit allen unsern Habseligkeiten in's Wasser. Indessen hätten wir durch diesen Fall doch unser eigenes Leben wahrscheinlich noch gerettet. Es ergab sich aber bald eine zweyte, schlimmere Gefahr. Einer unserer Kähne nähmlich saß vermuthlich gerade auf dem Wipfel eines Baumes, und wurde von demselben so schief gehoben, daß der andere dadurch in's Wasser gedrückt wurde, und die Wellen häufig hinein schlugen. Dadurch füllte sich der letztere immer mehr mit Wasser, und sank immer tiefer, indessen der erstere immer höher stieg. Die vier Pferde, die mit auf dem Prahme stan-

den, konnten sich kaum mehr erhalten, daß sie nicht hinabglitten, und wurden dadurch sehr unruhig; wir selbst mußten uns an dem Wagen fest halten. Es ist gewiß, daß diese Lage nur wenige Minuten dauern durfte, wenn sie uns nicht unfehlbar den Untergang bringen sollte.

Jetzt sah endlich der Hofrath ein, daß seine Verwegenheit ihr Ziel finden könne. Er war leichenblaß, ergriff, so wie der Courrier, eine lange, mit eisernen Hacken versehene Stange, und stemmte sie mit Anstrengung aller Kräfte gegen den nächsten Baum. Zu gleicher Zeit war Ruder und Steuer bey Seite gelegt; alles bewaffnete sich mit Stangen, um nur, wo möglich, den Umsturz, oder vielmehr das Sinken zu verhüten. Ich stand, in meinem Mantel gewickelt, an ein Wagenrad gelehnt, und nie hätte ich geglaubt, daß ich dem Tode mit solcher Fassung entgegen sehen würde.

Es gelang endlich den vereinten Bemühungen, den Prahm durch die Stangen von dem Baumgipfeln abzuhalten; ja, wir schoben uns auf diese Weise sogar ein wenig weiter aufwärts. Unser Ziel zu erreichen, war und blieb aber unmöglich. Verließen endlich — was doch bald geschehen mußte — die Arbeitenden ihre Kräfte, so befanden wir uns augenblicklich in der vorigen Gefahr, und der Himmel weiß, ob wir ihr abermahls entronnen seyn würden, wenn man nicht zum Glück in der Stadt unsere Noth gewahr worden wäre. Es kam uns ein leichter Kahn mit vier Menschen zu Hülfe. Sie banden ihren Nachen an den Prahm, und sprangen zu uns herauf; mit dieser Verdoppelung unserer Kräfte, gewannen wir endlich nach drey mühseligen Stunden den Hafen.

Wenn ich aufgelegt wäre zu scherzen, so könnte ich sagen: ich habe wie Prinz Tamino in der Zauberflöte, durch Feuer und Wasser gehen müßen, um in die Sibirischen Mysterien eingeweihet zu werden; denn ein ander Mahl erreichten wir in der Nacht einen brennenden Wald, und zwar (was ein seltener Fall ist) einen Wald, der zu beyden Seiten des schmalen Weges heftig brannte.

Anfangs, als wir noch ziemlich weit von der brennenden Strecke entfernt waren, ergötzte mich dieses Schauspiel, das wirklich, besonders in der Dunkelheit, einen erhabenen Anblick gewährte. Als wir aber näher kamen, und ich gewahr wurde, daß unser Weg gerade hindurch führte, erschreckte mich besonders die Neuheit dieser Gefahr. Lichterloh brennende Tannen hatten sich hier und da quer über den Weg an gegenüber stehende Bäume gelehnt; und so mußten wir gleichsam durch eine brennende Ehrenpforte passiren. Oft war — ein Umstand, den ich noch immer nicht begreife — etwa sechs Fuß hoch, von der Wurzel an gerechnet, das Inwendige eines Baumes in Brand, und nur die äußere unversehrte Rinde schien ihn noch zu halten. Er konnte jeden Augenblick stürzen; und warum nicht auch gerade in dem Augenblick, in welchem wir an ihm vorüber fuhren?

Wir hatten jetzt Wolodimer und Nischnei Nowogorod passirt.

In Kasan, wo wir des Abends ziemlich spät anlangten, flohen wir, wie gewöhnlich, die Wirthshäuser, und ich bekam von dieser merkwürdigen Stadt wenig oder gar nichts zu sehen. Der Hofrath hatte auch hier wieder alte Freunde, bey denen er sein Ab-

steigquartier zu nehmen pflegte. Dieses Mahl geschah es in der, wohl drey Werste von der Stadt entlegenen, sogenannten Tartarischen Vorstadt, bey einem gewissen Lieutenant Justikei Timofeitsch, (des Zunahme ist mir entfallen) einem Manne von wenigstens fünfzig Jahre, und einem der gutherzigsten Menschen seines Zeitalters. Er war verheirathet, aber kinderlos. Durch die Freundschaft des Hofraths fand er sich sehr geehrt, und empfahl sich alle Augenblick in dessen hohe Protection. Er war nicht reich; doch sowohl er als seine Frau bewirtheten uns mit einer so herzlichen Willigkeit, und gaben so gern, so reichlich, so oft, Alles was sie hatten und auftreiben konnten, daß das Bild dieser guten rohen Menschen mir nie aus dem Gedächtniß kommen wird. — Hier schlief ich auch zum ersten Mahle wieder in einem guten Bette; und wirklich würde der Aufenthalt in Kasan mich sehr erquickt haben, wenn nicht die zahllose Menge von Tarakanen*) alle jene leibliche Wohlthaten mir größten Theils verbittert hätte. Man hat keinen Begriff von der unendlichen Anzahl dieser widerlichen Geschöpfe, welche in dem einzigen Zimmer hauseten.

Wir blieben zwey Tage in Kasan, oder vielmehr in der Tartarischen Vorstadt. Ich hatte hier abermahls Gelegenheit, ein (zwar nur mit Bleystift geschriebenes) Briefchen an meine Frau auf die Post zu schicken. Uebrigens beschäftigte ich mich damit, die Materialien zu einem Mémoire an den Kaiser schriftlich zu entwerfen. Da mir alles Schreiben auf's schärfste verbothen war, so wird man neugierig seyn zu

*) Blatta orientalis, im Deutschen auch Kakerlake genannt.

wissen, wie ich das angefangen habe. — Der Courrier hatte mir in Moskau, mit Vorwissen des Hofraths, einen Bleystift gekauft; ich gab vor, daß ich bloß die Entfernungen der Stationen von einander damit notiren wollte. Ferner hatte ich mir in Moskau, um mich in der russischen Sprache zu üben, ein Wörterbuch in zwey Quartbänden angeschafft; dieses war auf ein gutes Schreibpapier gedruckt, und hatte an den Seiten, besonders aber unten, einen weißen, ziemlich breiten Rand. Auf diesen Rand nun schrieb ich Alles, was mir einfiel. Ich benutzte dazu jeden Augenblick, in welchem der Hofrath mir nicht zur Seite war. Besonders gewährten mir einige nothwendige Wagenreparaturen ein Paar Mahl das Vergnügen, mehrere Stunden darauf verwenden zu können; denn der Hofrath pikirte sich, ein Kunstverständiger zu seyn, und stand immer selbst in der Schmiede, so lange an dem Wagen gearbeitet wurde. Auf diese Weise hatte ich schon Manches unbemerkt niedergeschrieben, und jetzt setzte ich diese Arbeit in einem mit Vorhängen rings umgebenen Bette fort, wo ich Licht genug hatte, ohne doch bemerkt werden zu können. Man meinte, ich wäre der Ruhe benöthigt, und störte mich nie. — Ich hielt diese Arbeit jetzt schon für nothwendig, besonders deßhalb, weil ich die Versicherung des Hofraths, daß ich aus Tobolsk ungehindert würde schreiben können, nicht so recht traute, und auf den Fall des Verboths wenigstens eine Gelegenheit wußte den fertigen Brouillon meiner Frau zu senden, die ihn dann in's Reine schreiben, und an die Behörde befördern konnte.

Die übrige Zeit verfloß mir freylich in Kasan höchst langweilig. Ich saß meistens am Fenster, wel-

ches auf den Hof hinaus ging, und betrachtete meinen daselbst stehenden Wagen, wobey ich alle die Empfindungen gleichsam wiederhohlte, die mich nun seit länger als drey Wochen in seinem engen Bezirke gepeinigt hatten. Eine einzige kleine Zerstreuung gewährte mir ein sehr hübsches und junges tartarisches Weib, die Frau eines alten Tartaren, der unter uns wohnte; nicht als ob ihre Jugend und Schönheit mich im mindesten interessirt hätten, sondern weil mir die tartarischen Sitten so neu waren. Ein tartarisches Weib oder Mädchen muß nähmlich, so oft sie eine fremde Mannsperson gewahr wird, fliehen oder ihr Gesicht verhüllen. Nun hatte die arme junge Frau sehr oft etwas in einer Art von Vorrathskammer zu schaffen, welche quer über dem Hofe, meinem Fenster gerade gegenüber, war. Wenn sie nun ihr Geschäft vollendet hatte, und mich am Fenster erblickte, so zog sie sich zuerst schnell zurück, und wartete ab, ob ich das Fenster nicht bald verlassen würde. Dauerte ihr aber ihre Gefangenschaft zu lange, so bedeckte sie sich mit einem Tuche, oder, wenn sie keins bey der Hand hatte, auch nur wohl mit den vorgehaltenen Armen, was ihr zuweilen sehr sauer wurde, da sie gewöhnlich allerley gehohlt, und folglich die Hände nicht frey hatte. Zuweilen versuchte sie es auch, sich des Zipfels von ihrem Halstuch zu bedienen; dann gerieth aber ihr Busen wohl gar in Gefahr gesehen zu werden. Wenn sie diese Gefahr in aller Geschwindigkeit verhüthen wollte, so fiel ihr etwas aus der Hand: sie mußte sich bücken, es aufzuheben; und, siehe da! Gesicht und Busen standen indessen den ungeweiheten Blicken offen. Es ist unmöglich, mehr Schamhaftigkeit mit mehr Koketterie zu verbinden, als

diese junge Frau; und zu einer andern Zeit würden mich ihre kleinen Künste sehr ergötzt haben.

Wir verließen Kasan am 17ten, oder, nach unserm Styl am 29ten May; und fanden von jetzt an überall noch viel Schnee in den Wäldern, ungeachtet der schon lange anhaltenden warmen Witterung.

Hier trafen wir auch zum ersten Mahle große Haufen von Verwiesenen an, die zum Theil paarweise an einander gekettet waren, und zu Fuß nach Irkutzk oder in die Nertschinskischen Bergwerke gingen. Es befanden sich auch einige junge Mädchen unter ihnen, und sie wurden von einer Schaar bewaffneter Bauern zu Fuß und zu Pferde begleitet. Solche Verwiesene bringen auf ihrer Reise oft ein halbes Jahr, auch wohl länger zu, ihre Wache wird auf jedem Dorfe abgewechselt. Sie bettelten uns an. — Ach! ob ich gleich in einem Wagen an ihnen vorbeyfuhr, so war mein Zustand doch vielleicht schlimmer als der ihrige! — Nur die Seele gibt den Maßstab der Leiden.

In Perm, wo wir ohne weiteres Hinderniß ankamen, hatte mein Hofrath glücklicher Weise keinen Bekannten; auch nahm die Furcht meiner Entweichung nach und nach bey ihm ab, und wir quartirten uns daher bey einem Uhrmacher ein, der eine Art von Wirthshaus hält. Perm ist ein elender Ort; aber bey dem Uhrmacher, einem gebornen Rigaer, Nahmens Rosenberg, der vormahls dem verwiesenen Prinzen Biron gedient hatte, befanden wir uns ziemlich wohl. Der Hofrath ließ mich hier öfters allein; auch mein Reisekasten blieb jetzt meistens offen, und in einem dieser günstigen Augenblicke sonderte ich, ohne selbst recht zu wissen, warum, noch hundert Rubel von meiner übri-

gen geringen Barschaft ab, und verwahrte sie sorgfältig, recht, als ob es mir geahndet hätte, daß mein Begleiter hier den letzten Ausfall auf meine erschöpfte Casse thun würde. Wenige Stunden nachher bath er mich um Geld. Ich schlug es ihm Anfangs geradezu ab; er wurde aber so unwillig, so bitter; und ließ so manches unbedeutende Wort von Rapporten fliegen, daß ich endlich meinen Kasten öffnete. „Sehen Sie," sagte ich: „hier sind noch 120 Rubel. Wie wenig für einen Menschen, der an einen völlig fremden Orte sich jedes Bedürfniß anschaffen, und davon auch so lange leben soll, bis er seine Noth fünfhundert Meilen weit in seine Heimath berichtet, und von dort aus wieder Geld bekommen hat! Dessen ungeachtet will ich noch einmahl, zum letzten Mahl, mit Ihnen theilen. Hier sind fünfzig Rubel. Mehr kann ich nicht entbehren; und wenn Sie damit nicht zufrieden sind, so mögen Sie thun, was Sie verantworten können. Aber auch ich kann klagen." — Die letzten Worte schienen ihm sehr aufzufallen; er wurde geschmeidiger, nahm die fünfzig Rubel, und fiel mir nachher nicht wieder beschwerlich.

Von Perm nach Tobolsk hat man noch etwas über neun hundert Werste; die Wege sind aber weit besser, und die Gegenden weit freundlicher, als zwischen Kasan und Perm.

Im Permischen Gouvernement trifft man nur noch eine einzige Stadt von Bedeutung, Ekaterinaburg. Dort war es, wo der Hofrath endlich durch einen Zufall bemerkte, daß ich die weißen Ränder meines Wörterbuches fast ganz beschrieben hatte. Er erschrack, gerieth in heftigen Zorn, und wollte das Geschriebene

vernichten. Ich setzte mich aber mit gleicher Heftigkeit dagegen. Er drohte, es dem Gouverneur von Tobolsk anzuzeigen. Ich sagte, daß möge er immerhin thun; was ich geschrieben, sey der Entwurf eines Memorials an den Kaiser, und er selbst hätte mich ja versichert, ich dürfe an den Kaiser schreiben. — „Das hängt, fuhr er heraus, — von den Instructionen ab, welche der Gouverneur ihretwegen vermuthlich bekommen hat."

So? versetzte ich: also wußten sie das nicht gewiß, trotz ihren heiligsten Versicherungen? Also wissen sie auch wohl eben so wenig gewiß, ob ich bestimmt bin, in Tobolsk zu bleiben, oder nicht, da es ihnen doch zu sagen beliebte, sie wollten eine Canaille seyn, wenn es nicht geschähe?

Er wurde betreten, schwor auf's neue, daß er keine Ordre habe, mich weiter zu bringen, und vergaß über meine Vorwürfe Wörterbuch und Memorial; wenigstens sprach er nicht weiter davon. Aber in mein gequältes Herz hatte er einen neuen Stachel gedrückt. — Ich wußte nun sicher, daß mein Schicksal noch unentschieden war, und daß ich vielleicht den Kelch noch nicht bis auf die Hefen geleert hatte.

Tiumen ist die erste Sibirische Grenzstadt. — Etwa 40 und einige Werste vorher, ehe man dahin gelangt, betritt man, mitten in einem Walde, die Tobolskische Grenze, welche durch einige Pfähle angedeutet ist. Der Hofrath war so grausam, mir diese Pfähle zu zeigen, und mich mit ihrer Bedeutung bekannt zu machen. Ich antwortete nichts; aber eine gräßliche Empfindung zerriß mein Herz. — Ach! ist eine lebhafte Einbildungskraft nicht ohnehin schon ihr eigner Peini-

ger? warum müssen kleine sinnliche Gegenstände ihre Wirksamkeit noch so sehr erhöhen! —

Jetzt befand ich mich also wirklich in Sibirien; und was mir gleich auf der ersten Station begegnete, war eben nicht fähig, das Aengstliche dieser Gewißheit zu mildern. Ich komme zu einer Geschichte, welche sich mit Flammenzügen in meine Brust gegraben, und meine Augen mit glühenden Thränen erfüllt hat! — Noch jetzt muß ich mich sammeln, um sie zu erzählen, und noch jetzt zerdrückt sie mir beynahe das Herz.

Wir hielten in einem Dorfe, um die Pferde zu wechseln, und gingen in ein benachbartes Bauerhaus, um sauere Milch zu essen, die uns freundlich angebothen wurde. Als ich dann vor dem Hause eben beschäftiget war, mir ein Stück Brod in die Milch zu brocken, näherte sich ein Greis von wenigstens siebenzig Jahren, mit schneeweißem Bart und Haar, warf sich mühsam auf die Erde vor uns nieder, und fragte sehr angelegentlich: ob wir keinen Brief aus Reval für ihn mitgebracht hätten." — Bey diesen Worten blieb das Brod ungebrochen in meiner Hand. Ich starrte den Greis an, und wußte nicht, ob ich recht gehört hatte. Die Bäuerinn legte sich lachend in's Mittel, und flüsterte uns zu: der Mann sey wahnsinnig; so oft ein Reisender hier durch gehe, mache er sich auf von seinem Sterbelager, wanke an seinem Stabe herzu, und thue immer dieselbe Frage. Zugleich bath sie uns um ein Stückchen Papier, gleichviel, wie es aussehe; „denn" sagte sie, „wenn man ihn befriedigen und los seyn wollte, so müsse man ihm etwas, einem Briefe Aehnliches vorlesen; sonst fange er an zu heulen, und gehe nicht von der Stelle." — Ich gab ihr zitternd

ein Stückchen Papier. Sie trat zu ihm, und stellte sich, als ob sie läse: „lieber Mann, ich befinde mich wohl, auch die Kinder sind gesund; wir werden bald zu dir kommen, und dir allerley mitbringen" u. s. w. Der Greis hörte mit Wohlgefallen zu; er lächelte, strich seinen grauen Bart, und nickte freundlich. Das Stückchen Papier verwahrte er sorgfältig auf der Brust. Er selbst erzählte mir nun ziemlich zusammenhangend, daß er Soldat gewesen, daß er vormahls auf der Flotte in Reval und Cronstadt gedient habe, und endlich hierher als Invalide in Ruhe versetzt worden sey. Frau und Kinder hätte er in Reval zurück gelassen, und nie wieder etwas von ihnen gehört. Nach seiner Meinung war das aber nicht gar lange her, und er widersprach mit vieler Wärme, als die Bäuerinn behauptete, es wären nun fünf und dreyßig Jahre. Er setzte sich nicht weit von uns auf eine Bank. Der Hofrath und der Courrier trieben ihren Spaß mit ihm; er aber schien ihrer nicht zu achten, sondern sprach viel mit sich selbst, wovon ich aber nichts verstehen konnte. Endlich brach er laut in die mich zermalmenden Worte aus: Wo bist du jetzt, meine Taube! Bist du in Reval, Riga, oder in Petersburg!"— Diese Worte paßten so ganz auf meinen Zustand, und erschütterten mich so heftig, daß ich kaum noch Kraft genug hatte, mich umzuwenden und in den Hof zu gehen, wo ich in einen Strom von bittern Thränen ausbrach. — Ach! dieser Greis zeigte mir vielleicht das Bild meiner Zukunft!

Ich hatte mich noch nicht erholt, als der Wagen angespannt war, und konnte mein krampfhaftes Schluchzen lange nicht unterdrücken. Meine Begleiter begriffen

nicht, was mir fehlte, und warum ich nicht essen mochte; es war auch nicht der Mühe werth, ihnen das zu erklären; sie hätten doch nur über mich gelacht. Ich schäme mich fast, zu gestehen, daß ich dem Greise beym Weggehen ein Stück Geld in die Hand drückte.. Ein Mann, der seit fünf und dreyßig Jahren so an Frau und Kindern hing, hatte, troß seinen Lumpen, ein Herz, das nicht durch Geld zu trösten war. Auch sah er es gleichgültig an, und dankte mir nicht dafür. Ich sprang in den Wagen, und verbarg mein Gesicht.

Diese Begebenheit war also mein Willkommen in Sibirien! mit diesem Dorn in der Brust erreichte ich die letzte Station von Tobolsk! Hier hatten die Flüsse Irtisch und Tobol, in einer Strecke von vier Meilen, Alles überschwemmt; wir mußten daher den Wagen stehen lassen, unsere Sachen in einen kleinen Kahn packen, und die Reise zu Wasser antreten. Es war ein stiller und sehr heißer Tag. Wir ruderten ziemlich schnell; meine Begleiter legten sich schlafen, und überliessen mich der marternden Ungewißheit: ob ich nun am Ziele meiner Reise sey, oder nicht. —

Ungefähr nach drey Stunden erblickte ich, etwa in der Entfernung von einer halben Meile, Tobolsk, welches am steilen Ufer des Irtisch erbauet ist. Es nimmt sich, mit seinen vielen Kirchen, ziemlich mahlerisch aus, besonders der obere Theil der Stadt, wo die Festung und der jemahlige Pallast des General-Gouverneurs schön in die Augen fallen. Der letztere ist aber durch eine Feuersbrunst gänzlich verödet, und imponirt nur noch in der Ferne.

Meine Begleiter erwachten; und jetzt zeigte sich sehr deutlich der Unterschied zwischen der rohen und

gutherzigen Natur und der bösartigen Hartherzigkeit. Der Hofrath überließ sich der ausgelassensten Freude; er spaßte, sang und lachte unaufhörlich, ohne auch nur eine leise Ahndung von dem Gefühle zu haben, welches Ehrfurcht vor dem Unglück gebiethet. Er kam mir vor, wie ein Scharfrichter, der, wenn er den Kopf des Delinquenten glücklich auf einen Hieb vom Rumpfe getrennt hat, sich lächelnd umwendet, und das Publikum zu fragen scheint: „habe ich es recht gemacht?" — Der Courrier hingegen saß still und in sich gekehrt; er wußte wohl, daß hier sich mein Schicksal entscheiden werde; auf mich warf er nur verstohlene Blicke, und es ging kein Laut aus seinem Munde.

Jetzt schwammen wir durch einen Theil der untern Stadt, der noch völlig unter Wasser stand, und wo die Einwohner auf Kähnen einander besuchten und ihre Geschäfte trieben. Wir landeten Nachmittags um 4 Uhr, am 30ten May, nicht fern vom Markte, ließen einen Fuhrmann mit einem Kibitken kommen, warfen unsere wenigen Habseligkeiten hinein, und fuhren gerades Weges zum Gouverneur, der oben auf dem Berge wohnte. Vor dessen Hause stieg der Hofrath zuerst allein aus, und ließ mich mit dem Courrier zurück, um eine geheime Audienz zu haben. Diese Viertelstunde war eine der qualvollesten meines Lebens. Des Gouverneurs Bediente kamen einer nach dem andern heraus, begafften mich, und flüsterten mit einander.

Endlich erschien der Hofrath, winkte mir, ihm zu folgen, und führte mich durch den Garten nach einem Gartenhause, wo der Gouverneur Mittagsruhe gehalten hatte. Im Gehen that ich nur die einzige Frage an ihn: „werde ich hier bleiben?" — und nun

antwortete mir der unverschämte Mensch ganz trocken: ich weiß es nicht.

Die Thür des Gartenhauses stand offen. Der Hofrath winkte mir, daß ich herein treten sollte; er selbst blieb zurück. Ich trat also muthig hinein. Der Gouverneur, Herr von Kuschelef, den ich bereits in Perm als einen Menschenfreund hatte rühmen hören, ist ein Mann von etwas mehr als 50 Jahren, mit einer klugen, edlen Physiognomie. Seine ersten Worte waren: parles vous françois, Monsieur? Es war mir, als hätte ein Engel vom Himmel geredet; so sehr freute ich mich darüber, daß ich mich doch endlich ein Mahl vollkommen verständlich machen konnte. Ich stotterte mein Ja hastig heraus. — Er nöthigte mich hierauf, nicht wie einen Arrestanten, sondern wie einen Besuchenden, mich neben ihm niederzusetzen, und sagte: „Ihr Nahme ist mir sehr bekannt; es gibt einen Schriftsteller ihres Nahmens."

Ach! leider, rief ich aus, bin ich selbst dieser Schriftsteller!

Er stutzte. Wie! sagte er; wie ist das möglich? — Warum sind sie hier?" —

Das weiß ich nicht. Man hat es nicht der Mühe werth gefunden, mir das zu sagen. Ich habe bis jetzt gehofft, es wenigstens von Euer Excellenz zu erfahren. —

Von mir? — Ich weiß nichts, als was in dieser Ordre steht: daß sie der Präsident Kotzebue aus Reval sind, und daß man sie meiner Aufsicht anvertrauet. (Er zeigte mir die Ordre, die kaum aus fünf oder sechs Zeilen bestand.)

Ich komme nicht aus Reval, sondern von der Preußischen Grenze.

„Hatten sie vielleicht keine Erlaubniß vom Kaiser? keinen Paß?"

O ja, einen sehr förmlichen Paß, im Nahmen Sr. Kaiserlichen Majestät, und auf Dero Befehl vom Minister ausgefertigt. Er wurde aber nicht respectirt, sondern man riß mich aus den Armen meiner Familie, unter dem Vorwande mich nach Petersburg zu bringen; doch anstatt dessen schleppte man mich ohne weitere Untersuchung hierher.

Der Gouverneur wollte Etwas sagen, hielt aber an sich. „Wissen sie denn," fuhr er endlich fort; „gar nichts, was man ihnen etwa zur Last legen könnte?"

Gar nichts; und wenn ich auf der Stelle sterben sollte! Euer Excellenz können leicht glauben, daß ich während der langen Reise mein Gehirn genug gemartert habe, um eine Ursache dieser außerordentlichen Behandlung ausfindig zu machen.

(Der Gouverneur nach einer Pause.) „Ich habe Alles gelesen, was von ihnen in's Russische übersetzt ist, und ich freue mich sehr, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, ob ich es gleich um ihretwillen an diesem Orte nicht gewünscht hätte."

Es ist wenigstens eine große Erleichterung meines Elends, daß ich in die Hände eines solchen Mannes gefallen bin, und ich hoffe, daß ich werde hier in ihrer Nähe bleiben dürfen.

„So sehr ich selbst durch ihren täglichen Umgang gewinnen würde, so steht es doch, leider! nicht in meiner Macht, ihnen diesen Wunsch zu gewähren."

Ich erschrack heftig. Also nicht einmahl hier darf

ich bleiben? rief ich schmerzlich aus; ist es denn nicht Unglücks genug, den Aufenthalt in Tobolsk als eine Gnade ansehen zu müssen? Soll ich mit meinem kränklichen Körper noch weiter reisen?

Was in meinen Kräften steht, werde ich jetzt und immer zu ihrer Erleichterung beytragen; allein meine Ordre gebiethet mir, ihnen im Tobolskischen Gouvernement, nicht in Tobolsk selbst, ihren Aufenthalt anzuweisen, und sie wissen, daß ich mich genau an meine Ordre binden muß. Indessen lasse ich ihnen unter allen kleinen Städten meines Gouvernements die Wahl, nur Tiumen ausgenommen, weil es an der großen Landstraße liegt."

Ich bin bis jetzt so unbekannt in Sibiren, daß ich diese Wahl allein dem Wohlwollen Euer Excellenz überlassen muß, und ich bitte nur, so nahe als möglich bey Tobolsk bleiben zu dürfen.

Er nannte mir darauf Ischim, als die nächste Stadt (sie ist 342 Werste, oder ungefähr 50 deutsche Meilen von Tobolsk entfernt), setzte aber hinzu: wenn er mir als Freund rathen solle, so möchte ich lieber nach Kurgan gehen. Es sey zwar etwas weiter (427 Werste, oder 64 deutsche Meilen) hingegen in einem milden Clima gelegen. „Es ist" sagte er lächelnd, „das Italien von Sibirien, und es wachsen dort sogar einige wilde Kirschen: es wohnt daselbst ein recht guter Schlag von Menschen, mit denen es sich am erträglichsten leben läßt."

Darf ich denn wenigstens einige Wochen hier bleiben, um mich von den ausgestandenen Beschwerlichkeiten zu erhohlen? — Er bewilligte es, nach einigem

Bedenken sehr gütig, und versprach mir, selbst einen Arzt zu schicken.

Jetzt lag mir noch eine schwere Frage an dem Herzen. Darf ich an den Kaiser schreiben? stammelte ich.

„Allerdings."

Und an meine Frau?

„Auch das. Doch unter dem Couvert des General-Procureurs, der alsdann den Brief befördern wird, wenn er nichts Bedenkliches darin findet."

Mit etwas erleichtertem Herzen stand ich auf. Er gab Befehl, mir in der Stadt eine gute Wohnung anzuweisen, und ich empfahl mich, nebst meinem Hofrath, der von ihm ziemlich geringschätzig behandelt wurde.

„Werden sie hier bleiben?" fragte mich der Hofrath auf dem Rückwege. — Nein! antwortete ich ihm kurz und trocken; dem Courrier aber erzählte ich Alles. Mein Hofrath sagte nur: der Gouverneur habe von ihm zu wissen verlangt, ob ich mit einem gewissen Schriftsteller meines Nahmens verwandt sey; er habe ihm eben diese Frage nicht zu beantworten gewußt. — Ich lächelte. Ueberhaupt war es lustig, die großen Augen dieses Menschen zu sehen, als er nach und nach bemerkte, daß so viele Menschen in Tobolsk mich kannten, und mir gleichsam den Hof machten. Sein Maximoff in Moskau, und sein Justifei Timofeitsch in Kasan, hatten ihm davon nichts gesagt: und, die Wahrheit zu gestehn, mir selbst war es höchst unerwartet, in einem so entfernten, rauhen Erdwinkel so viele Bekannte, ja, ich darf sagen, so viele theilnehmende F r e u n d e, zu finden. Doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen.

Die Polizey wies uns das Quartier an, welches jeder unglückliche Verwiesene von höherem Range bey seiner Ankunft zuerst zu betreten pflegt. Es sind zwey völlig leere Stuben bey einem Bürger der Stadt, der, weil er dieses onus — ich weiß nicht warum — unentgeldlich trägt, natürlicher Weise auch keinen Beruf fühlt, für die zierliche Ausschmückung der Wohnung zu sorgen. Zerbrochene Fenster, kahle Wände, mit Streifen von ehemahligen Tapeten geziert. Ungeziefer in Menge, ein großer stehender Sumpf vor den Fenstern, und daher ein mephitischer Geruch; das waren die Annehmlichkeiten, die ich sogleich auf den ersten Blick übersah; doch noch immer erfreulich für einen Menschen, der vielleicht in ein dunkles Gefängniß geworfen zu werden befürchtete; denn — mußte ich nicht Alles erwarten? Mit demselben Rechte, mit welchem man mich nach Sibirien schickte, konnte man mir auch Kerker, Ketten und Knute zuerkennen. Jetzt war ich wirklich ruhiger; denn die Ungewißheit marterte mich nicht mehr. Ich stand nun auf dem Gipfel meines Unglückes, und übersah meine ganze Lage ungehindert.

Durch eine Freygebigkeit, die meinem Hauswirthe selten schien, die aber bloß eine meiner Gewohnheitstugenden ist, brachte ich es bald dahin, daß wir doch einige schlechte Möbel bekamen, nähmlich einen Tisch und ein Paar hölzerne Bänke. Bettstellen zu bekommen, durfte ich nicht hoffen. Auch war es mir nichts Neues mehr, einen Mantel auf die Erde zu breiten, und mich mit einem alten seidenen Redingotte zuzudecken, in den ehemahls immer mein jüngstes Kind gewickelt wurde, wenn es etwa über die Straße, oder durch Zugwind getragen werden sollte. Ich weiß nicht,

wie es gekommen ist, daß die Kammerjungfer meiner Frau mir diesen Redingotte mit in den Wagen geworfen hat; aber ich danke ihr noch heute dafür; denn seinen Anblick knüpfte sich so manche sanfte Empfindung. — Ich kaufte mir hier auch wieder ein Bett-Unterpfühl. „Mein Sterbebett" dachte ich, als ich mich zum ersten Mahle darauf nieder warf.

Etwa eine Stunde nachher, als wir unsere Wohnung bezogen hatten, kam ein Polizey-Officier, von einem Unterofficier begleitet, und übernahm mich förmlich aus den Händen des Hofraths, mit dem ich von nun an, zu meiner großen Freude, nichts weiter zu schaffen hatte. Der Polizey-Officier (Katalinsky hieß er) war ein junger Mann von einer einnehmenden Gesichtsbildung. Er sagte mir sehr höflich, daß er, da er der Form wegen täglich Rapport über mich abstatten müsse, sich jeden Morgen nach meinem Befinden erkundigen werde. Der Unterofficier, setzte er hinzu, müsse zwar bey mir bleiben, solle mich aber nicht bewachen, sondern bedienen. Mit diesen Worten verließ er mich, und ist mir auch während meines Aufenthaltes in Tobolsk nie beschwerlich gefallen.

Sobald der Hofrath sich von der Last, mich zu bewachen befreyet sah, ging er aus, mit dem Versprechen, mir einen Freund zuzuführen, den er vor einem Jahre auch hierher geleitet, und von dem er mir schon unter Weges oft viel Rühmens gemacht hatte. Da sein Lob mir aus guten Gründen sehr verdächtig war, so hatte ich eben kein Verlangen, diesen Freund näher kennen zu lernen. Desto angenehmer wurde ich aber überrascht, als ich bald darauf in dem Herrn von Kiniakoff einen der gebildetsten jungen Männer kennen

gen geringen Barschaft ab, und verwahrte sie sorgfältig, recht, als ob es mir geahndet hätte, daß mein Begleiter hier den letzten Ausfall auf meine erschöpfte Casse thun würde. Wenige Stunden nachher bath er mich um Geld. Ich schlug es ihm Anfangs geradezu ab; er wurde aber so unwillig, so bitter; und ließ so manches unbedeutende Wort von Rapporten fliegen, daß ich endlich meinen Kasten öffnete. „Sehen Sie," sagte ich: „hier sind noch 120 Rubel. Wie wenig für einen Menschen, der an einen völlig fremden Orte sich jedes Bedürfniß anschaffen, und davon auch so lange leben soll, bis er seine Noth fünfhundert Meilen weit in seine Heimath berichtet, und von dort aus wieder Geld bekommen hat! Dessen ungeachtet will ich noch einmahl, zum letzten Mahl, mit Ihnen theilen. Hier sind fünfzig Rubel. Mehr kann ich nicht entbehren; und wenn Sie damit nicht zufrieden sind, so mögen Sie thun, was Sie verantworten können. Aber auch ich kann klagen." — Die letzten Worte schienen ihm sehr aufzufallen; er wurde geschmeidiger, nahm die fünfzig Rubel, und fiel mir nachher nicht wieder beschwerlich.

Von Perm nach Tobolsk hat man noch etwas über neun hundert Werste; die Wege sind aber weit besser, und die Gegenden weit freundlicher, als zwischen Kasan und Perm.

Im Permischen Gouvernement trifft man nur noch eine einzige Stadt von Bedeutung, Ekaterinaburg. Dort war es, wo der Hofrath endlich durch einen Zufall bemerkte, daß ich die weißen Ränder meines Wörterbuches fast ganz beschrieben hatte. Er erschrack, gerieth in heftigen Zorn, und wollte das Geschriebene

vernichten. Ich setzte mich aber mit gleicher Heftigkeit dagegen. Er drohte, es dem Gouverneur von Tobolsk anzuzeigen. Ich sagte, daß möge er immerhin thun; was ich geschrieben, sey der Entwurf eines Memorials an den Kaiser, und er selbst hätte mich ja versichert, ich dürfe an den Kaiser schreiben. — „Das hängt, fuhr er heraus, — von den Instructionen ab, welche der Gouverneur ihretwegen vermuthlich bekommen hat.“

So? versetzte ich: also wußten sie das nicht gewiß, troz ihren heiligsten Versicherungen? Also wissen sie auch wohl eben so wenig gewiß, ob ich bestimmt bin, in Tobolsk zu bleiben, oder nicht, da es ihnen doch zu sagen beliebte, sie wollten eine Canaille seyn, wenn es nicht geschähe?

Er wurde betreten, schwor auf's neue, daß er keine Ordre habe, mich weiter zu bringen, und vergaß über meine Vorwürfe Wörterbuch und Memorial; wenigstens sprach er nicht weiter davon. Aber in mein gequältes Herz hatte er einen neuen Stachel gedrückt. — Ich wußte nun sicher, daß mein Schicksal noch unentschieden war, und daß ich vielleicht den Kelch noch nicht bis auf die Hefen geleert hatte.

Tiumen ist die erste Sibirische Grenzstadt. — Etwa 40 und einige Werste vorher, ehe man dahin gelangt, betritt man, mitten in einem Walde, die Tobolskische Grenze, welche durch einige Pfähle angedeutet ist. Der Hofrath war so grausam, mir diese Pfähle zu zeigen, und mich mit ihrer Bedeutung bekannt zu machen. Ich antwortete nichts; aber eine gräßliche Empfindung zerriß mein Herz. — Ach! ist eine lebhafte Einbildungskraft nicht ohnehin schon ihr eigner Peini-

muthen ist, daß man nicht weiter nach ihnen fragen würd. Ich aber war, leider, allzubekannt; meine Sendung selbst war mit ungewöhnlichen Umständen verknüpft, die sie wichtiger machten, als manche andere. Der Gouverneur mußte heimliche Angebereyen befürchten, die damahls ohnehin nicht selten waren. — Kurz, sein ganzes Benehmen hat mich überzeugt, daß es ihm selbst in der Seele weh that, keine Rücksicht auf die Vorbitte meines Arztes nehmen zu dürfen, ungeachtet dieser sie mit medicinischen Gründen unterstützte. Er machte mir indeß Hoffnung, mir zuweilen Erlaubniß zu einer Reise nach Tobolsk zu ertheilen, wenn mein Gesundheitszustand es erfordern sollte.

Den ersten ganzen Tag blieb ich zu Hause, und beschäftigte mich, so oft ich nicht von lästigen Besuchen unterbrochen wurde, mit meinem Memorial an den Kaiser. Ich kleidete es in achtzehn Puncte ein, deren jeden ich mit den bündigsten Beweisen belegte. Es enthielt zugleich einen kurzen Abriß meines ganzen öffentlichen und zum Theil auch meines Privatlebens, worüber in Deutschland, England und Frankreich so manches Unwahre oder Halbwahre geschrieben worden ist.

Als ich dieses Memoire beynahe vollendet hatte, wollte mein Hofrath so eben einen Besuch bey dem Gouverneur abstatten. Ich trug ihm auf, sich zu erkundigen, zu welcher Zeit am folgenden Tage ich dem Gouverneur aufwarten dürfe, um ihm mitzutheilen, was ich geschrieben hätte. — Er brachte mir, zu seinem eigenen Erstaunen, die Antwort zurück: von des Morgens um fünf, bis des Abends um eilf Uhr stehe der Gouverneur ganz zu meinen Diensten.

Am folgenden Morgen ging ich zu dem Herrn

von Kuschelew, ohne von einer Wache begleitet zu seyn. Er empfing mich mit ausgezeichneter Achtung. Ich las ihm mein Memoire vor. Am Schlusse desselben ließ er einige Thränen fallen, ergriff meine Hand, drückte sie mit Wärme, und sagte mit einer tröstlichen Ueberzeugung: „beruhigen Sie sich! Ihr Unglück wird gewiß nicht lange dauern." — Hierauf war er so gütig, das Memoire selbst noch einmahl mit vieler Aufmerksamkeit durchzugehen, und mir jede Stelle, jedes Wort anzudeuten, wo er etwa einen mildern, schonenden Ausdruck für wirksamer hielt. Ich benutzte seine Bemerkungen, schrieb dann Alles ins Reine (wozu er mir selbst von seinem Papiere gab) und überlieferte hierauf die Abschrift seinen Händen. Er versprach, sie durch meinen Hofrath, der in wenigen Tagen nach Petersburg zurückkehren sollte, gerade an den Monarchen zu senden, und er hat Wort gehalten.

Wo nähme ich überhaupt Ausdrücke her, den an mir bewiesenen Edelmuth dieses Mannes nach Verdienst zu schildern! — Es stand in seiner Willkühr, mich allenfalls nach Beresow, an die Küste des Eismeers, zu verweisen, wo in den heißesten Sommertagen die Erde kaum in der Tiefe einer halben Elle aufthauet; er wählte mir aber das mildeste Klima seines Gouvernements, und ein Städtchen, dessen Bewohner er als gute Menschen kannte. In Tobolsk konnte er mich meinem einsamen Gram und Mangel überlassen; er zog mich aber fast täglich an seine Tafel, ohne die Blicke der beyden Senatoren zu scheuen, welche eben gegenwärtig waren, um seine Verwaltung zu untersuchen.

Er that noch mehr. Da er sah, daß ich der russischen Sprache noch nicht sehr mächtig war, und

also oft in Verlegenheit kommen mußte, so erlaubte er mir, einen Bedienten anzunehmen, der außer der russischen Sprache, noch eine andere mir geläufige verstände. Die Wahl eines solchen Subjects war leicht; denn es befand sich in ganz Tobolsk nur ein einziger Mensch, ein Italiäner, Nahmens Russi oder Rossi, der sich dazu erboth. Auch er war ein Verwiesener, und schon seit zwanzig Jahren hier. — Dieser Mensch sprach eben so geläufig französisch als russisch, kannte überdieß das ganze Land, war überall gewesen, konnte backen und kochen; kurz, er war mir unschätzbar. Ich nahm ihn daher für drey und einen halben Rubel monathlich, und Essen und Trinken in meine Dienste; und der Gouverneur erlaubte mir sogar, bey meiner Abreise nach Kurgan ihn mitzunehmen: eine Begünstigung, die, wenn man sie in Petersburg erfuhr, ihm leicht seine Stelle kosten konnte. Zwar stand Russi's Nahme nicht mit in dem mir ertheilten Postpaß; aber der Gouverneur sah doch durch die Finger. Uebrigens schlüpfte der Kerl, da er alle Dörfer rings umher kannte, glücklich mit durch.

Der Gouverneur ließ mich eines Morgens zu sich rufen, und theilte mir seine Besorgniße sehr gütig mit. „Ihre Ankunft," sagte er, „fährt fort außerordentliches Aufsehen zu machen; ich darf Sie daher nicht als einen gewöhnlichen Exilirten betrachten, sondern muß behutsam gehen. Der Hofrath, Ihr Begleiter, macht noch immer keine Anstalten zu seiner Rückreise. Vielleicht hat er insgeheim den Auftrag, mein Betragen gegen Sie zu beobachten. Auch die Senateurs könnten es auffallend finden, wenn ich Sie zu sehr auszeichnete. Es geschieht daher um meiner, und so-

gar um Ihrer eigenen Sicherheit willen, wenn ich Sie künftig etwas mehr einschränke. Ich bitte — (der edle Mann konnte befehlen, aber er bath) ich bitte Sie, nehmen Sie keine Besuche mehr an, außer von Ihrem Arzte; gehen Sie auch zu Niemanden, außer zu dem und zu mir: mein Haus steht Ihnen immer offen."

Ich bath ihn, wenigstens in Ansehung meines neuen Freundes, Herrn Kiniäckoff, bey dem ich oft und gern war, eine Ausnahme zu machen. Er zuckte die Achseln, lobte zwar diesen verdienstvollen jungen Mann, dessen Gesellschaft er selbst liebte, gab mir aber dabey zu verstehen, daß gerade Kiniäckoff (von dessen Unschuld er selbst überzeugt sey) in Petersburg am schlimmsten angeschrieben stehe, und daß ein Bericht über meinen Umgang mit ihm mir den meisten Schaden thun könne. Ich dankte ihm für die Güte, mit welcher er mir seine Gründe auseinander setzte, und gehorchte schweigend.

Bis dahin hatte ich nur einen alten Unterofficier, Nahmens Andrä Iwanowitsch, in meinem Vorzimmer gehabt, der ein etwas bornirter, sehr gutmüthiger alter Mann war und fast den ganzen Tag schlief. Jetzt kam noch ein zweyter jüngerer hinzu, der mich indessen eben so wenig wie der ältere genirte. Beyde bedienten mich, kochten mir Theewasser, hohlten mir vom Markte, was ich brauchte, wiesen aber auch, den Arzt ausgenommen, Jedermann ab, der mich besuchen wollte, und so oft ich ausging, begleitete mich einer von ihnen. Ich merkte bald, daß sie angewiesen waren, darauf Acht zu geben, daß Niemand mit mir spräche, und daß ich kein fremdes Haus beträte; übrigens ließen sie mich aber ungehindert in der Stadt

und ausserhalb der Stadt umher gehen, wo ich wollte.

Durch meinen verschmitzten Rossi konnte ich indeß sehr leicht Billette mit meinen neuen Freunden wechseln. Wir gaben uns öfters Rendezvous auf dem Markte, unter den bedeckten Buden; und indem wir beyde eine Waare zu besehen und darum zu handeln schienen, sprachen wir verstohlen einige Worte mit einander.

Auf die Verschwiegenheit der Kaufleute und Krämer konnten wir uns dabey sicher verlassen. Es schien überhaupt, als ob das Unglück exilirt zu seyn, in Sibirien Anspruch auf allgemeine Achtung und Hülfe gäbe. Mehrere Kaufleute, die ich zum ersten Mahle in meinem Leben sah, haben mir, wenn ich an ihrem Laden vorbeyging, zugeflüstert: „wollen Sie vielleicht einen Brief an Ihre Familie schreiben? Geben Sie ihn mir; er soll richtig bestellt werden." — Und das thaten sie ohne Eigennutz, ohne etwas dafür zu verlangen. Selbst die Benennung, mit der man die Verwiesenen allgemein bezeichnete, schien entweder von zarter Schonung, oder von der Ueberzeugung ihrer Unschuld eingegeben zu seyn; denn man nannte sie nesctschastii; Unglückliche.

Ich hatte nunmehr, theils durch meine neuen Freunde, theils mit Hülfe einiger gutherzigen Kaufleute, zehn Briefe an meine Frau geschrieben. Die Stunden, in welchen ich mich mit ihr unterhielt, waren die einzigen, die in den Kelch der Schmerzen einen Tropfen süßer Wehmuth träufelten. Ich blieb übrigens, zu meinem eigenen Erstaunen, noch immer sehr gesund, und suchte mich so viel als möglich zu zerstreuen.

Der Hofrath hatte meine Wohnung gleich in den

ersten Tagen verlassen, und war zu einem sogenannten Freunde gezogen. Ich schlug ein Kreuz hinter ihm her, und war nur froh, wenigstens nun ungestört meinem Kummer nachhängen zu können. Den Vormittag verwendete ich meistens auf die traurige, und mich dennoch anziehende Beschäftigung, meine Leidensgeschichte zu Papiere zu bringen. Anstatt der Tinte bediente ich mich Chinesischer Tusche, die häufig und gut zu haben war, und die ich in meinem Augenbader rieb. Gegen Mittag machte ich einen Spaziergang, oder erstieg die Felsen um Tobolsk, welche durch die Bergströme mahlerisch ausgewaschen worden sind. Dort überschaute ich die ungeheure Wasserfläche und die endlosen Wälder, welche sie begrenzten; dort ruhte mein Auge auf jedem ankommenden Segel, und meine Phantasie versetzte auf jedes landende Boot meine Familie. Mittags aß ich gewöhnlich bey dem Gouverneur, zuweilen auch bey dem Hofrath Peterson, nur selten zu Hause. Nie verließ ich Herrn von Kuscheleff ohne Trost, wenigstens nicht ohne Milderung meines Grams. Sein zartes Gefühl lehrte ihn mehrere Wege zu meinem Herzen, und er wußte bald auf diese, bald auf jene Weise eine Hoffnung in mir zu erwecken.

Gegen Abend pflegte ich mich in der Stadt und auf dem Markte umherzutreiben. Aus Neugier besuchte ich auch einige Mahl das Theater. Menschenhaß und Reue, das Kind der Liebe, und einige andere meiner Stücke wurden mit großem Beyfall gegeben. Jetzt eben war man beschäftigt, die Sonnenjungfrau einzustudieren; da aber Decorationen und Garderobe einen Aufwand erforderten, der die Kräfte des Unternehmers überstieg, so wurde zu diesem Behuf unter den Honoratioren der Stadt eine Collecte veranstaltet.

Während meines Aufenthalts wurden einige Mahle, zu Ehren der anwesenden Senatoren, auch Maskeraden und Bälle gegeben. Man lud mich ausdrücklich dazu ein; ich mochte aber mein Elend da nicht zur Schau tragen. — Am liebsten schweifte ich unter freyem Himmel umher; wenn nur die unerträgliche Hitze am Tage, und die noch unerträglichern Mücken des Abends mir diese Zerstreuung oft erlaubt hätten.

Die Abendstunden brachte ich gewöhnlich mit Lesen zu. Meine Freunde Peterson und Kiniäkoff hatten mir einige gute Bücher geliehen, deren Werth ich jetzt vielfach schätzte.

Noch immer schmeichelte ich mir mit der Hoffnung, in Tobolsk bleiben zu dürfen. Der Gouverneur schwieg nähmlich von meiner Abreise gänzlich still, und meine Freunde vermutheten, daß er nur auf die Entfernung der Senateurs und des Hofrath warte, um mir die erwünschte Erlaubniß anzukündigen. Die erstern setzten ihre Reise nach Irkutzk wirklich fort; der letztere aber wich nicht von der Stelle. Ich habe nachher erfahren, daß sein Zögern nur von Mangel an Gelde herrührte, und daß er auf die Abreise eines gewissen Kaufmanns wartete, den er in dieser Noth auf seinen Courrier-Paß mitnehmen, wogegen jener ihn in der Zehrung freyhalten wollte.

Die mir zugestandenen vierzehn Tagen waren nunmehr beynahe verflossen. Am nächsten Sonntage, Morgens, erschien ich, wie es die Sitte geboth, bey dem Gouverneur zur Cour. Der Gouverneur zog mich bey Seite, und kündigte mir an, daß ich mich zur Abreise auf morgen bereit halten müsse, da er, aus den mir wohlbekannten Ursachen, mich nicht länger in Tobolsk

behalten dürfe. Ich erschrack, machte aber nicht die geringste Einwendung, sondern bath ihn nur, mir noch zwey Tage zu bewilligen, damit ich mir einige Bedürfniße, die ich in Kurgan zu finden nicht hoffen durfte, anschaffen, und vorzüglich, damit ich meinen Wagen verkaufen könnte, der mir jetzt zu nichts half, und dessen Veräußerung meine ziemlich erschöpfte Casse wieder etwas füllen sollte. Mit der liebenswürdigsten Gefälligkeit gestand der Gouverneur mir diese Bitte zu, und ich eilte, meine traurigen Anstalten zu beschleunigen, damit ich seine Güte nicht mißbrauchte.

Zucker, Caffee, Thee, Papier, Federn und dergleichen mehr hatte ich mir eingekauft. Aber was mir am meisten am Herzen lag, war ein Vorrath an Büchern. Der gute Hofrath Perterson gab mir, was er besaß; aber seine Bibliothek enthielt meistens nur medicinische Schriften, und einige Reisebeschreibungen, die ich schon gelesen hatte. Ich fand indeß Mittel, meinen Freund Kinickoff von meiner schnellen Abreise und meinem Mangel an Büchern zu unterrichten. Er schrieb mir: ich sollte um Mitternacht, wenn meine Wache schliefe, am Fenster auf ihn warten. Das that ich, und er selbst brachte mir drey Nächte hinter einander die gewähltesten Bücher aus seiner Sammlung, unter andern den Seneca, der nachher so oft mein Tröster wurde.

An meine Frau, und wohl noch an ein Dutzend edle Menschen in Rußland und Deutschland schrieb ich Briefe, machte ein einziges Paket daraus, addressirte es an meinen alten bewährten Freund Graumann, Kaufmann in Petersburg, und gab es dem Courrier Alexander Schülkins, mit dem Versprechen, daß, wenn

er es richtig abliefere, mein Freund ihm fünfzig Rubel dafür schenken werde. Das schien mir die beste Art, die Uebergabe zu sichern; und der Erfolg hat gezeigt, daß ich Recht hatte.

Die Vorbereitungen zu meiner Abreise waren vollendet. Ich zeigte es dem Gouverneur an; und da ich wußte, daß ein Unterofficier mich nach Kurgan begleiten müsse, so bath ich ihn, dem guten Andrä Iwanowitsch, troß seinem Alter, diesen Auftrag zu ertheilen. Herr von Kuscheleff, der mir nichts abschlug, was in seiner Macht stand, bewilligte auch dieß. Er that noch mehr: er gab mir Empfehlungsschreiben an die vornehmsten Personen in Kurgan, beschenkte mich kurz vor meiner Abreise mit einer Kiste sehr guten Chinesisch.n Thee, und — was mir vorzüglich lieb war — versprach mir das Journal de Francfort, welches er sich kommen ließ, mir wöchentlich nach Kurgan zu schicken. Er hat Wort gehalten, und, wie ich nachher erfahren habe, selbst nicht wenig dabey gewagt.

Mein Kibitken, ein altes gebrauchtes Fuhrwerk, daß ich dennoch mit dreyßig Rubeln habe bezahlen müssen, war gepackt. Ich nahm kühlen Abschied von dem Herrn Hofrath, dessen Abreise nun endlich auch auf den Tag nach der meinigen bestimmt war: eine für mich sehr erfreuliche Nachricht, da ich wußte, daß er mein Memorial an den Kaiser überbringen sollte.

Es war am 13ten Junius, Nachmittags um 2 Uhr, als ich traurig hinunter an das Ufer wanderte, wo mein Fuhrwerk bereits zu Schiffe gebracht war.

Der Weg nach Kurgan führt sonst seitwärts durch die kleine Stadt Jaluterski, und beträgt alsdann nur

427 Werste. Die noch immer ausgetretenen Gewässer nöthigten uns aber, erst ganz zurück bis nach der Grenzstadt Tiumen zu gehen, und von da uns südlich zu wenden. In Tiumen übernachteten wir bey einem Schreiber, der uns mit der gutmüthigsten Gastfreyheit bewirthete. Wer mir drey Wochen vorher gesagt hätte, daß ich diesen Ort sobald wieder sehen würde, den hätte ich als den Verkündiger meiner Freyheit umarmt. Jetzt sah ich Tiumen wieder, und — meine Freyheit schien entfernter als jemahls.

Eine halbe Tagreise von Kurgan übernachteten wir noch einmahl bey einem Popen, wo wir ein sehr gutes Zimmer mit allen Bequemlichkeiten versehen, weiche Betten, und die freundlichste Aufnahme fanden, und wo man, zu meiner nicht geringen Verwunderung, am folgenden Morgen uns gar keine Bezahlung abforderte. Ich erfuhr, daß die Gemeine des Dorfes dieses Zimmer und diese Anstalten auf gemeinschaftliche Kosten für Reisende unterhalte.

Es war vier Uhr Nachmittags, als wir Kurgan zuerst erblickten. Der Nahme Kurgan, der eigentlich einen Grabhügel bedeutet, dünkte mich schon längst eine Weissagung meines Schicksals. Mit beklemmter Brust und trübem Blick sah ich das Ziel überstandener, und den Anfang neuer Leiden vor mir liegen; und da wir durch die Ueberschwemmung der Steppe genöthigt waren, uns dem Städtchen nur sehr langsam, und in unaufhörlichen Krümmungen zu nähern, so hatte ich Zeit genug, mein offenes Grab von allen Seiten zu betrachten.

Unter dem Haufen hölzerner Hütten, die sämmtlich nur von einem Stockwerke waren, ragte ein ein-

ziges steinernes, ziemlich geschmackvoll erbautes — an dieser Stelle ein Pallast — hervor. Ich erkundigte mich nach dem Eigenthümer; und man nannte mir einen gewissen Rosen oder Rosin, vormahligen Vicegouverneur von Perm, der in dieser Gegend Güter besitze.

Der seltsame Geschmack, sich in diesem öden Erdwinkel Güter anzukaufen, konnte mich eben nicht lüstern nach seiner Bekanntschaft machen. Indessen klang sein Nahme doch so deutsch; wenigstens durfte ich vermuthen, daß er von deutscher Abkunft wäre. Auch war der Nahme meinem Herzen seit vielen Jahren theuer; er erinnerte mich an meinen alten braven Freund, den Baron Friedrich Rosen, und seine vortreffliche Gattinn, meine zweyte Mutter: ein edles Paar, daß schon so manche meiner bangen Lebensstunden erheitert hatte, und nun sogar in einer der bängsten, durch den bloßen Klang seines Nahmens, mir aus der Ferne Trost zurief.

Kurgan hat nur zwey parallel laufende breite Straßen, in deren eine wir jetzt hinein fuhren. Vor einem Gebäude, welches der Sitz des Niederlandgerichtes war, hielten wir still; mein Unterofficier ging hinein, und kam bald mit der Nachricht zurück, daß der Gorodnitschei oder Stadtvoigt (Polizey-Meister) verreiset sey, der Präsident des Niederlandgerichts aber seine Stelle vertrete, und ich folglich zu diesem gebracht werden müsse. Wir fuhren nun einige hundert Schritte weiter, bis an die Wohnung dieses Mannes, wo ich abermahls gemeldet, und nach einer kurzen Frist herein geladen wurde.

Ich fand einen Greis mit einer gutmüthigen Phy-

siognomie, der es aber in diesem Augenblicke für seine Pflicht hielt, eine etwas feyerliche Amtsmiene anzunehmen. Er hieß mich kalt willkommen, setzte eine Brille auf, öffnete die meinetwegen erhaltene Ordre und Papiere, und las sie, eins nach dem andern, sehr bedächtlich durch, ohne sich weiter um mich zu bekümmern. Ich glaubte ihm ein kleines Zeichen geben zu müssen, auf welche Art ich jetzt und in Zukunft behandelt zu seyn, Anspruch mache; daher nahm ich einen Stuhl, und setzte mich. Er warf mir von der Seite einen etwas befremdeten Blick zu, las aber dann still weiter.

Aus dem Nebenzimmer sammelte sich indessen eine neugierige Gruppe um mich her. Sie bestand, außer einigen ziemlich erwachsenen Kindern, aus einer jungen hübschen Frau, (der zweyten Gattinn des Hausherrn) seiner alten fast blinden Mutter, und einem Manne von mittleren Jahren in pohlnischer Kleidung. Alle betrachteten mich schweigend, und es herrschte eine feyerliche Stille, bis der Präsident die Durchsicht der Papiere vollendet hatte.

Mit aufgeheiterten Gesichtszügen — denn vermuthlich hatte der Gouverneur mich ihm empfohlen, und mehr als vermuthlich sprach sein Herz für mich, dessen Güte ich bald nachher kennen lernte — wendete er sich jetzt zu mir, reichte mir die Hand, hieß mich freundlich willkommen, stellte mir seine Familie, und zuletzt auch den Pohlen vor, dem er Glück wünschte, einen Unglücksgefährten gefunden zu haben, und den er meiner Freundschaft empfahl. Ich umarmte ihn mit Wehmuth, und meinte, so wie er, daß die Gleich-

förmigkeit unsers Schicksals uns schnell zu brüderlichen Freunden machen würde.

Der Vorsitzer des Niederlandsgerichtes, und die höchste Magistratsperson in Kurgan, hieß de Grawi.

Nach den ersten Complimenten war nun die Rede davon, mir eine Wohnung anzuweisen, die, der erhaltenen Ordre zufolge, eine der bestmöglichen in Kurgan seyn sollte. Darunter war indeß nur eine freye Wohnung zu verstehen, welche die Krone zu vergeben hatte, und deren Einräumung von jedem Hausbesitzer als Einquartirung erzwungen werden konnte.

De Grawi dachte lang hin und her, und gab endlich einer Art von Adjutanten, einem kleinen buckeligen Männchen, die Anweisung, wohin er mich führen sollte. Zum Abendessen, ersuchte er mich, wieder bey ihm einzusprechen, was ich aber für heute verbath, da ich mich sehr nach Ruhe und Einsamkeit sehnte, und mich in meiner neuen Wohnung ein wenig einrichten wollte.

Ich ging mit meinem Führer. Er brachte mich in ein kleines niedriges Haus, an dessen Thüre ich mir beynahe den Kopf eingestossen hätte. Das versprach nicht viel; und in den mir bestimmten Zimmern fand ich noch weniger. Es waren düstre Löcher, in denen ich kaum aufrecht gehen konnte, nackte Wände, ein Tisch, zwey hölzerne Bänke, ein Bett, kleine mit Papier verklebte Fenster. Ich seufzte tief; die Wirthinn vom Hause erwiederte den Seufzer, und räumte mit stillem Verdruße Flachs und Leinwand weg, die, nebst einigen alten Kleidern und altem Geschirre, hier lagen.

Ich faßte mich, und machte meine kleinen Einrichtungen, so gut ich konnte. Kaum war eine Stun-

de verflossen, als der gute de Grawi mir zum Willkommen einen Schinken, einige Brode, Eyer, frische Butter und noch mehr dergleichen schickte, woraus mein Rossi eine vortreffliche Abendmahlzeit, mehr für sich, als für mich, bereitete. Nachher suchte ich denn zum ersten Mahle auf der schwarzen Diele den Schlaf, den aber Gram und Ungeziefer weit von mir verscheuchten.

Am folgenden Morgen ziemlich früh erhielt ich Bewillkommungsbesuche von den sämmtlichen Honoratioren des Städtchens. Keiner von ihnen kam mit leeren Händen; jeder brachte mir etwas zu essen oder zu trinken, und es fehlte mir nur eine Vorrathskammer, um sie anzufüllen. Auch de Grawi fand sich ein, um sich zu erkundigen, wie ich mit meinem Quartiere zufrieden wäre. Ich gestand ihm, daß es mir sehr mißfalle. Er erboth sich sogleich, mich im ganzen Städtchen selbst herumzuführen, und mir, zu eigner Wahl, alle Wohnungen zu zeigen, über welche er disponiren könne. Ich nahm sein Anerbiethen dankbar an. Wir liefen einen großen Theil des Tages aus einem Hause in das andere, fanden es aber oft noch schlechter, selten besser, und immer so eng, daß ich nothwendig mit meinem Bedienten zusammen in Einem Zimmer hätte wohnen müssen: ein Umstand, der mir besonders zuwider war.

Ich bath ihn endlich, die Sorge für mein Quartier mir selbst zu überlassen, da ich versuchen wollte, ob nicht der große Hauptschlüssel, Geld, mir irgend ein Haus eröffnen würde, wo sich mehr Bequemlichkeit darböthe. Er gab es zu, meinte aber, ich würde nichts dergleichen finden. Ich verließ mich indeß auf meinen pfiffigen Rossi, der schon in den ersten vier

und zwanzig Stunden mit der ganzen Stadt bekannt war, und auch, glaube ich, schon die ganze Stadt betrogen hatte. Er legte sich auf Kundschaft; und kam bald mit der Nachricht zurück, daß ich ein neues kleines Haus für mich ganz allein haben könne, wenn ich monathlich fünfzehn Rubel Miethe bezahlen wolle. Der Besitzer desselben war ein Kaufmann, der um des lockenden Gewinnes willen, seine eigene Wohnung räumen, und selbst in ein noch kleineres Hinterhaus auf demselben Hofe ziehen wollte.

Ich ging sogleich hin, die mir angebothene Wohnung zu besehen, und fand sie so bequem, auch, nach Kurganischer Art, so prächtig möblirt, als ich es nur immer wünschen konnte.

Die Wohnung lag vorn, an der Straße, und hatte hinten einen geräumigen Hof, dessen Pforte auf den Tobol führte, an welchem sich mir ein angenehmer Spaziergang darboth. Das Hinterhaus des Wirthes war von dem meinigen gänzlich getrennt. Alle diese Umstände zusammen genommen, waren für mich so einladend, daß ich — trotz dem enormen Preise, der selbst in Petersburg ansehnlich gewesen seyn würde, und der mit meiner dürftigen Casse sehr contrastirte — doch augenblicklich zuschlug und Anstalten traf, noch an demselben Tage einzuziehen.

Es stellte sich mir aber ein sehr unvermuthetes Hinderniß in den Weg: mein ehrlicher de Grawe wollte durchaus nicht zulassen, daß ich so viel Geld ausgeben sollte. Ich hatte alle mögliche Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß ich im Stande sey, diese Ausgabe zu bestreiten, und daß ich von jeher den Grundsatz gehabt habe, lieber schlecht zu essen, als schlecht zu

wohnen. Er willigte endlich murrend ein, doch nicht eher, als bis der Wirth noch versprochen hatte, mir Holz und Quaß frey zu liefern. Ich bezog nun meine neue Wohnung; und so oft de Grawi nachher zu mir kam, mußte ich jedes Mahl das Klaglied über den hohen Preis anstimmen hören.

Uebrigens war es in Kurgan so außerordentlich wohlfeil, meine Bedürfnisse so gering, und die Gelegenheiten zu Nebenausgaben so selten, daß ich allenfalls auch wohl ein Jahr mit meinem Geldvorrath auskommen konnte; und bis dahin konnte sich ja so Manches ändern.

Ich fand zu Ende der ersten Woche, daß ich — Wäsche, Licht und Alles andere mitgerechnet — kaum einige Rubel verzehrt hatte. Freylich war meine Tafel die mäßigste, die man sich nur immer denken kann; ihre Hauptbestandtheile waren gebeuteltes Brod, (eine Seltenheit in Kurgan, mit welcher mich der gute de Grawi zwey Mahl wöchentlich versorgte) und herrliche Butter, die täglich frisch zubereitet wurde. Nie in meinem Leben habe ich bessere Butter gegessen, welches sehr natürlich zuging, da den Kühen die üppigsten Wiesen zu Weiden dienten. Außer Brod und Butter hatte ich zuweilen ein junges Huhn mit etwas Reiß, auch wohl eine Taube oder Ente, die ich selbst geschossen hatte, und zum Dessert dann einen Becher Quaß. Ich stand zwar immer befriedigt, aber nie eigentlich satt vom Tische auf, und ich glaube, daß ich vorzüglich diesen Umstand meine, nicht allein anhaltende, sondern sogar zunehmende Gesundheit verdankte.

Meine Lebensart war übrigens folgende: Morgens um sechs Uhr stand ich auf, und wendete eine

Stunde an, Russische Vocabeln auswendig zu lernen; denn da von allen Einwohnern des ganzen Städtchens niemand eine andere Sprache als die Russische verstand, so war es für mich höchst nothwendig, daß ich sie besser zu erlernen suchte. Dann frühstückte ich, und schrieb mehrere Stunden an der Geschichte meiner Leiden. Nach dieser mir fast lieb gewordenen Arbeit ging ich, gewöhnlich im Schlafrock und in Pantoffeln, eine Stunde am Tobol spazieren; wo ich mir einen Gang gerade von zwey Wersten abgemessen hatte, und wohin ich durch die Hinterpforte gelangen konnte, ohne jemanden zu begegnen. Bey meiner Zurückkunft las ich noch eine Stunde im Seneca; dann verzehrte ich mein frugales Mittagsbrod, warf mich auf's Bett, schlummerte, und las dann in Pallas oder Gmelins Reisen, bis Sokolpff kam, mich zur Jagd abzurufen. Nachher trank er gewöhnlich Thee mit mir, wobey wir unsere Schicksale wiederhohlten, einander unsere Hoffnungen mittheilten, oder unsere Furcht gegenseitig mit schwachen Glauben bekämpften. Wenn er fort war, las ich wohl noch eine Stunde im Seneca, aß dabey mein Butterbrod, spielte dann eine Weile grande patience (eine Art von Orakel) mit mir selbst, und ging endlich mehr oder weniger schwermüthig schlafen, je nachdem — fast schäme ich mich, es zu gestehen — das Spiel mehr oder weniger günstig ausgefallen war.

So vergingen meine Tage. Ich war übrigens völlig frey, von keines Menschen Auge bewacht. Mein guter alter Unterofficier Andre Iwanowitsch kehrte schon zwey Tage nach meiner Ankunft in Kurgan nach Tobolsk zurück, und man hielt es gleich Anfangs nicht für nöthig, seine Stelle zu ersetzen, was man doch

bey dem Polen in der ersten Zeit seines Aufenthaltes gethan hatte. Auch wäre jede Bewachung überflüßig gewesen. Unsere Jagd führte uns freylich oft mehrere Werste weit von der Stadt; aber wohin sollten, oder konnten wir fliehen? — Kurgan lag vormahls an der Grenze der Kirgisen; doch schon seit vielen Jahren war diese Grenze um fünfzehn Meilen weiter hinausgerückt, und dort eine kleine Festung gebaut worden.

Hätte sie aber auch noch jetzt an das Weichbild der Stadt gestossen: was konnte das Leuten helfen, die von allen Mitteln zur Flucht entblößt waren, und nicht einmahl die Russische Sprache recht verstanden, vielweniger die Kirgisische. Auch selbst in diesem Falle wäre ein Versuch zur Flucht noch immer ein verzweifeltes Wagstück geblieben; denn die Kurganer erinnerten sich mit Schrecken der Zeit, wo sie nicht vor die Stadt spazieren gehen durften, ohne daß sie der Gefahr ausgesetzt waren, von den herumschweifenden Kirgisen erwischt zu werden. Wir dankten also dem Himmel, daß wir wenigstens sicher vor diesen Unholden auf die Jagd gehen konnten.

Diese Zerstreuung war immer sehr wohlthätig für mich, so wenig Mittel wir auch hatten, uns die Jagd angenehm zu machen.

Ein anderer, mich oft angenehm zerstreuender Zeitvertreib waren die Spaziergänge am Tobol. Es gab da einige Waschplätze, wo die jungen Mädchen aus der Stadt sich versammelten, und nach dem Waschen auch selbst zu baden pflegten. Dieses Baden wurde bey ihnen zu einer bewunderungswürdigen gymnastischen Uebung. Sie schwammen ohne alle Anstrengung über den Tobol hinüber und wieder herüber; sie gaben

sich oft lange, auf dem Rücken liegend, den Wellen Preis; sie schäkerten mit einander im Wasser, bewarfen sich einander mit Sandklumpen, verfolgten sich, tauchten unter, ergriffen einander, und warfen sich um; kurz, sie trieben es oft so arg, daß ein unkundiger Zuschauer alle Augenblicke befürchten mußte, ein Paar von ihnen auf immer untersinken zu sehen.

Die Anfangs häufigen Besuche der Herren Kurganer waren mir oft sehr lästig, ob ich gleich ihre gute Absicht nicht verkannte Ein Schreiber — oder etwas dergleichen, — der mir gegenüber wohnte, hatte mich einige Mahle am Fenster meine Morgenpfeife rauchen sehen. Da er selbst ein Liebhaber von Tobak war, so schickte er mit der erfreulichen Bothschaft herüber, daß er jeden Morgen seine Pfeife bey mir rauchen und mir einige Stunden die Zeit verkürzen wolle. Ich hatte alle mögliche Mühe, ihm sein wohlwollendes Project aus dem Sinne zu reden. Er und die anderen Herren in Kurgan begriffen nicht, wie ich immer allein seyn, und gern allein seyn könne. Sie wußten nicht, daß man mit dem Bilde einer geliebten Gattinn im Herzen, und mit dem Seneca in der Hand, nirgends allein ist.

Dem Seneca verdanke ich unbeschreiblich viel! Schwerlich hat seit achtzehn hundert Jahren ein Mensch sein Andenken so innig gesegnet, wie ich. Oft, wenn die Verzweiflung ihre Kralle nach mir ausstreckte, ergriff ich die Hand dieses Freundes, der täglich Geduld und Muth in meine Brust goß. Die Aehnlichkeit unserer Schicksale kettete mich näher an ihn. Er wurde unschuldig exilirt, und schmachtete acht Jahre lang zwischen den öden Felsen von Korsika. Die Beschreibung,

die er von seiner Lage entwirft, war so passend auf die meinige; seine Schilderung des Clima, der rohen Sitten; seine Klagen über die fremde rauhe Sprache — alles war auf mich anwendbar. Und endlich die mancherley kräftigen Sprüche gegen die Todesfurcht, welche er überall in seine Werke verwebt hat! Ich sammelte sie sorgfältig, machte sie meinem Verstande und Herzen eigen, und trug sie immer bey mir, wie Friedrich der Große das wohlthätige Gift, dessen er sich, wenn jede Hoffnung verschwunden wäre, bedienen wollte.

O, wie bedaure ich die armen schwarzgalligen Philosophen, die der menschlichen Natur eine angeborne Verderbtheit andichten. Mich hat mein Schicksal in dem Vertrauen auf Menschen bestärkt. — Wie wenige Gefühllose erscheinen in dieser Erzählung! wie wenige, die dem Hofrath oder dem Herrn Prostenius gleichen! — Ja, ich sage mit froher Ueberzeugung: sey unglücklich und du wirst überall Freunde finden; im fernsten ödesten Winkel der Erde wird man dir Arme und Herzen öffnen.

Auch die guten, unverdorbenen Kurganer kamen mir mit offenen Armen und Herzen entgegen. Zu allen ihren kleinen Festen wurde ich eingeladen; jede ihrer Freuden und jeden ihrer Leckerbissen mußte ich mit ihnen theilen. Als Schriftsteller hatten sie mich bisher gekannt; aber ein Artikel, der gerade damahls in der Moskowischen Zeitung stand, und worin des ausgezeichneten Beyfalls erwähnt wurde, dessen meine Schauspiele bey den Engländern genossen, verschaffte ihnen auch diese Bekanntschaft, und gab mir in ihren Augen einen noch größeren Werth. Die gutgemeinte

Zudringlichkeit, mit welcher sie mich zu zerstreuen und in ihre Gesellschaften zu ziehen suchten, fiel mir in der That oft lästig. Theils war mein Gemüth so wenig zur Geselligkeit gestimmt; Theils mangelte auch ihren geselligen Freuden für einen verwöhnten Europäer jeder Reiz.

So verflossen meine Tage in Kurgan. Die Gesundheit, deren ich ununterbrochen genoß, und die, ob sie gleich seit vielen Jahren bey mir nur ein seltener Gast gewesen war, jetzt auf Ein Mahl wieder mein unzertrennlicher Gefährte wurde, trug wohl am meisten dazu bey, mir eine Art von frohem Muth zu erhalten. —

Am 7ten Julius, einem heitern, schönen Tage, hatte ich des Morgens meine gewöhnliche Beschäftigung vorgenommen: ich schrieb an meiner Leidensgeschichte. Gegen zehn Uhr trat der Hofrath de Grawi zu mir herein. Nach einer kurzen, unbedeutenden Unterhaltung, ergriff er, seiner lästigen Gewohnheit gemäß, die Karten, setzte sich und spielte grande patience, wodurch er meine eigene patience oft sehr hart auf die Probe stellte: denn ich mußte mich, als müßiger Zuschauer, oft manche Stunde mit langer Weile plagen, und der gutmüthige Unbarmherzige hatte gar keine Ahndung davon, daß auch einem Verwiesenen in Kurgan die Zeit kostbar seyn könne. Auch heute saß er bis nach eilf Uhr. Ich ging schweigend, voll innern Unwillens, auf und nieder, und nur Ein Mahl nahm ich Theil an dem Spiel, als er mich fragte: über welchen Gegenstand er die Karten legen solle, und ich ihm antwortete: auf die Hoffnung, meine Frau bald hier zu sehen. Es kam dieß Mahl glücklich aus,

und er freuete sich herzlich darauf, Christina Karlowna bald bey sich zu bewirthen.

Endlich erinnerte er sich, daß er noch Geschäfte in seinem Gerichte habe, und ging weg. Kaum war er fort, so setzte ich mich wieder an meinen Tisch, um noch ein Stündchen zu schreiben. Mitten in einer Periode unterbrach mich mein Bedienter, der in die Thüre hinter mir trat, und sagte: Eh bien, Monsieur, encore quelque chose de nouveau!

Ich hörte das nur mit halbem Ohr, glaubte, er wolle mir eine neue Liebesgeschichte mittheilen, (deren er, seit unserer Ankunft, wohl schon zwanzig an- und ausgesponnen hatte) drehte, ohne die Feder wegzulegen, den Kopf nachlässig nur halb nach ihm hin, und antwortete: quoi donc?

Dans ce moment, versetzte er, un dragon est venu vous prendre? Ich wurde von Entsetzen ergriffen, sprang auf, und starrte ihn sprachlos an.

Oui, oui, fuhr er fort; nous irons peutêtre encore aujourd'hui à Tobolsk.

Comment? stammelte ich.

Er führte mir einen Mann herein, der den Dragoner selbst gesehen, dessen Aussage, selbst gehört, und ihn bis zu de Grawi begleitet hatte, dann aber voraus gelaufen war, mich davon zu benachrichtigen. Den weitern Inhalt der Depeschen wußte er nicht.

Was sollte ich vermuthen? Meine Freyheit? Nein! warum würde ich denn nach Tobolsk zurückgebracht? Es gab ja einen weit nähern Weg, gerade nach Ekaterinaburg: warum ließe man mich einen Umweg von fünfhundert Wersten machen? Auch konnte ja

die Entscheidung des Monarchen auf mein Memorial noch lange nicht eintreffen. — Mir blieb also nur die schreckliche Wahrscheinlichkeit, daß ich von Tobolsk aus noch tiefer in das Land gebracht werden sollte, vielleicht wohl gar in die Bergwerke, vielleicht nach Kamtschatka. — Ich stand bebend da, suchte mich zu fassen, ergriff schnell das Heft, an dem ich geschrieben hatte, rannte nach meinen noch übrigen Banknoten, knöpfte beydes in meine Unterweste, und erwartete nun, wenigstens zehn Minuten lang, in Todesangst mein Schicksal. Diese zehn Minuten gehörten unter die schrecklichsten, die ich während meines Unglückes erlebt hatte!

Endlich sah ich durch das Fenster den Hofrath de Grawi, von einer Menge Menschen umgeben, die Straße heraufkommen; und aus dem Haufen ragte der Dragoner, mit seinem Federbusche auf dem Huthe, hervor. Sie waren noch zu weit, als daß ich den Ausdruck der Gesichter hätte unterscheiden können: ich stand also noch immer halbleblos da, und erwartete mein Todesurtheil.

Noch Ein Mahl wankte ich im Zimmer auf und ab, dann wieder an das Fenster. Der Haufe war näher gekommen; ich sah de Grawi's Gesicht sehr heiter. Es blitzte ein Hoffnungsstrahl in meine Seele; aber noch lag die ganze Welt auf mir.

Jetzt war die Menge in den Hof getreten. De Grawi sah herauf, bemerkte mich, und nickte mir freundlich zu: die drückendste Last fiel von meiner Brust. Ich wollte hinaus, ihm entgegen gehen; ich konnte aber nicht, stand fest auf meinem Platze, und hatte

die Augen starr auf die Stubenthür geheftet Sie öffnete sich. Ich wollte fragen; auch das konnte ich nicht.

Prosdrawläju! rief de Grawi mir entgegen, und die Thränen rollten dem alten Manne über beyde Backen: prosdtawläju! wui swobodni! (Ich wünsche Ihnen Glück! Sie sind frey!)

Mit diesen Worten lag er auch schon in meinen Armen. Ich sah und hörte nicht, ich fühlte nur seine Thränen an meiner Wange; mein eigenes Auge war trocken. Prosdrawläju! schallte es von hundert Stimmen um mich her; ein Jeder wollte der Erste seyn, mich zu umarmen, und auch mein Bedienter drückte mich mit Ungestüm an seine Brust. Ich ließ Alles mit mir machen, sah sie Alle an, und konnte ihnen nicht danken, ja nicht einmahl reden.

Der Dragoner überreichte mir einen Brief des Gouverneurs. Ich erbrach ihn schnell, und las Folgendes:

Monsieur!

Réjouissez-Vous, mais modérez Vos transports; la foiblesse de Votre santé l'exige. Ma prédiction s'est accomplie. J'ai la douce satisfaction de Vous annoncer, que notre trés — gracieux Empéreur désire Votre retour. Exiges tout ce qui Vous sera procuré, l'ordre en est donné. Volez, et recevez mes complimens.

Votre

le 4. Juillet.

trés — humble serviteur
D. Kocheleff.

Jede Zeile grub sich tief in mein Herz! — Der Gouverneur schickte mir zugleich ein Pack Zeitungen, und ein kleines Glückwünschungsbriefchen von dem Kaufmann Becker, der eben zugegen war, als der Dragoner abgefertiget wurde, und der mir sehr dringend seine Wohnung zum Absteig-Quartier in Tobolsk anboth.

De Grawi zog jetzt auch seine russische Ordre aus der Tasche, und las sie mir vor. Sie enthielt den Befehl, mich mit Allem, was ich verlangen würde, auch mit Geld, zu versehen, und mich sobald als möglich abzufertigen.

Noch immer war ich stumm, aber endlich stürzte ein wohlthätiger Thränenstrom aus meinen Augen: ich weinte laut, heftig und lange; die meisten Zuschauer weinten mit mir.

Plötzlich stürzte Sokoloff ins Zimmer, hing an meinem Halse, und vergaß bittersüße Thränen. „Ich bleibe nun wieder allein!" sagte er mit tiefer Wehmuth; „aber, bey Gott! ich freue mich herzlich."

Alle Einwohner von einiger Bedeutung hatten sich um mich versammelt: das Zimmer war gedrängt voll; Jeder wollte mir seine Freude bezeugen, Jeder mir etwas Angenehmes sagen. Der biedere de Grawi fühlte, daß mir das Gedränge lästig werden mußte; er entfernte nach und nach den Haufen, und bath mich, bey ihm zu essen. — Ach Gott! essen und trinken konnte ich nicht. Ich wünschte nur allein zu seyn. Er fragte: „wann ich reisen wollte. —" In zwey Stunden, war meine Antwort. — „Was ich bedürfe? —" Nichts als Pferde! — Er ging lächelnd, und ich war endlich allein.

Wie mir zu Muthe war, kann ich nicht beschreiben. Die Kniee zitterten mir noch mehrere Stunden nachher; und doch konnte ich mich nicht setzen: ich mußte immer gehen, auf und nieder gehen. Gedanken hatte ich nicht, nur Empfindungen: schnell auf einander folgende Vorstellungen, ohne deutlichen Umriß; es war mir, als ob meine Frau und meine Kinder immer in einer Wolke vor mir schwebten. Ich fühlte bald, daß meine Empfindungen schwelgten, daß ich erschöpft war. Nun wollte ich etwas denken, Betrachtungen anstellen, Zeitungen lesen, die ich sonst so gerne las; — aber Alles vergebens! Von Zeit zu Zeit flossen meine Thränen wieder, und der Ausruf: o Gott! Gott! war Alles, was ich hervorbringen konnte.

Als ich endlich der Ruhe und Unruhe wieder fähig wurde, mischten sich auch einige Wermuthstropfen in den Becher meines Entzückens. — Der Dragoner, dem ich im ersten Aufruhr der Freude mehr gab, als ich eigentlich geben konnte, hatte mir erzählt: es sey ein Senats-Courrier aus Petersburg gekommen, um mich zurückzuhohlen; da aber seine Ordre nur auf Tobolsk laute, so habe er auch nicht weiter reisen wollen, und deßhalb sey es dem Gouverneur nicht möglich gewesen, mir den Rückweg dahin zu ersparen.

Ich war sinnreich, mich zu quälen. Ein Glück, daß die Reiseanstalten mich zerstreuten. Nichts konnte mein Italiener mir rasch genug machen. Meine Ungeduld war kindisch. Es wurde Alles drüber und drunter in den Mantelsack gepackt, und in das Kibitken geworfen. Ich eilte indessen, die letzte Pflicht zu erfüllen, und von den guten Menschen in Kurgan dankbaren Ab-

schied zu nehmen. Daß ich mich bey Jedem nur wenige Minuten aufhielt, ist begreiflich. Bey dem wackern de Grawi blieb ich am längsten, und er forderte sogar noch ein Opfer von mir, das mir sehr schwer wurde, das ich aber seinen dringenden Bitten unmöglich versagen konnte.

Den 7te Juliusn war nähmlich gerade ein Kirchenfest, dessen Bedeutung ich nicht so eigentlich habe errathen können. Die Feyer desselben bestand hauptsächlich darin, daß der Heilige eines benachbarten Dorfes in Effigie nach der Stadt gebracht wurde; daß der Stadtheilige ihm höflich bis an seine Grenze entgegen kam, dann mit ihm umkehrte, den fremden Gast in seinen Tempel führte, ihn dort mit einigen Gebethen und Gesängen bewirthete, und ihn dann Abends wieder entließ. Den Stadtheiligen begleiteten bey dieser kleinen Excursion die sämmtlichen Einwohner singend. Der fromme de Grawi hielt es für Pflicht, an ihrer Spitze zu seyn; und diese Ceremonie war es, an welcher ich — mochte wollen oder nicht — noch Antheil nehmen mußte. Er versicherte, es werde kaum eine halbe Stunde dauern.

Von sechs hübschen Bauernmädchen getragen, und von einem bärtigen Popen geräuchert, kam uns der Dorfheilige an der Stadtgrenze entgegen; Alles sang, und schlug Kreuze. Die Bilder neigten sich höflich gegen einander. Wir machten linksum; der Fremdling zog ein in das Haus seines Gastfreundes, und ich eilte nach dem meinigen, um die letzten Verfügungen zu treffen.

Dort fand ich schon meinen guten Sokoloff, der schwer athmend auf und niederging. Noch am Abend

vorher hatten wir darüber gesprochen, daß, wenn je einer von uns seine Freyheit wieder erlange, der Zurückbleibende doch sehr unglücklich seyn werde. Nun war der Fall wirklich eingetreten; wir sprachen nicht mehr davon. Ich schenkte ihm meine Flinte, die Patrontasche, den Ammunitionsvorrath, und Alles, was ich sonst entbehren konnte; er nahm es schweigend, und in seinen feuchten Augen las ich: es wäre doch besser, wenn du bey mir bliebest! —

Ich habe ihn nicht wieder gesehen; — denn als bald nachher alle Einwohner des ganzen Städtchens sich zum Abschied in meinem Hofe versammelten, war Simon Sokoloff nicht unter ihnen.

Noch wohl eine Stunde mußte ich auf Pferde warten. Nie habe ich eine größere Ungeduld empfunden. Kaum war ich im Stande, die gutmüthigen Aeußerungen der Einwohner zu erwiedern. Der eine hatte Punsch machen lassen, der Andere brachte mir Victualien, der Dritte eine Menge Gurken; (die hier eine Seltenheit waren) ich hätte neben meinem Kibitken hergehen müssen, wenn ich alles hätte hinauf packen wollen.

Endlich war angespannt; ich wurde ringsum geherzt, gedrückt und in das Kibitken gehoben. Der alte, gute de Grawi setzte sich zu mir; denn er wollte mich durchaus wenigstens bis vor die Stadt begleiten. Fromme Wünsche schallten mir nach, als wir fuhren; und ich schwamm in einem Meere von Wonne.

Als wir fast zwey Werste zurückgelegt hatten, ließ de Grawi halten, bog sich über mich, weinte, drückte mir die Hand, ging, kam wieder, schüttelte mir die Hand, sagte schluchzend nur die Worte: Sbogom!

(mit Gott!) und verließ mich. — Ich richtete mich in die Höhe, sah ihm lange nach, betrachtete wehmüthig die Stadt, warf den bösen Traum meiner Leiden hinter mich, und fuhr in gestrecktem Galopp davon.

Dieses Mahl war ich nicht gezwungen meinen Rückweg über Tiumen zu nehmen; denn die Gewässer hatten sich zum Theil verlaufen. Mit meiner Rückenkappe über dem Kopfe — denn ohne die ist es unmöglich, in dieser Jahreszeit durch jene Gegenden zu reisen — fuhr ich die Nacht rasch durch.

Ich setzte nun meine Reise ohne weitern Zufall fort, und kam am 9ten, Morgens früh, auf die letzte Station vor Tobolsk.

Um zehn Uhr Vormittags betrat ich das Ufer von Tobolsk. Ich ließ dem Gouverneur durch den Dragoner meine Ankunft melden, und warf mich schnell in andre Kleidung, damit ich diesem bald folgen könnte.

Der nach mir gesandte Courrier, Nahmens Carpov, wohnte in demselben Hause, war aber ausgegangen; ich mußte daher die sehnsuchtsvollen Fragen nach den Meinigen noch auf dem Herzen behalten, und eilte zu dem edlen Kuschelew! — Ich traf ihn, wie das erste Mahl, im Garten. Er drückte mich herzlich an seine Brust; die Freude glänzte in seinen Augen.

Ich aß bey dem Gouverneur, besuchte nachher meine Freunde Kiniäkoff, Becker und den wackern Peterson, die mich alle mit ungeheuchelter Freude empfingen, und ging dann nach Hause, wo ich endlich meinen Courrier antraf, der mir aber leider auch kein Wort von meiner Familie zu sagen wußte. Aus der ihm er-

theilten Specialinstruction, welche er mir zu lesen gab, sah ich nun wohl, daß man von dem mir zugefügten Unrecht in Petersburg völlig überzeugt seyn müsse; denn es war ihm darin auf das angelegentlichste empfohlen, für mich auf der Reise Sorgfalt zu tragen, und mir Wsähie Udowolstwie zu erzeigen; das heißt: alles zu thun, was mir Vergnügen machen könne.

Den Rest des Tages wurde mein Zimmer nicht leer von glückwünschenden Bekannten und Unbekannten. Der Gouverneur selbst stattete mir einen Besuch ab, und alle wetteiferten in herzlicher Höflichkeit.

Ich schlief diese Nacht zum ersten Mahle sanft und ruhig, und erwachte früh mit der frohen Hoffnung, um neun Uhr abzusegeln, wozu ich bereits eine Barke gedungen hatte; aber unfreywillig verschmauste ich diesen Tag noch bey meinen Freunden. Es war schon Abend, als man endlich Alles in Richtigkeit gebracht hatte; doch ein sehr stürmisches Wetter und die hereinbrechende Nacht zwangen mich, noch einige Stunden aufzuopfern. Ich setzte meine Abreise um drey Uhr Morgens fest, und warf mich angekleidet auf das Bett.

Daß ich von Allen im Hause zuerst erwachte, oder vielmehr, daß ich so gut wie gar nicht schlief, wird man mir leicht glauben. Mit der ersten Morgenröthe sprang ich auf. Zwar hatte der Sturm eher zu- als abgenommen; doch unmöglich konnte ich noch länger verweilen. Um vier Uhr standen wir am Ufer des Irtisch, und ich sah mit freudigem Taumel mein Fuhrwerk in den heftig schwankenden Kahn bringen.

Wir stießen vom Ufer! Mit wehmüthiger Freude sah ich den Raum zwischen mir und der Küste sich

ausdehnen. Endlich — nach einer Fahrt von mehr als sieben Stunden — gelangten wir glücklich an das jenseitige Ufer; und hiermit hatten wir auch alle Beschwerlichkeiten zu Wasser überstanden.

Doch ehe ich noch Tiumen erreichte, drohte mir eine andere Gefahr; ich wurde nähmlich krank, recht sehr krank. Die Ursache weiß ich nicht; aber die Zufälle waren so, wie ich sie nie vorher gehabt hatte. Jede Erschütterung fühlte ich so schmerzhaft, daß ich genöthigt war, selbst auf den ebensten Wege nur Schritt für Schritt fahren zu lassen. Außer einem Limonadenpulver hatte ich gar keine Arzeney bey mir. Zwar wollte der gute Peterson in Tobolsk mich damit versorgen; ich hielt es aber für unmöglich, auf einer so fröhlichen Reise krank zu werden, und vernachlässigte alle Vorsicht. Auch hätte ich nicht gewußt, was ich einnehmen sollte, da ich diese Art von Krankheit nie gehabt hatte. Ich litt also geduldig und quälte mich mit dem Gedanken, vielleicht, so nahe am Ziele, dennoch meine Familie nicht wiederzusehen.

So schleppte man mich bis Tiumen, wo wir Nachmittags ankamen. Mein Courrier rieth mir, hier liegen zu bleiben und mich zu pflegen; ich widersetzte mich aber dem ernstlich. Wir fuhren also weiter; doch mein Zustand verschlimmerte sich in Kurzem so sehr, daß ich auf der zweyten Station die Bewegung nicht mehr aushalten konnte, und in einem elenden Dorfe liegen bleiben mußte. Es war Abend. Ich ließ mir, so gut es gehen wollte, ein Lager in mein Kibitken bereiten, und versuchte, ob ich schlafen könnte. Dieser Wunsch mißlang gänzlich; dagegen ermannte sich die Natur in dieser Nacht. Zwar bedurfte ich dazu einer

sehr schmerzlichen Gewalt; aber dieser Krisis verdanke ich vielleicht die Gesundheit, die ich während des folgenden Winters in einem reichern Maße genoß, als vorher seit zwölf Jahren.

Ich setzte am folgenden Morgen, freylich noch sehr schwach, aber doch in einem merklich besseren Zustande, meine Reise fort, und kam um zehn Uhr Vormittags an den tobolskischen Grenzpfahl, mitten im Walde, den ich auf meiner Hinreise mit so fürchterlicher Beklemmung betrachtet hatte.

Je mehr ich stündlich an Gesundheit und frohen Muthe gewann, je stärker wurde meine Begierde die Reise zu beschleunigen. — Unweit Ekatarinaburg hohlte mich ein anderer Courrier, Nahmens Wasili Sukin, ein. Auch er war über Hals und Kopf, aus den Vorzimmern des Kaisers, nach Tobolsk geschickt worden, um einen Kaufmann zu befreyen, den vor acht Jahren der allgewaltige Fürst Potemkin dahin geschickt hatte.

Von nun an ging es schneller und besser; denn Wasili war ein flinker, freundlicher junger Mann, dem Alles rasch von Statten ging, der willig und dienstfertig überall den Vorspann besorgte, im Nothfalle selbst die Peitsche zur Hand nahm, und bey Menschen und Vieh die Faulheit kräftig austrieb.

Am 15ten Julius kamen wir nach Ekatarinaburg, und genoßen einige Erquickung.

In Kungur, einer sehr schlecht gepflasterten Stadt, durch welche wir einige Tage nachher kamen, hätte ich fast mein Leben eingebüßt. Wir fuhren in vollem Gallopp eine Anhöhe hinunter. Plötzlich brach mir die Achse, das Kibitken schlug um, die Pferde rannten fort, und mein Kopf schleifte auf den Stei-

nen. Der Hut schützte mich zwar einige Augenblicke, wäre aber nicht glücklicher Weise gerade Markttag in Kungur gewesen, und hätten die vereinigten Kräfte der zahlreich versammelten Bauern die scheu gewordenen Pferde nicht aufgehalten: so würde ich verloren gewesen seyn. Nur noch fünfzig Schritte weiter, und meine Hirnschale mußte zertrümmern. Jetzt kam ich mit einigen starken Contusionen davon.

Am 18ten kamen wir nach Perm, wo ich wieder bey dem ehrlichen Uhrmacher Rosenberg einkehrte, und auf demselben Sofa sanft ruhte, auf welchem ich mich zwey Monathe vorher gewälzt hatte.

Am 22sten Julius war ich Mittags in Kasan, und wohnte dieß Mahl in einem sehr schönen, zu öffentlichen Lustbarkeiten bestimmten Hause. Was mich besonders bewog, diesen Tag in Kasan zu verweilen, war eine leibliche Cousine meiner Frau, welche daselbst verheirathet ist. Ich wußte, daß sie mit ihrer Familie in Esthland correspondirte; bey ihr hoffte ich also die Sehnsucht meines Herzens zu stillen, und Nachricht von meiner Christel zu erhalten. Mit Zittern betrat ich ihr Haus, und wurde sehr liebreich empfangen; aber ach! — auch hier kein Trost! sie wußte nicht's, gar nichts von meiner Familie! —

Als ich abreiste, begleiteten mich ein halbes Dutzend Wagen und Droschken *) bis an die Ufer der Wolga! — In Kasan kaufte ich mir endlich ein eigenes Kibitken, und setzte nun meinen Weg mit mehr Bequemlichkeit fort.

*) Eine Art Fuhrwerk. Es besteht in einer unbedeckten, oft auch gepolsterten Bank, die auf vier Rädern ruhet.

Als ich mich Nischnei Nowogorod näherte, wurden meine Augen durch einen Gegenstand entzückt, dessen Anblick ich seit langer Zeit entbehrt hatte; es waren die ersten Kirschen-Bäume, und die ersten Bienenstöcke. Nun war ich wieder in Europa! und, wie es mir vorkam, meiner Heimath schon nahe! — Hier hielt ich vor dem Posthause, und machte Anstalten, ein Stück Brot mit Käse in meinem Kibitken zu verzehren, indessen Sukin hineinging, das schnelle Umspannen zu befördern. Durch ihn erfuhr man im Hause, wer ich sey; und gleich darauf kam ein Bedienter, der mich im Nahmen der Frau Postdirectorinn sehr höflich zum Essen einlud. Mein langer Bart, mein verworrenes Haar und mein zerrissener Schlafrock, liehen mir eine sehr gültige Entschuldigung, die Einladung auszuschlagen; sie wurde aber dringend und mit dem Zusatze wiederhohlt: daß ich ganz allein in einem Zimmer essen solle, und daß sich niemand vor mir sehen lassen werde.

So reichliche Nahrung auch mein Körper und meine Eitelkeit hier zugleich bekamen, so gestehe ich doch gern, daß ich dieses Genußes erst recht froh wurde, als ich wieder in meinem Kibitken saß, und am 28sten Julius Mittags breitete sich das unermeßliche Moskau vor meinen Blicken aus.

Lange stand ich auf einer Anhöhe, es zu betrachten. Voll froher Hoffnung hier etwas von meiner Familie zu erfahren, fuhr ich hinein und kehrte in dem Gasthofe einer freundlichen Französinn ein, der ich durch Herrn Becker empfohlen war. Hier that ich mir einige Stunden gütlich, so lange es meine Ungeduld erlaubte. Kaum hatte ich mich aber ein wenig erhohlt,

und meine Gestalt durch Kamm und Scheermesser der menschlichen wieder näher gebracht, als ich auch schon ausging, den Buchhändler Herrn Franz Courtner aufzusuchen, der mir gleichfalls durch Becker als ein sehr wackerer Mann gerühmt worden war. So fand ich ihn denn auch, und in seinem Hause gastfreye Aufnahme.

Mein erstes Wort war natürlich meine Frau; und siehe da! er erinnerte sich gehört zu haben, daß der Kaiser sie nach Petersburg eingeladen, und sie dort wirklich auf das gnädigste empfangen habe. — Aengstlich fragte ich: wo gehört? von wem? — Daran konnte er sich, leider, nicht mehr erinnern.

Ich blieb in Moskau bis zum folgenden Abend, ruhete aus, besah einige Merkwürdigkeiten, schmeichelte mir aber vergebens mit der Hoffnung, nähere Nachrichten von meiner Familie einzuziehen, und hielt daher, was ich gehört hatte, für ein leeres, ohnehin unwahrscheinliches Gerücht.

In Wischnei Wolotschek beschloß ich, da ich etwa nur noch 432 Werste (etwa 62 deutsche Meilen) von Petersburg entfernt war, mich von dem flinken Wasili Sukin zu trennen, und ihn — der bloß aus Gefälligkeit mich nicht verlassen hatte, — jetzt eilig vorauszuschicken, um meine Frau, im Falle, daß sie wirklich in Petersburg wäre, von meiner nahen Ankunft zu benachrichtigen. Ich schrieb deßhalb einen Zettel, worin ich sie ersuchte, mir bis auf die erste Station entgegen zu kommen. Zugleich gab ich ihm die Addresse, meines seit vier und zwanzig Jahren unveränderten, redlichen Freundes Graumann, der ihm gewiß würde sagen können, ob sie da sey, und wo sie wohne.

Von meinen heißen Wünschen begleitet, fuhr er davon, und ich berechnete, daß er wohl vier und zwanzig Stunden vor mir in Petersburg eintreffen könne. Wir passirten das durch den hanseatischen Bund berühmt gewordene Nowogorod, ohne uns aufzuhalten, und überall, wohin wir kamen, war Sukin nur wenige Stunden vor uns abgereiset.

Endlich, auf der vorletzten Station, hatte der Eilige sogar seinen Courrier-Paß vergessen, ohne welchem er durchaus nicht in Petersburg eingelassen werden konnte. Wir nahmen den Paß mit, und fanden ihn auf der letzten Post uns ängstlich erwartend. Es war Nachmittags, ungefähr um vier Uhr. Wir brachten unsern Anzug in Eil ein wenig in Ordnung, und mit klopfendem Herzen bestieg ich zum letzten Mahle mein Kibitken.

Um neun Uhr Abends kamen wir endlich an die Barrieren der Residenz. Hier, und dann am Thore selbst, wurden wir abermahls die Kreuz und die Quer examinirt; dann gab man uns einen reitenden Cosaken mit, um uns zu dem Commandanten, dessen Wohnung im kaiserlichen Schlosse war, begleiten zu lassen. Die Courriere gingen hinauf; ich stand indessen mit unnennbaren Empfindungen auf dem mir wohlbekannten Platze.

Es verstrich wieder eine Viertelstunde. Jetzt mußten wir noch zu dem Militär-Gouverneur, Grafen Pahlen. Er war nicht zu Hause, und wir durften weiter fahren. Die Courriere hatten ausdrücklichen Befehl, uns bey dem General-Procureur abzusetzen. Wir fuhren also dahin. Er befand sich in Gatschina, und sein Stellvertreter bey der sogenannten g e h e i-

men Expedition; der Herr Etatsrath Fuchs, wohnte weit von da — Was war zu thun? Die Courriere ließen mich und den Kaufmann auf offener Straße, unter der Aufsicht der in Menge herbeygekommenen Domestiken des General-Procureurs, und fuhren davon.

Eine gute halbe Stunde stand ich einsam an das Geländer der Moika gelehnt, und blickte hinab in ihre sanfte Wellen, wobey tausend widersprechende Gefühle in meiner Seele wechselten. — Endlich kamen die Courriere zurück und gleich hinter ihnen der Herr Etatsrath Fuchs selbst, der mich sehr höflich empfing, und mich in ein kleines Zimmer führte um daselbst die Nacht zu verweilen. Ich äußerte den Wunsch, zu meinem Freunde Graumann gehen zu dürfen; er sagte mir aber: ob ich gleich durchaus kein Gefangener mehr sey, so habe er doch meinetwegen keine bestimmten Befehle, sondern müsse meine Ankunft zuvor nach Gatschina rapportiren, welches auch sogleich durch eine Staffete geschehen solle. Bis zum Einlaufen der Antwort, die er morgen erwartete, müsse ich mich schon hier behelfen.

Er wünschte mir bald darauf eine gute Nacht und verließ mich, um die Staffete abzufertigen.

Die erste Nacht verging mir sehr traurig und fast ohne allen Schlaf. Bittrer als je vorher, fühlte ich die Qual der getäuschten Erwartung, weil ich noch nie so sicher darauf gerechnet hatte, um endlich einmahl zu erfahren, was aus meiner Familie geworden sey. — O, wie froh war ich, als der Tag wieder anbrach! wie seufzte ich nach der Zurückkunft der Staffete, um zu meinem Freunde Graumann eilen zu können!

Es war ungefähr acht Uhr Morgens, als der Herr Etatsrath Fuchs wieder zu mir hereintrat. Noch

keine Antwort aus Gatschina. — O Gott! welche Empfindung durchströmte mich, als er mich mit den Worten anredete: „Ihre Frau Gemahlinn ist hier in Petersburg.“ — So ist es dem lange gelähmten Kranken zu Muthe, dem ein wohlthätiger elektrischer Schlag plötzlich die Bewegung wieder gibt. — Ich staunte ihn an — meine Freudenthränen quollen. — Wo? stammelte ich. — Das wußte er nicht. Auch durfte er die Art von Arrest, in der ich noch immer gehalten wurde, nicht aufheben. „Doch steht es Ihnen frey,“ sagte er zu meinem Troste, „zu sich kommen zu lassen, wen Sie wollen.“

Geschwind sandte ich meinen muntern Wasili Sukin mit einem Zettel zu Graumann. Er kam bald zurück, schilderte mir das Entzücken meines biedern Freundes, der ihn reichlich beschenkt hatte, und brachte mir eine Antwort des Inhalts:

„Deine Frau und deine Kinder sind gesund, und wohnen nicht weit von mir. Doch ehe du sie siehst, komm vorher zu mir, damit ich Christel vorbereite; die plötzliche Freude könnte ihr tödtlich werden.“

Sogleich eilte mein Bothe zurück, ihm zu melden, daß ich noch nicht ausgehen, wohl aber Besuche annehmen dürfe, und daß ich ihn bey unserer Freundschaft beschwöre, mich bald mit meiner Familie zu vereinigen.

Jetzt kam er selbst. — Ich schweige von unserer stummen, wehmüthigen Freude; — sie war die erste Sproße der Leiter zum Himmel, in den ich bald versetzt werden sollte! — Er erzählte mir: meine Frau befinde sich zwar wohl, aber natürlicher Weise sey sie noch zu sehr geschwächt, da ihr mein Unglück eine zu

zu frühzeitige Niederkunft, und ein Blutsturz sie an den Rand des Grabes gebracht habe. Es sey daher äußerst nothwendig, sie behutsam vorzubereiten, ob sie mich gleich schon sehr lange erwarte. — Ich fühlte die Wichtigkeit seiner Gründe, bezähmte meine heiße Sehnsucht, und ließ ihn nach seinem Gefallen handeln.

Ich war eben mit dem Herrn Etatsrath Fuchs in einem Gespräche begriffen, als Graumann, mit der Freude eines Seligen im Gesichte, hereintrat, und mir sagte: „deine Frau ist hier; ich habe sie nicht länger abhalten können." — Ich jauchzte laut auf. — Der Herr Etatsrath Fuchs war so delicat, sich wegzubegeben, um unsre erste Freude nicht durch seine Gegenwart zu stören. Mein guter Graumann eilte zurück. — Ich stand bebend am Fenster, das gerade über der Hausthür war — sah ihn meine Christel hereinführen — wankte zur Thür, und — sie lag ohnmächtig in meinen Armen! —

Als der erste Sturm des Entzückens sich legte, und das Chaos unserer Empfindungen sich entwickelte; als wir wieder sprechen konnten und Worte fanden: — o, wie viel gab es da zu fragen, zu erzählen, zu beantworten! — Wie oft unterbrachen wir uns selbst, indem wir uns die Thränen lächelnd von den Lippen küßten! — Es war, als ob unsere Gräber sich geöffnet hätten, als ob wir zu neuer Vereinigung in einer bessern Welt verklärt hinaufstiegen, und nun einen Blick auf die Leiden der irrdischen Vergangenheit zurückwürfen.

Meine gute Frau erzählte mir ihre Schicksale seit dem Augenblick unserer Trennung.

Unter wechselnden Erzählungen tanzten die Ho=

ren um mich und meine mir neu geschenkte Gattinn! — Die Wände, die uns einschloßen, eben die Wände, an denen so mancher Seufzer der Unglücklichen verhallt seyn mochte, ertönten jetzt von dem sanften Entzücken der zärtlichsten Liebe, der dankbarsten Freundschaft! —

Nur noch Eins fehlte, um dieses Jubelfest des Glücklichen vollkommen zu machen — meine Kinder! — Die Mutter fuhr hin, sie zu hohlen — sie hatten schon lange mit stürmischer Ungeduld darauf gewartet; sie kamen — ich sah sie aus dem Wagen hüpfen — sie stolperten zu mir herauf — klammerten sich um meinen Hals — und ich — o! wer Vater ist, wird mich verstehen!

Unter so köstlichen Empfindungen war der Tag verschwunden und die Nacht schon hereingebrochen. Da ich der Ruhe sehr bedurfte, und hier mir jede Bequemlichkeit mangelte, so äußerte ich den Wunsch, wenigstens für diese Nacht nach meiner eigenen Wohnung fahren zu dürfen., wobey ich versprach, daß ich mich am folgenden Morgen zu rechter Zeit wieder einfinden wollte. Der Herr Etatsrath Fuchs war so gütig, es mir auf seine eigene Gefahr zu erlauben. Mit unaussprechlich frohem Herzen betrat ich meine durch Liebe und Freundschaft herrlich geschmückte Wohnung, und wurde von meinen treuen Leuten mit ungeheuchelter Freude empfangen.

Kaum war ich eine Stunde zu Hause, als ein Billet von dem Herrn Etatsrath Fuchs mir meldete, daß er so eben den Befehl erhalten habe, mich in völlige Freyheit zu setzen. So schlief ich also diese Nacht seit vier Monathen zum ersten Mahle wieder als ein

freyer Mann, in den Armen meiner Gattinn, von meinen Kindern umgeben. — Seliges Erwachen!

Am folgenden Morgen meldete ich mich, meiner Pflicht gemäß, bey dem Militär-Gouverneur Herrn Grafen von der Pahlen. Die große Cour, die ihn umgab, verhinderte mich aber mehr als gewöhnliche Redensarten ihm zu sagen, oder von ihm zu hören.

Am 13ten August erhielt ich die Abschrift einer Ukas, durch welchen der Kaiser mir das in Liefland gelegene Krongut Worrokûll, von 6½ Haaken, ohne alle Abgaben schenkte. Dieses Gut war ein wahrhaft kaiserliches Geschenk, und erhielt zu gleicher Zeit die sprechendste Erklärung meiner Unschuld.

Am folgenden Morgen erhielt ich durch den Herrn Geheimrath Briskorn, den Secretär des Kaisers, ein Cabinets-Schreiben, vermög welchem mir die Leitung seines neuen Hoftheaters anvertraut werden sollte. Offenbar hatten Wohlwollen, und das Verlangen, mir Angenehmes zu erzeigen, ihn dazu bestimmt; um so schwerer war es, die vermeintliche Wohlthat abzulehnen.

Ich versuchte es dennoch, mit den feinsten Wendungen, die ich auszustudieren vermochte, mich herauszuwickeln, und sowohl meinen Dank als meinen Widerwillen mit gleich starken Farben zu schildern. Alles vergebens! Ich bekam, anstatt der Antwort, die Abschriften von drey Ukasen, deren eine, an den Oberst-hofmarschall, mich zum Director, und der andere, an den Senat, mich zum Hofrath ernannte; der dritte wies mir meinen Gehalt auf das Cabinet des Kaisers an.

Ich ergab mich in mein Schicksal, und trat meinen Posten an.

Kurz vorher wurden mir, von Seiten der gehei-

men Expedition, alle meine auf der Grenze mir weggenommenen Papiere zurückgegeben, es fehlte kein Blättchen.

Man wird wahrscheinlich neugierig seyn zu erfahren, welchem günstigen Umstande ich denn nun eigentlich meine Befreyung zu verdanken hatte. — Was ich darüber von authentischen Nachrichten gesammelt habe, will ich hier mittheilen.

Vier Wochen lang — so versichert man — ließ der unbarmherzige General = Procureur meine Papiere in einem Winkel liegen, ohne sich des Unglücklichen zu erinnern, der, kraft dieser ununtersuchten Papiere, bereits in Verbannung schmachtete. Endlich fragte der Kaiser nach ihrem Inhalt; nun mußte er vorgelegt werden, und die Unschuld desselben, war vermuthlich der erste Grund zu den veränderten Gesinnungen des Monarchen. Aber mein guter Genius fügte einen andern Umstand hinzu, der sich in keinem für mich glücklicheren Zeitpunct hätte ereignen können.

Das kleine Drama nähmlich, der alte Leibkutscher Peter des Dritten, das ich vier Jahre vorher, aus reiner Freude über eine edelmüthige Handlung des Kaisers entworfen hatte, und bey dessen Verfertigung ich wahrhaftig nicht daran dachte, welchen wichtigen Einfluß es einst auf mein Schicksal haben würde, — dieses kleine Drama war gerade jetzt von einem wackern jungen Manne, Nahmens Krasnopolski, ins Russische übersetzt worden. Er wollte es gern dem Kaiser zueignen, und wendete sich deshalb an verschiedene Männer von Einfluß. Man widerrieth es ihm aber; wenigstens sollte er, äußerte man, meinen Nahmen vom Titel weglassen, da dieser verhaßte Nah-

me alles verderben könne. (Schon längst wagten es weder Russen noch Deutsche, wenn sie eins meiner Stücke auf ihren Bühnen spielten, den Verfasser auf dem Anschlagzettel zu nennen.)

Der biedere Jüngling kehrte sich an nichts. „Das Stück," sagte er, „sey nun einmahl von mir; er dürfe sich nicht mit fremden Federn schmücken, und folglich müße mein Nahme stehen bleiben." Da er nun bey der Ueberreichung Schwierigkeiten fand, so schickte er es muthig durch die Post an den Kaiser.

Auf diesen machte es einen seltnen Eindruck. Er las — war gerührt und zufrieden — befahl, dem Uebersetzer sogleich einen kostbaren Ring zu schicken, — meinte jedoch das Manuscript sollte ungedruckt bleiben. Einige Stunden nachher forderte er es zum zweyten Mahle, ging es wieder durch, und erlaubte nun auch den Druck, doch mit Weglassung einiger Stellen. — An demselben Tage verlangte er das Stück zum dritten Mahle, blätterte es noch einmahl durch, und erlaubte den Druck ohne alle Einschränkung. Mir, erklärte er, mir habe er Unrecht gethan; er sey mir Genugthuung schuldig, und müsse mir wenigstens eben so viel schenken, als er dem alten Leibkutscher geschenkt habe, (nähmlich zwanzigtausend Rubel.) — Der Courrier an mich wurde abgefertigt.

Trotz den unverkennbaren Zeichen des kaiserlichen Wohlwollens, hatte sich doch der Schrecken meinem Gemüthe so tief eingeprägt, daß mir das Herz klopfte, so oft ich einen Senats-Courrier oder Feldjäger sah, und daß ich nie nach Gatschina fuhr, ohne mich reich-

lich mit Gelde zu versehen und gleichsam zu einem neuen Exil vorzubereiten.

Man denke sich nun, bey einer solchen Gemüthsstimmung meinen Schrecken, als am 16ten December, Morgens um acht Uhr, der Herr Graf von der Pahlen einen Polizey-Officier zu mir schickte, daß ich mich augenblicklich zu ihm begeben sollte. Schon sein bloßer Anblick, seine ersten Worte waren hinlänglich, mir das Blut zum Herzen zu treiben.

Als ich zu dem Grafen von der Pahlen kam, sagte er mir lächelnd: der Kaiser wolle eine Ausforderung zu einem Tournier an die Souverains von Europa und ihre Minister erlassen. In einer Stunde sollte dieses Werk fertig seyn, und der Kaiser hatte befohlen, daß ich es ihm überreichen sollte. Ich gehorchte.

Als ich in des Kaisers Cabinet trat, wo außer ihm nur der Graf Pahlen gegenwärtig war, stand er vom Schreibtisch auf, trat mir einen Schritt entgegen, und sagte, indem er sich verbeugte, mit einer unaussprechlich liebenswürdigen Art: „Herr von Kotzebue, ich muß damit anfangen, mich mit Ihnen zu versöhnen."

Ich wurde durch diesen unerwarteten Empfang sehr erschüttert. Aller Groll war aus meinem Herzen verschwunden. Der Etikette gemäß, wollte ich dem Kaiser knieend die Hand küßen; er hob mich aber freundlich auf und küßte mich auf die Stirn.

Die Ausforderung erschien zwey Tage nachher, zum Erstaunen von ganz Petersburg, in der Hofzeitung.

Mir schenkte der Kaiser drey Tage nachher eine Dose mit Brillanten besetzt, deren Werth nahe an zwey tausend Rubel betrug.

Seit jener Unterredung genoß ich hundert kleine

Beweise von des Kaisers Gnade; ja, ich bin ihm nie auf der Straße begegnet, ohne daß er still gehalten und sich einige Augenblicke freundlich mit mir unterredet hatte. Gegen mich war er bis an seinen Tod sich völlig gleich geblieben, immer wohlwollend, freundlich und edel.

Hätten nicht — troß dem Wohlwollen und der Auszeichnung meines Chefs, des Herrn Oberhofmarschalls Narischkin, dessen Behandlung ich dankbar rühmen muß — tausend Armseligkeiten mir die Direction des Theaters verleidet: so dürfte ich behaupten, in jener Zeit ein glückliches Leben geführt zu haben; denn ich hatte mir einen kleinen angenehmen Cirkel gebildet, und einige Freunde erworben: einige nur; aber sie konnten für viele gelten. Ich nenne unter ihnen den Collegienrath Storch, der jedem gebildeten Deutschen als Schriftsteller bekannt ist; ferner den wackern Etatsrath Suthhoff mit seiner liebenswürdigen Gattinn; den anspruchslosen Etatsrath Welzine. Wir hielten zusammen eine Art von Kränzchen, in welchem ich Stunden genoßen habe, deren Andenken mich noch lange mit froher Wehmuth erfüllen wird.

Auf eine sehr schmeichelhafte Weise trug mir der Kaiser die Beschreibung von seinem neuen berühmt gewordenen Michailowschen Pallaste auf. — Natürlicher Weise fügte ich mich sogleich in sein Verlangen, gestand aber auch: es fehle mir an manchen zu dieser Arbeit nothwendigen Kenntnissen; ich wisse die Schönheiten der Baukunst, der Gemählde, der Statüen nicht kunstgerecht zu beurtheilen, und bath daher um die Erlaubniß, mir kunsterfahrne Männer in die-

sen Fächern zugesellen zu dürfen. Diese Erlaubniß wurde mir sogleich bewilligt.

Täglich, Vormittags, Nachmittags, und oft bis spät Abends brachte ich jetzt meine Zeit im Michailowschen Pallaste zu. Es verging fast kein Tag, an welchem der Kaiser mir nicht hier oder dort begegnete, wenn ich, mit meiner Schreibtafel in der Hand, die mannigfaltigen Gegenstände aufzeichnete; und jedes Mahl blieb er bey mir stehen, um sich einige Augenblicke mit der einnehmendsten Freundlichkeit mit mir zu unterhalten.

Unter diesen Umständen nun glaubte ich es wagen zu dürfen, um meinen Abschied als Director des deutschen Hoftheaters zu bitten. Es war am achten Februar, als ich diese Bitte schriftlich meinem Chef überreichte. Er hatte die Güte, manche, sehr schmeichelhafte Einwendung dagegen zu machen; und als ich auf meinem Vorsatz bestand, verschob er es wenigstens auf unbestimmte Zeit. Nun schlug ich einen andern Weg ein, um mir das lästige Theaterwesen zu erleichtern. Ich stellte nähmlich vor, daß es mir, bey meinen ununterbrochenen Arbeiten im Michailowschen Pallaste, durchaus unmöglich sey, noch die erforderliche Zeit auf das Theater zu verwenden, und daß ich daher, wenn mir mein Abschied verweigert werde, doch wenigstens um einen Gehülfen bitten müsse. Diese Bitte wurde mir gern zugestanden, und die Wahl eines Gehülfen mir selbst überlassen.

Am 11ten März, Mittags gegen Ein Uhr, also etwa zwölf Stunden vor Kaiser Pauls Tode, sah und sprach ich ihn zum letzten Mahle. Auf der Paradetreppe, gerade neben der Statüe der Capitolinischen

Kleopatra begegnete ich ihm. Seiner Gewohnheit nach blieb er bey mir stehen, und machte dieß Mahl die erwähnte Bildsäule zum Gegenstande des Gespräches. Endlich fragte er mich: ob meine Beschreibung des Pallastes weit vorgerückt sey. Als ich ihm sagte, sie sey beynahe vollendet, verließ er mich freundlich, mit den Worten: ich freue mich darauf" —

Am 12ten März sehr früh verbreitete sich die Nachricht von der Thronbesteigung des jungen liebenswürdigen Monarchen. Schon um acht Uhr huldigten ihm die Großen des Reichs in der Kirche des Winter-Pallastes.

Der Tod des Monarchen öffnete mir auf's neue die frohe Aussicht, in mein Vaterland zurückkehren zu dürfen. Ich beschloß, — sobald es nur irgend schicklich wäre, den jungen, mit Staatsgeschäften überhäuften Kaiser, mit einer solchen Kleinigkeit zu behelligen — um meinen Abschied zu bitten. Am 30sten März führte ich diesen Entschluß aus, indem ich ihn dem General-Adjutanten, Fürsten Subow, schriftlich mittheilte. Am 2ten April erhielt ich durch denselben Weg die schmeichelhafte Antwort: „der Kaiser wünsche mich in seinen Diensten zu behalten." — Diese Güte, diese Ehre mußte es mir natürlicher Weise sehr schwer machen, meinen Vorsatz auszuführen.

Hierauf erhielt ich den Befehl, einen Plan zur Vervollkommnung des deutschen Hoftheaters einzurichten. Ich gehorchte. — Der Kaiser übergab den Plan zur Prüfung dem Hofmarschall, der ihn gut und zweckmäßig fand.

„Wieviel wird nach diesem Plane das deutsche Theater mich kosten?" fragte der Monarch. Sechzigtausend Rubel jährlich.

„Und wie viel hat es bis jezt gekostet?“

Nichts.

Ueber diese Antwort mußte der Kaiser natürlicher Weise stutzen. Sie war in gewisser Hinsicht wahr. Ich hatte, von Eifer und Ehrgeitz getrieben, durch Fleiß und Anstrengung bewirkt, daß die Einnahme in dem verflossenen Winter-Halbenjahre bis auf 32000 Rubel gestiegen war, und von dieser Summe hatte ich alle Kosten bestritten. Aber der Herr Oberhofmarschall vergaß, daß in den sieben Wochen der Fasten gar keine, und im Sommer nur eine sehr geringe Einnahme Statt fand; daß überdieß das Theater höchst mittelmäßig war, und sehr großer Verbesserungen bedurfte. Von dem Monarchen konnte man freylich nicht erwarten, daß er sich auf dieses kleine Detail einlassen sollte, um so weniger, da dessen gar nicht erwähnt wurde. Was Wunder also, daß er diese Summe zu hoch fand!

Ich war mit der Stimmung für das deutsche Theater hinlänglich bekannt, folglich auf diesen Fall vorbereitet, und hatte — wenn der Kaiser meinen Plan nicht genehmigte — die abermahlige Bitte um meinen Abschied hinzugefügt. So erhielt ich denselben endlich in den gnädigsten Ausdrücken, und wurde zu gleicher Zeit zum Collegien-Rath befördert.

Am 29sten April verließ ich mit meiner Familie Petersburg, durchdrungen von Dank für den verstorbenen sowohl als für den lebenden Monarchen. In Jewe verweilten wir noch einige Wochen bey dem Probst Koch und seiner edlen Familie. Von ihren echt freundschaftlichen Wünschen begleitet, setzten wir unsere Reise fort bis nach Wolmershof, einem von

den Landgütern des biedern Barons Löwenstern, wohin ein Paar herzliche Zeilen uns eingeladen hatten.

Nach kürzer auf Wolmershof sehr glücklich verlebter Zeit, gingen wir weiter nach Riga, wo uns neue, nicht weniger zarte Freuden erwarteten. In dem paradiesischen Graffenhoyde brachten wir einige sehr frohe Tage zu, und verließen es endlich segnend und gesegnet.

Hier erfuhr ich unter andern, daß ein Brief, den meine unglückliche Frau an die Frau Herzoginn von Weimar geschrieben hatte, von dem Postdirector gleichfalls an den Kaiser gesandt worden sey; daß dieser ihn gelesen, aber auf der Stelle mit dem Befehle zurückgeschickt habe, ihn vorsichtig wieder zu versiegeln, und an die Addresse abgehen zu lassen. Gewiß ist es, daß dieser Brief keine andere als eine heilsame Wirkung auf das empfängliche Herz des Monarchen hervorbringen konnte. Vielleicht verdanke ich also meine Befreyung zum Theil derjenigen Person, der ich sie am liebsten verdanke: meiner guten Frau.

Als wir nun weiter fuhren und bald darauf der Preußische Adler uns winkte, brach ich in Thränen aus, die ich, von meiner guten Frau innig umarmt, an ihrem Herzen sanft verweinte. Nicht etwa als ob ich nun erst des Gefühls der Rettung recht froh geworden wäre; o nein! aber es war ein Gemisch von mancherley starken Gefühlen über die Vergegenwärtigung jener Scenen meiner Leiden, welche mir jene süßen Thränen auspreßten; und mit feyerlicher, unnennbarer Wehmuth begrüßte ich die Staaten Friedrich Wilhelm des Dritten.

Nach so langen schmerzlichen Entbehrungen der

Musen überließ ich mich nun wieder ihrem mir so bedürftigen süßen Umgang in mannigfaltigen Gestalten, wie das Publikum weiß, und worunter ich sonderlich die Redaction des Freymüthigen mit warmem Eifer pflegte. Ach ich ahnete die Erschütterungen nicht, die meinem neuen Vaterlande bevorstanden, und die alle meine Grundsätze des Völkerwesens so fragmentarisch zerstückelten. Der Verfolg meiner Erzählung ist der Typus meines verstimmten Gemüths.

Wohl dem Kummervollen, der reisen darf! Fremde Berge und Thäler, ach, und mehr noch fremde Gesichter, die nichts von ihm wissen, nichts von dem ahnen, was in ihm vorgeht, die muß er suchen, wenn er seines Lebens drückende Erinnerungen, eine nach der andern, von sich wälzen will. Wem das Feuer sein Haus zerstörte, thäte thöricht, den rauchenden Trümmern gegenüber sitzen zu bleiben. Wohl mir! Ich entferne mich von ihnen!

Potsdam. Welch ein Gewimmel und Getümmel belebt des beßten Königs sonst ruhige Wohnung! Uniformen von allen Farben mahlen die Straßen bunt, Fremde aus allen Gegenden strömen zum prächtigen Schauspiel; die dumpfe Trommel wirbelt, und das Geschütz donnert, und des halben Mondes Glöcklein tönen freundlich dazwischen. Die Thore sind nicht weit genug, die schauende Menge zu fassen: sie drückt und drängt, preßt und schiebt sich; hier stößt ein Ellbogen, dort streift ein Rad; hier bleibt den zarten Schönen ein Sporn im Kleide hängen; dort ruht der Kopf eines Gauls auf ihrer dünnverschleyerten Schulter; bis endlich aus des Thores weitem Munde die Wolke hervorquillt, Hügel und Thäler überschwemmt. Da stehen

und wogen die Tausende, und heften ihre Blicke, von Vergnügen trunken, auf die lange unabsehbare Fronte, über der die Fahnen wallen, an der die geflügelten Reiter auf und nieder eilen. Ein frohes Gemurmel verkündet des Königs Erscheinen, den ungeheueren Körper belebt ein einziges Wort, und Eine Seele bewegt die zahllosen Glieder. — Mir aber war das herrliche Schauspiel unserer Herbstmanövers zu groß und fröhlich; es überfiel mich eine Angst bey all der lauten Freude, und nur im tiefen stillen Sande hinter Potsdam, von düstern Nadelwäldern eingeschlossen, athmete ich wieder freyer. —

Heidelberg. Wenn ein unglücklicher mich fragte, wo er leben müsse, um dem lauernden Kummer dann und wann eine Stunde zu entrücken, so nenne ich ihm Heidelberg; und wenn ein Glücklicher mich fragt, welchen Ort er wählen solle, um jede Freude des Lebens frisch zu kränzen, so nenne ich ihm abermahls Heidelberg. Romantische Lage, milde Luft, biedre Menschen, Zwanglosigkeit, bequeme Wohnungen, Wohlfeilheit: welche Vortheile! und doch bey weitem noch nicht alle; denn einen der größten gewährt Heidelberg noch als Nachbarinn so mancher schönen angenehmen Stadt, so manchen freundlichen Städtchens. Will der Leidende mit seinem Gram allein seyn — und das möchte er ja anfangs immer! — so wandelt er am reitzenden Ufer des Neckar, oder auf den üppigen Bergen, oder in den majestätischen Ruinen des Schlosses, oder er macht kleine Excursionen nach Weinheim, Heppenheim rc. Hat aber erst sein Kummer aus dem Gebiethe der Verzweiflung sich entfernt, darf er Menschen und Menschengewühl nicht mehr scheuen,

so kann er meistens in einem halben, höchstens in einem ganzen Tage, in Manheim, Stuttgard, Frankfurt am Mayn, im Theater sich erlustigen, er kann in Darmstadt, Heilbronn, Bruchsal, Hanau, Speier, Worms, Oppenheim, Offenbach, kurz links und rechts, und überall, Zerstreuung finden. Heidelberg selbst besitzt der kleinen Merkwürdigkeiten so manche. — Das famöse Heidelberger Faß ist eine elende Merkwürdigkeit, die nicht einmahl durch ihr Alterthum interessirt; denn das alte Faß ist auseinander gefallen, und Curfürst Carl Theodor hat sich durch Erbauung eines neuen — nicht verewigt. Indessen rathe ich doch jedem Reisenden, in den Keller zu gehen; denn er findet etwas, das er nicht sucht, und das ihn wie mich ergötzen wird. Es ist nähmlich die hölzerne Bildsäule eines ehemahligen Hofnarren, Clemens genannt. Ja, das ist eine wahre Hofnarren-Physiognomie: in diesem Individuum erkennt man auf den ersten Blick die Gattung. Nicht sowohl Witz (dem man keine Wahrheit verzeiht) als Jovialität, (der man nichts übel nimmt) lebt und spricht in und aus diesem Gesichte. In dem Munde dieses Wohlgenährten wird Alles zum Scherz, wohl zum treffenden, aber nie zum bittern Scherz. Ja wahrhaftig, ich möcht einen solchen Narren um mich haben, und ich verdenke es allen gekrönten Häuptern, daß sie die nützliche Mode haben abkommen lassen. Die Bildsäule des ehrlichen Clemens scheint ihrem Untergang ziemlich nahe. Es wäre in der That Schade darum. Mir hat seine bloße Physiognomie einen heitern Augenblick gewährt, und ich möchte ihn weit lieber ins Leben zurückrufen, als die berühmte Dame Morata aus Ferrara, deren

Denkmahl sich in der Peterskirche befindet. Sie starb im neun und zwanzigsten Jahre, und hat, Troß ihrer Jugend, mehrere gelehrte Sprachen verstanden, und zu Heidelberg Collegia gelesen. Auch von ihrem Manne, einem gewissen Gründler, ist in der Inschrift nebenher die Rede. Ich liebe die Frauenzimmer nicht, die so gelehrt sind, daß sie ihre Männer dadurch zu einem Nebenher machen. —

Mauren. Man kann in der Geographie ziemlich bewandert seyn, ohne eben dieß Städtchen oder Dorf (ich erinnere mich nicht recht, was es eigentlich war) zu kennen. Es ist die erste Station zwischen Heidelberg und Stuttgard, und ist mir bloß durch eine alte unglückliche Frau merkwürdig geworden. Ich zähle es unter die schönsten Vorrechte eines vielgelesenen Schriftstellers, daß er dann und wann, durch ein Wort zu rechter Zeit gesprochen, das Elend aus den finstern Winkeln hervorziehen, und in die milden Strahlen des Mitleids stellen kann. Als ich in die Stube des Posthauses trat, sah ich ein achtzigjähriges blindes Mütterchen am Ofen sitzen, das ein Stück Brot mühsam im Munde zerdrückte, und ein kleines Glas Wein dabey trank; neben ihr stand eine Krücke. In ihrer Jugend mußte die Frau schön gewesen seyn; ihre noch immer einnehmende Physiognomie und der stille Gram der darüber schwebte, machten sie mir interessant. Ich fragte die Posthalterinn, ob es ihre Mutter sey? Ach nein, versetzte diese; es ist eine sehr arme blinde Frau, die sich von fremden Wohlthaten nähren muß, und dann und wann zu uns kommt; wir thun dann an ihr, was wir können. — „Aber sie bettelt ja nicht!" — Nein, betteln thut sie nie, wer sie kennt, gibt ihr. —

Ich näherte mich der Alten: Sind Sie schon lange blind? hob ich an. — Noch vor kurzem, sagte sie, habe ich einen Schimmer gehabt; jetzt sey auch der verschwunden, und sie könne noch immer nicht sterben. — Troz dem Antheil, den ich an ihr zu nehmen schien, bettelte sie doch nicht. Das rührte mich; ein Wort gab das andere: sie erzählte mir ihre traurige Geschichte. Sie war im Hannöverischen an einen Prediger verheirathet, hatte liebe Kinder, und lebte glücklich. Da kam der siebenjährige Krieg; mit ihm Noth und Elend. Sie verlor alles ihrige, sie darbte und behielt frohen Muth. Sie sah ihre Kinder sterben und hielt sich noch aufrecht. Endlich starb auch der Mann; das warf sie nieder. Eine lange Krankheit fraß den Rest ihres Vermögens. Nackt und bloß mußte sie ihren Wohnort verlassen. Man rieth ihr, zu ihrem Schwager zu gehen, der Appellationsrath in Darmstadt war. Sie kannte ihn nicht, ein wunderlicher Heiliger sollte er seyn, sie wagte es, weil die Noth sie drang. Von armen Freunden kärglich unterstüzt, (denn, sagte sie, niemand hatte mehr, etwas zu geben) brachte sie die Reisekosten auf, und kam mit dem Postwagen nach Darmstadt. Bebend tritt sie vor die Thür ihres Schwagers. Eine Magd empfängt sie verlegen, weißt ihr jedoch ein gutes Zimmer an, und bringt ihr Erfrischungen. Sie bleibt mehrere Stunden allein; kein Schwager läßt sich sehen. Gegen die Nacht trägt die Magd ein gutes Abendessen auf; sie aber kann vor Bangigkeit und Wehmuth nicht essen, sondern frägt nur immer nach ihrem Schwager. Morgen, morgen, sagte die Magd, die ihre Aengstlichkeit gewahr wird und theilt: schlafen Sie nur erst ruhig aus. Sie be-

dürfen der Erquickung. Sie schläft nicht. Der Morgen kommt, da tritt das sämmtliche Hausgesinde zu ihr herein und bekennt ihr weinend, der Schwager sey vor vierzehn Tagen begraben worden, und habe durch ein Testament sein ganzes ansehnliches Vermögen zu milden Stiftungen vermacht. — Hier fing die Frau bitterlich an zu weinen: ich kann noch immer nicht sterben! sagte sie. — Mir ist entfallen, wie sie in die Gegend kam, in der sie nun seit fast funfzig Jahren hungert und nicht sterben kann. Von Heidelberg aus wurde sie lange unterstützt; aber seit anderthalb Jahren erhält sie auch von dort nichts mehr. Da sie nun nicht bettelte, sondern nur so still da saß, so ward ihre Jammergestalt oft übersehen, und sie erhielt wenig. Im Gespräche war sie etwas weitläufig; aber sie erzählte gut und zusammenhängend, und die Frau von Erziehung war ihr sogleich anzumerken. Was man ihr gab, nahm sie mit verschämtem Anstand, und dankte herzlich ohne Kriecherey. Ihr Wunsch zu sterben, ihr Gebeth um den Tod waren äußerst rührend. — O, wie gern will ich dem Posthalter verzeihen, daß seine Pferde auf dem Acker waren, und ich über die Gebühr bey ihm aushalten mußte, wenn diese kurze und schmucklose Erzählung die Veranlassung wird, daß gefühlvolle Menschen, die des Weges reisen, oder nicht reisen, die arme blinde Frau unterstützen! Lange wird sie ihren Wohlthätern ja ohnehin nicht zur Last fallen; bald wird Freund Hayn ihren sehnlichen Wunsch erfüllen, und sie sanft zu ihrem Gatten, zu ihren Kindern geleiten. —

Zürich. Der Reisen in der Schweiz gibt es bey Dutzenden, gute, mittelmäßige und schlech-

te, und es läßt sich über die Naturwunder dieses Landes nicht allein nichts Neues mehr sagen, sondern es wäre auch von Anbeginn besser gewesen, man hätte gar nichts darüber gesagt. Denn — aufrichtig gestanden — hat noch je die Beschreibung einer schönen Gegend, wäre sie auch von Meisterhand, — ein deutliches Bild vor die Seele geschoben? — Mir nie. Man kann mir freylich einen See, dessen Ufer mit lieblichen Landhäusern besäet ist, zur Rechten hinmahlen, man kann mir die Kette des Jura Gebirges zur Linken zeigen, den Montblanc in den Hintergrund stellen, u. s. w. man kann sich der poetischen Bildersprache dabey bedienen; in meiner Phantasie wird man doch immer nur ein verwirrtes Bild von allen diesen Gegenständen wecken, verwirrt und nicht einmahl ähnlich schwimmt es vor mir herum, und ich suche vergebens es festzuhalten. Darum war ich von jeher ein Feind von allen solchen Beschreibungen. Die Schweiz muß man selbst sehen, so wie man ein Concert selbst hören muß. Wer mir mit Worten Gegenden mahlt, der thut noch weniger, als der, der mir eine Symphonie vorträllert. Ich kann und will also weiter nichts von der Schweiz sagen, als daß ich hier und da auf Stellen gestanden habe, auf denen vermuthlich der liebe Gott stand, als er nach der Schöpfung die Welt ansah, und sagte: Sie ist gut.

Paris 1804. Der erste Consul und dessen Umgebungen.

Es wäre kühn und zwecklos, wenn ich über Bonaparte als Helden oder Staatsmann sprechen wollte. Thaten durch Erfolg gekrönt, sind im-

mer Heldenthaten, und diejenige Staatskunst ist die rechte, die dem Lande Glück und Ruhm bringt. Daher kann nur die Nachwelt über den Mann richten, der jetzt, wie einst vom Jupiter gesungen wurde, mit seinem Augenwimper Welten bewegt. Und worauf wird das Urtheil der Nachwelt sich gründen: Abermahls fast nur auf den Erfolg; wir beschränkte Menschen haben nun einmahl keinen andern Maßstab. Erkämpft Bonaparte Frieden und lange Ruhe; darf er das Schwert für eine Reihe von Jahren sinken lassen — (es ganz in die Scheide zu senken, wäre ihm schwerlich zu rathen) so wird er auch gewiß alle die wohlthätigen Begleiter des Friedens unter seinem Schilde sammeln. Man gibt ihm Schuld, was man schon vielen großen Männern vorgeworfen, er achte die Menschen wenig, sie seyen ihm nur Mittel zum Zwecke. Gesetzt dem wäre so, (und ohne zu erinnern, daß dem Manne auf des Berges Spitze die Menschen im Thale nur klein scheinen, der Regent hingegen an des Volkes Spitze nicht wenig Menschen kennen lernt, die wirklich klein sind) gesetzt also dem wäre so, was kümmert es das Volk, zu wissen, warum Bonaparte es glücklich gemacht hat? — Wenn nur die schöne Zeit wiederkehrt, wo jeder Bauer sein Huhn in den Topf steckt, wird es dabey fragen: ist es auch die Liebe des Regenten, der ich meinen Wohlstand verdanke? Oder fehlte ihm nur mein Wohlstand noch zu seinem Ruhme? — Nein, auf solche Spitzfindigkeiten läßt sich das Volk nicht ein. Je glücklicher es ist, desto weniger denkt es an den Urheber seines Glücks; denn die Völker machen es mit ihrem Regenten, wie die Menschen überhaupt mit Gott; sie klagen oder murren nicht eher, als bis es

ihnen übel geht, gleichviel ob mit oder ohne ihre Schuld.

Schwer mag es seyn, auf einem solchen Posten die Menschen noch zu lieben oder gar zu achten. Wenn jeder sich naht, das Herz verschließt, und nur die Hand öffnet, um zu empfangen; wenn jeder seine schönsten Farben breit zur Schau legt, wie die Blumen beym Sonnenschein, und geschwind die Blätter zusammenfaltet, wenn eine Regenwolke vorüberzieht; wenn alles und alle nur durch Ehrgeiz oder Habsucht an den Thron, und nicht an den, der darauf sitzt, gefesselt sind: wenn alle morgen dem neuen Herrscher dasselbe vorlispeln, was sie heute dem alten vorgelispelt haben: sagt mir um Himmelswillen, wo soll Achtung für die Menschheit herkommen? — Nur ein Freund, in der wahren Bedeutung des Wortes, ein Freund wie Sully es Heinrich dem Vierten war, kann des Regenten Herz vor dieser starren Kälte bewahren, die unvermeidlich sonst ihn menschenfeindlich ergreifen muß.

Doch ist das, wie gesagt, nur für ihn Unglück, nicht für sein Volk; denn das wird entweder gar nicht nach der Quelle seines Glückes fragen, oder recht gern der Liebe beymessen, was die Ruhmsucht erzeugte.

Als ich nach Paris kam, war ich äußerst begierig, den gefeyerten Helden des Jahrhunderts zu sehen. Einige Tage verstrichen, mein Wunsch blieb unerfüllt. Endlich eines Abends im Théâtre français wurde die Vorstellung durch ein lautes allgemeines Klatschen unterbrochen, und aller Augen wandten sich nach Bonapartens Loge, welche dicht an der Bühne befindlich ist. Ich war unglücklicher Weise gerade in einer Loge, wo ich ihn nicht sehen konnte; da aber die Mitglieder

des Théâtre français mir sehr gütig das Recht eingeräumt hatten, nach meinem Belieben im ganzen Hause zu gehen, wohin ich wollte, so bediente ich mich jetzt dieses Rechtes schnell, um auf die Bühne selbst zu eilen, und da aus einer Coulisse, der Loge des ersten Consuls gerade gegenüber, den merkwürdigen Mann recht ins Auge zu fassen. Schon öfter war ich auf dem Theater gewesen, und nie hatte ich ein Hinderniß daselbst gefunden; wie erstaunte ich daher nicht, als ich jetzt die drey ersten Coulissen mit Consular Garde besetzt fand, die jedem, der sich nähern wollte, zurückwiesen; ja sogar das Kammermädchen der Mademoiselle Duchesnois, welche letztere, ich weiß nicht mehr welche Rolle spielte, traf dieses Schicksal, ungeachtet ihre Gebietherin ihrer nothwendig bedurfte. Indessen wurde durch Verwendung des Herrn Lafond und Monvel, die gerade gegenwärtig waren, für mich sowohl als für das Kammermädchen das strenge Verboth aufgehoben, dessen Grund ich mir nicht wohl erklären kann. Als bloße Sicherheits-Maßregel scheint es mir unzulänglich. Vielleicht liebte Bonaparte nicht, angegafft zu werden; da hatte er freylich recht, aber er mußte sich daran gewöhnen, denn es ist nun einmahl unzertrennlich von einem solchen Posten. Vielleicht rührte der Befehl auch gar nicht von ihm selbst her; vielleicht hat er ihn sogar gemißbilligt; ich erinnere mich wenigstens nicht, nachher wieder Consular-Garde auf der Bühne gesehen zu haben.

Im Schauspiel saß er still und ernst, schien sehr aufmerksam, sprach mit keinem seiner Begleiter, (die alle hinter ihm standen) gab kein Zeichen weder des Beyfalls noch des Mißfallens, auch nicht einmahl

durch eine Miene. Das Parterre empfing ihn jedes Mahl mit rauschendem Beyfall, übrigens aber bekümmerte es sich wenig um ihn. Das Recht zu pfeifen und zu toben ließ es sich nicht rauben, und ich habe es in Bonapartes Gegenwart erlebt, daß ein neues Stück, welches er doch auch zu sehen gekommen war, nicht einmahl ausgespielt werden durfte. Bey diesem Muthwillen blieb er ganz gelassen, vermuthlich eingedenk, daß die Pariser wie die Römer panem et circenses haben müssen, wenn sie ruhig bleiben sollen. — Bonaparte liebte vorzüglich Trauerspiele. Er hat sich gegen mich selbst, mit guter Laune, gegen die Dramen erklärt, ließ aber auch die aus Voltaire hergenommene Einwendung gelten. Que tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux. Man glaube auch nicht, daß er darum eben ein Feind der Lustspiele oder Dramen sey: ich habe ihn vielmehr der ersten Vorstellung eines neuen Lustspiels beywohnen sehen, und mein Drama Bruderzwist, besuchte er, als es gerade nach einem Trauerspiel dargestellt wurde, bey welchem er nicht gegenwärtig war.

Seine Logen in den vier ersten Theatern waren sehr reich und geschmackvoll verziert. Unter die Verzierungen gehört besonders auch ein goldener Stern, der bald unter, bald über der Loge angebracht war. Man sagte, er glaube an einen Glücksstern, und vertraue mehr auf denselben als auf sein großes Genie. Wenn das auch wahr ist, (wie mich viele versichert haben) so kann das dennoch seinen Ruhm nicht schmälern. Wenn der Grieche, den das Orakel für den Weisesten erklärte, seiner Weisheit unbeschadet,

einen Dämon haben durfte, warum denn nicht Bonaparte einen Stern? —

Die große Parade, dazumahl eine der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten von Paris, habe ich auch ein Paar Mahl mit angesehen. Es ist in der That ein imponirendes Schauspiel.

Keines von den Bildern, die ich in Deutschland oder in Frankreich von ihm gesehen hatte, glich ihm ganz; die meisten glichen ihm gar nicht. (Zu den letztern gehörte unter andern Davids berühmtes Gemählde.) Am beßten hatte ihn Isabey getroffen, der ihn in ganzer Figur stehend dargestellt, und von dessen Bilde auch ein recht guter Kupferstich vorhanden war. Ihm bey weiten am ähnlichsten, fand ich das Brustbild auf den neuen Fünf-Franken-Stücken vom Jahre zwölf; so oft ich dieß betrachtete, stand der erste Consul lebhaft vor mir. Er hatte seit einiger Zeit zugenommen, welches einen Mann wie Bonaparte grad nicht vorzüglich kleidete, denn man war gewohnt, ihn ganz Geist zu denken, und die Phantasie erlaubte ihm gleichsam nur so viel von irdischer Hülle, als eben nothwendig war zum Werkzeug des Geistes. Ich wette, daß sich niemand Bonaparte wohlbeleibt denken konnte, und doch war er es dort ein wenig, scheinte es vielleicht auch mehr, weil er klein von Statur ist. Sein Profil ist das eines alten Römers, ernst; edel, ausdrucksvoll. Wenn er immer schwiege, so würde sein Ernst etwas Kaltes, Zurückschreckendes haben; so bald er aber redete, zierte ein wirklich holdes Lächeln seinem Mund, und man gewann Vertrauen zu ihm. Gerade das war der Fall mit Paul dem Ersten, dessen Freundlichkeit man nicht widerstehen konnte.

Da ich eben Pauls des Ersten gedenke, so darf ich nicht vergessen, zu erwähnen, daß der erste Consul mit mir über diesen unglücklichen Monarchen sprach, und mit Innigkeit seine Hochachtung für ihn bezeigte. „Er war ein Hitzkopf," sagte er unter andern, „aber er hatte ein vortrefflichrs Herz."

Mit großer Leichtigkeit und Unbefangenheit sprach er von den verschiedenartigsten Materien, worunter denn, als er zum zweyten Mahl sich mir nahete, auch das Theater Platz fand. Er nannte uns Deutsche melancholisch, und meinte, durch die rührenden Dramen werde das französische Trauerspiel etwas beeinträchtiget: er liebe nicht zu weinen u. s. w. —

Eines unangenehmen Nachspiels der Präsentation beym ersten Consul, muß ich noch erwähnen. Am andern Morgen nähmlich meldeten sich die Musikanten des ersten Consuls, um mir zu meiner Ankunft Glück zu wünschen, das heißt, um ein Geschenk zu erhalten. Da ihrer nur zwey waren, so glaubte ich genug zu thun, wenn ich jedem einen sechs Livres-Thaler verehrte; allein sie waren damit nicht zufrieden, sondern erklärten, daß ihrer 24 seyen. Hier verging mir die Geduld. Ich sagte ihnen sehr höflich, die Gratulation solcher Künstler könne keinen andern Preis haben, als den Dank für eine solche Ehre, und ließ sie mit langen Gesichtern abziehen. — Gewiß wußte ihr Chef nichts von dieser Art zu betteln, und ich glaube durch die Bekanntmachung ein gutes Werk gestift zu haben; denn jeder Franzose, der dieß las, wird geeilt haben das Seinige beyzutragen, um eine Gewohnheit abzuschaffen, welche die Nationalehre beeinträchtigt.

Das Musäum der französischen Denkmähler. 1804.

Ist jetzt unstreitig eine der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten von Paris. Herz, Geist, Kunstsinn, Phantasie, Alles wird in Bewegung gesetzt, so bald man dieß Heiligthum betritt. Alexander Lenoir, der von glühendem Eifer beseelte Stifter und Vorsteher des Museums, hat, einem von der Regierung erhaltenen Auftrage zu Folge, aus allen zerstörten Schlössern, Kirchen und Klöstern gegen sechshundert französische Denkmähler gesammelt, deren manche bis zum sechsten Jahrhundert hinaufstiegen, und deren Jedes ohne Ausnahme entweder durch Kunstwerth, oder durch Beobachtung der Fortschritte der Kunst, oder durch die Geschichte, oder auch nur durch die entflammte Phantasie des Beschauers ein hohes Interesse empfängt. Ein aufgehobenes Kloster (des petits Augustins) ist zur Aufstellung dieser Schätze eingeräumt, und dieß antike Local sammt seinen Höfen und Gärten trefflich benutzt worden.

Welche wehmüthige Beklommenheit ergreift mich, indem ich jenes Gemach betrete, dessen Bauart das zwölfte Jahrhundert verkündet? O, diese Säulen, diese Trümmer gehörten einst dem Paracet, und in der Mitte dieses Grabmahl — es ist Abelards! Es ist dasselbe, welches Peter der Ehrwürdige seinem Freunde widmete. Hier liegt Abelard mit gesenktem Haupte, und gefaltenen Händen, und neben ihm seine treue Geliebte, und die Köpfe dieser interessanten Gestalten sind Abdrücke, die der Bildhauer von ihren

wirklichen Köpfen nahm, und — was mehr als Alles — dieses Grab umschloß wirklich die vereinigte Asche der Liebenden! — Abelard! Heloise! rufte der Stein mir zu. Ich legte meine Hand darauf: — Kalter Stein! wollt ich sagen — und zog sie plötzlich zurück, denn dieser Stein war nicht kalt! — Eine Inschrift, von welcher man behauptete, daß sie Marmontel zum Verfasser habe, war so einfach schön, daß ich sie gern abschrieb!

Hic
Sub eodem Marmore jacent
Hujus monasterii
Conditor Petrus Abaelardus
Et abbatissa prima Heloise,
Olim studiis, ingenio, amore, in faustis nuptiis
Et poenitentia,
Nunc aeterna, quod speramus, Felicitate
conjuncti.

Hier
ruhen unter demselben Marmor
dieses Klosters
Erster Erbauer Peter Abelard
Und erste Aebtissin Heloise,
Vormahls durch forschenden Geist, Liebe, unglückliche Ehe
Und Reue,
Jetzt, so hoffen wir, durch ewige Glückseligkeit
vereinigt.

Jedes liebende Paar, das so glücklich ist, Hand in Hand die tausend Merkwürdigkeiten von Paris zu

besuchen, sollte an diesem Grabe den Schwur der Treue erneuen.

Das Museum Napoleon. Gemählde-Gallerie.

Ich muß das traurige Bekenntniß ablegen, daß ich so glücklich bin, zu allen Kunstwerken mein Gefühl mitzubringen, und sogar immer zuerst mein Gefühl. Ich weiß recht gut, und habe von unserer gewaltigen neuen Schule oft gehört, daß ein Kunstwerk gar nicht auf das Gefühl wirken darf, und muß: daß es ein elendes Machwerk ist, sobald es dergleichen thut; daß es die Natur nicht nachahmen oder gar erreichen darf, weil es sonst unausstehlich gemein ist; daß es völlig gleich viel gilt, an welchem Gegenstande die Kunst sich übt, u. s. w. Alle diese schönen und einleuchtenden Wahrheiten bin ich so unglücklich, mit einem Ohr zu hören, und zu dem andern wieder herausgehen zu lassen. Ich frage nicht vorher: von wem ist das Bild? Ist es auch alt genug, um es enthusiastisch loben zu dürfen? Ist in der Zeichnung gar kein Fehler? Und ich frage auch nie: Welchen Eindruck soll das Bild nicht machen? Sondern ich frage: welchen macht es? weil ich so verstockt bin, mir einzubilden, der Mahler habe es gemahlt, um diesen oder jenen Eindruck auf den Beschauer hervorzubringen, aus allen diesen meiner gemeinen Natur anklebenden Gebrechen folgt nun, daß der Leser durchaus keine Kunsturtheile von mir zu erwarten hat. Ich will und werde nichts anders thun, als erzählen, was ich gesehen, und welche Empfindungen das Gese-

hene in mir erregte. Daher werde ich oft bey Gegenständen verweilen, die manchen untergeordnet scheinen, und bey andern vorüberschlüpfen, über die manche ein grosses Geschrey erheben. Mit gutem Vorbedacht habe ich keinen von den vermaledeyten Kunstkennern mit mir genommen, die, mit der doppellorgnette vor den Augen, nichts weiter zu thun wissen, als dem unbefangenen Beschauer jeden Genuß zu verkümmern; oder hinwiederum ihn zwingen wollen, zu genießen, wofür nur ihre höhere Offenbarung sie empfänglich macht. Das einzige, was bey meiner sündigen Einfalt mich noch ein wenig tröstet, ist Lessings Ausdruck in Emilie Galotti: „Hinweg mit dem, der erst vom Mahler lernen will, was schön ist."

Was die Landschaften betrifft, so hege ich da wieder meine eigene Ketzerey. Zwar sind mir die gemahlten Landschaften weit lieber als die beschriebenen, und Vernet und Hackert (von dem hier aber nichts ist) reißen auch mich oft zu staunender Bewunderung hin, aber — es bleibt mir kein Bild in der Seele; es wäre denn daß die Landschaft durch eine Geschichte belebt würde, denn für mich ist nun einmahl Geschichtsmahlerey das Höchste und Einzige in dieser Kunst!

Gallerie der Antiken, Statüen, Büsten, Basreliefs.

Ariadne auf dem Felsen von Naxos schlummernd, wird wohl nicht auf jedermann einen so starken Eindruck hervorbringen, als sie auf mich ge-

macht hat, denn es ist die nähmliche Bildsäule, die unter dem Nahmen Cleopatra bekannt ist, (ein Irrthum, zu welchem ein Armband in Form einer Schlange Gelegenheit gegeben) die nähmliche, von welcher eine treffende Copie auf der Treppenruhr im Michailowschen Pallast stand; die nähmliche, vor der ich Paul den Ersten zwölf Stunden vor seinem Tode zum letzten Mahle sah und sprach. Die Erinnerung an ihn wurde um so lebhafter, da der Herrscher, in dessen Land ich mich eben befand, ihr in so manchen Stücken gleicht.

Es ist doch seltsam, daß, wenn man gleich zum Anstaunen und Nachbethen sich nicht geschaffen fühlt, man doch immer eine gewisse Scheu behält, seine Meinung gegen die der Menge laut werden zu lassen. Eben geht es mir schon wieder so mit der Venus von Medicis und dem Laocoon. Was kann ich denn dafür, daß diese Venus mir wie ein ganz artiges Kammermädchen vorkommt, die von dem jungen Herrn von Hause im höchsten Negligé überrascht wird, und sich seinem lüsternen Blicke nicht ganz ernstlich zu entziehen sucht? — Sie hat Ohrlöcher, in welchen wohl vormahls prächtige Ohrgehänge prangen mochten, so wie die Spur auf ihrem linken Arm deutlich zeigt, daß sie einst das Armband, Spinther genannt, trug. Man sagt, man wollte ihr diese Zierrathen wieder geben, um ganz den Geschmack der Alten nachzuahmen, welche Gold und Marmor gern mischten; nach meinem Geschmack wäre das nicht. — Der Künstler, der diese Venus schuf, soll Cleomenes geheißen haben, und in Darstellung schöner Weiber sehr glücklich gewesen seyn; so sehr, daß Plinius sogar erzählt, ein römischer Ritter habe sich einst in eine seiner Statüen

zum Sterben verliebt. Was kann ich denn ferner dafür, daß dieser Laocoon mir eine Empfindung gibt, wie der Menschenfresser zu Berka bey Weimar, als ich ihn in meiner Jugend rädern sah? — „Kunst, hohe Kunst!“ allen Respect vor der Kunst? da ich aber nicht hieher gekommen bin, um die Anatomie zu studieren, so gehe ich vorüber, will jedoch niemanden in seinem Glauben irre machen u. s. w.

Findelhaus. (Hospice de la maternité.)

Hier fand ich, zu meinem unaussprechlichen Vergnügen die nähmliche alte Nonne wieder, die schon vor dreyzehn Jahren durch ihre unbeschreibliche Muttersorge mich so sehr gerührt hatte. Nur in weltlichen Kleidern fand ich sie jetzt, und auch nur die Kleider waren verändert an ihr. Durch Glauben und Vertrauen auf Gott war sie allen Stürmen der Revolution glücklich entgangen. Die andern Narren hatten sich furchtsam zu ihren Familien zurückgezogen; und eben wollte auch sie, mit einem Bündelchen auf dem Rücken, das Kloster traurig verlassen, als ihr auf der Treppe ein Volksrepräsentant entgegen trat, sie ersuchend, zu ihren Beschäftigungen zurückzukehren. Anfangs weigerte sie sich dessen, als man sie aber versicherte, sie solle in ihrem Glauben ungekränkt bleiben, und, die Ordenstracht ausgenommen, nach Gefallen leben, da kehrte sie muthig wieder um. Freylich erinnert sie mit Wehmuth sich des schönen Klosters, das sie räumen müssen, und für ihre damahlige Wohnung keinen Ersatz gewährte, aber sie ist dennoch heiter und

zufrieden, im Bewußtseyn erfüllter Pflicht. Ich fand wenige Findlinge, denn sie werden, der großen Sterblichkeit halber, gleich aufs Land gegeben; nur die, welche am selbigen Morgen, und wenige Tage vorher gebracht worden, lagen in reinlichen warmen Betten. — In einer Reihe von artigen Zellen, auf einem langen Gange, warteten die Armen auf Findlinge, und säugten indessen ihre eigenen Kinder. Die weibliche Bedienung des Hauses bestand aus lauter groß gezogenen Findlingen. Ordnung, Sauberkeit, Freundlichkeit, alles war wie vormahls.

Theater der Franzosen.

Ich kann die französische Manier, Trauerspiele darzustellen, nicht leiden, eben weil sie Manier ist. Alle französische Helden sind in Eine Form gegossen, bey ihnen gibt es nur eine Art, Empfindung und Leidenschaft auszudrücken; wer ein Trauerspiel sah, der hat sie alle gesehen. Einige der ersten Mitglieder des Théatre français machen hievon zuweilen eine Ausnahme, der einzige Talma immer. Er selbst gesteht aber auch, daß er die deutsche und französische Manier zu vereinigen suche. Seine Neider tadeln ihn deßhalb, aber die große Wirkung, die er jedes Mahl hervorbringt beweißt zur Genüge, daß er die Herzen trifft. Talma ist ein schöner Mann, mit einer sanft schwermüthigen Physiognomie, die jedoch jede Leidenschaft auszudrücken fähig ist. Er spricht sehr vernünftig über Natur und Kunst, und über den großen Streit zwischen Deutschen und Franzosen, da sie

bald dieser bald jener ausschließlich huldigen. Die Vereinigung beyder, sagt er mit Recht, sey beyder Triumph. Er hat ausländische Theater gesehen. Prüfet Alles, das Gute behaltet, ist auch sein Wahlspruch.

Ich will einige Stücke nennen, die ich auf dem Théatre français habe spielen sehen. Tancred — Lanford gab ihn vortrefflich, die übrige Besetzung war höchst mittelmäßig. Armenude wurde durch eine doublirende Schauspielerin dargestellt. — Les deux fréres (die Versöhnung oder Bruderzwist von mir) wurde so schön vorgestellt, wie ich es nie gesehen habe, und vermuthlich nie wieder sehen werde. Baptista, als Capitaine, Michot, als Hans Bullen (einzig, unübertrefflich) Mamsell Mares, als Lottchen (unaussprechlich liebenswürdig, eine Naivetät und Sittsamkeit und Feinheit und Unschuld — es ist unmöglich, von dieser jüngsten Grazie nicht bezaubert zu werden) damahls, als Doctor Bluhm, La Rochelle, als Ettenborn — ja wahrlich, seine Stücke so spielen sehen, ist ein wahrer Genuß! In Deutschland werden immer nur einzelne Rollen hervorgehoben, das Ganze bleibt Stückwerk. In Deutschland sollte eigentlich nie ein Schauspiel beurtheilt werden, denn man sieht es nie so, wie der Verfasser es sich dachte. Doch nehme ich in Berlin einige wenige Stücke aus, z. B. Jeannette von Gotter, wo Ifflands Kunst herrlich glänzt, und dennoch die übrigen neben ihm sich nicht im Schatten verlieren. Es ist eine Prunkvorstellung des Berliner-Theaters, das Stück ist bekanntlich gut, und so oft es gespielt wird — bleibt das Haus leer. Doch ich vergesse, daß ich noch in Paris bin. Das Pariser Publicum erinnerte mich bey der Vorstel-

lung der deux fréres lebhaft an das Wiener, denn es hob, wie jenes, mit regem Gefühl, jede bessere Stelle heraus. Das Stück hatte, wie man mir erzählte, anfangs mit großer Cabale zu kämpfen, hob sich aber immer höher, und ist jetzt ein Lieblingsstück der Pariser. —

Die Aufführung von Menschenhaß und Reue war durch eines Schauspielers Krankheit lange verzögert worden. Madame Talma (vormahls Petit Vanhove.) spielte die Eulalia recht gut, St. Phal aber den Meinau sehr unter meiner Erwartung. Erstens sollte schon ein so wohlgenährter Mann mit ausgestopften Backen nie den Meinau spielen; zweytens sollte Meinau nie so fürchterlich toben, und drittens sollte er nicht angezogen seyn wie ein Handwerksbursche. Er trägt nähmlich einen altväterischen dunkelblauen Rock mit gelben Knöpfen, eine Scharlachweste mit großen viereckten Taschen, schwarze Beinkleider und Stiefeln über die Knie gezogen. Als ich meine Verwunderung über dieses seltsame Costum zu erkennen gab, bestand man darauf, das sey deutsch. Ich hatte gut reden und zeigte vergebens auf meinen eigenen Frack, der ja noch in Deutschland gemacht sey. Man blieb dabey: c'est le costume allemand. Ich schloß mit der Versicherung, daß nur die deutschen Fleischersknechte sich so kleideten, und verlor kein Wort weiter. — Meinau packte sich einige Mahle so wüthend bey der Brust, daß man alle Augenblicke fürchten mußte, er werde sich selbst ins Parterre schleudern.

Théâtre des jeunes artistes. Ich habe da Harlekins Geburt aus dem Eye aufführen se-

hen, ein Zauberspiel mit vielen Verwandlungen, Spektakel, Musik, Pantomime, Tanz, Gesang, alles so gut, daß man in großen Städten Deutschlands gewaltig herzuströmen würde. Ein Gefecht zwischen sechs Personen, nach dem Takt der Musik, habe ich auf unsern Bühnen nie so täuschend darstellen sehen. Auch ein Kampf zu Pferde zwischen sechs Reitern, bey welchem die Pferde lustig hinten ausschlugen, und Harlekin und Pierrot mit den überhängenden Beinen fochten; ferner, feuerspeyende Drachen u. dgl. alles so gut als in der Donaunympfe. Bewunderungswürdig schnell war Harlekin in der Kunst, sich selbst zu verwandeln, besonders nahm er zwey Mahl hintereinander die Gestalt seines Nebenbuhlers an, wobey er nicht allein alle Kleider, sondern auch sogar die schwarze Larve mit seinem eigenen Gesicht wechselte; welches Alles — zumahl das zweyte Mahl — wirklich nahe an Zauberey grenzte. — Ein Tageblatt (les Annales de la politesse) beklagte sich, daß auf den kleinen Theatern der deutsche Geschmack am Wunderbaren so sehr einrisse, und fürchtete, daß die Vernunft des Volks dadurch werde geschwächt werden, auch werde man endlich wohl gar die Rückwirkung (Contrecoup) auf den großen Theatern spüren; denn die Volksmeinung pflanze sich fort, wie ein elektrischer Schlag bis in die entferntesten Glieder. So ganz unrecht mag das Blatt nicht haben.

Seit der Revolution scheint die Einbildungskraft der französischen Mahler eine düstere Farbe angenommen zu haben: Guerin's Marcus Sextus, Davids Brutus, Gerards Belisar, u. a. m. haben

das schon bewiesen. Einst sah ich auch bey dem Dichter Armault eine herrliche grosse Zeichnung, die einen neuen Beleg dazu liefert. Aus der stürmischen See ragt eine Reihe von Klippen hervor, kein Land in der Ferne. Auf eine der Klippen hat sich ein Mann aus dem Schiffbruch gerettet, vor ihm liegen sein Weib und sein Kind, beyde todt. Für ihn selbst zeigt sich weit und breit weder Rettung noch Hülfe. Er ist nackt und bloß, doch das fühlt er in diesem gräßlichen Augenblicke nicht. Er kniet mit starrem Auge vor Weib und Kind, und hat die eine Hand auf die Frau gelegt, um zu fühlen, ob noch Leben in ihr sey. Der Blick der Verzweiflung sagt nein! Ich möchte die Zeichnung nicht in meinem Wohnzimmer hängen haben, sie erregt Grausen und Wehmuth. — Abermahls ein Beweis, daß die französischen Mahler gute Dichter sind; unsere deutsche Propyläisten sind bloße Künstler.

Viel Spaß haben mir oft die Urtheile über mich selbst in den öffentlichen Blättern gemacht, und es verging selten ein Tag wo ich deren nicht zu lesen bekam. Der Eine beschwerte sich mit vieler Bitterkeit, daß ich der einzige Fremde sey, dessen Stücke die Ehre gehabt, ganz oder doch nur mit sehr geringen Abänderungen auf der französischen Bühne vorgestellt zu werden; alle übrige hätten nur Stoffe geliefert. — Wodurch, ruft er auf, erhalten sich diese mittelmäßigen Dramen? — durch die guten Schauspieler? — nein; denn die nähmlichen Schauspieler können ja nicht verhindern, daß so viele andere weit bessere Stücke fallen? man kommt ja doch immer wieder um zu weinen, und sich hinterdrein über diejenigen lustig

zu machen, welche geweint haben. In Parenthese gesteht er, daß Laharpe gesagt habe: Les épigrammes contre les pleurs sont d'assez mauvaise grace. — Nun, endlich, wodurch erhalten sich denn meine Stücke? — durch ihren moralischen Zweck (gerade das, was man ihnen in Deutschland abspricht) der sie von den französischen Dramen eines Diderot und Braumarchais zu ihrem Vortheil unterscheidet.

Ich will es diesen Herren besser sagen: sie erhalten sich, Troß allen ihren Fehlern, bloß durch die Wahrheit der Empfindung und Darstellung. Alle Jons und Eugenien werden sie nicht verdrängen. Ein natürliches Veilchen ist am Ende doch immer mehr werth, als eine gemachte Lilie, wäre sie auch noch so kunstreich fabricirt.

„Wie ist es möglich," ruft ein Anderer, „daß „bey unserm Leichtsinn, unserm Hang zur Fröhlich„keit, wir seit vier oder fünf Jahren so viele Thränen „in einem schlechten deutschen Drama vergießen? hät„te man sie alle gesammelt, die vergossenen Thränen, „man hätte die große Trockenheit eines Jahres damit „vermindern können." — Nun aber kommt das Merkwürdigste, die Ursache nähmlich, warum Menschenhaß und Reue in Deutschland so sehr gefallen habe. „In Deutschland," fährt er fort, „war das sehr na„türlich, weil vor Erscheinung von Menschenhaß und „Reue die Sitten noch so ausserordentlich streng waren; „denn was geschah, wenn ein Frauenzimmer sich ver„gaß: man heftete ihr einen Zettel auf die Schulter, „setzte ihr eine Art von Triangel mit Schellen und „Glöcklein auf den Kopf, führte sie so durch die Stadt, „und endlich ins Zuchthaus, wo sie mit eisernen Ku-

„geln an den Füßen, ein Jahr lang die Straßen fe„gen mußte. Ueberdieß mußte sie alle Sonntage in „der Kirche öffentlich Buße thun." (Himmel! was für reine Straßen und volle Kirchen würden wir haben, wenn das wahr wäre!) — Der Zweck von Menschenhaß und Reue sey also eigentlich gewesen, die Strenge dieser Gesetze zu mildern, und darum hätten besonders die Weiber das Stück gleich in Schutz genommen. Daß aber auch die Franzosen ihren Corneille, Racine, Voltaire, um eines deutschen Dichters willen eine Zeitlang vergessen hätten, das sey doch gar zu arg. Das deutsche Theater liege überhaupt noch so sehr in der Kindheit u. s. w.

Sollte man nicht glauben, Deutschland sey von Frankreich wenigstens so weit entfernt, als der Mond von der Erde?

Es hat indessen auch in Paris Leute genug gegeben, die, eben so albern als in Deutschland, Menschenhaß und Reue, (eins der moralischsten Schauspiele, die jemahls geschrieben worden) von Seiten der Moralität angegriffen haben. Dagegen erschien meines Aufhalts (wo ich nicht irre im Courrier des spectacles) eine sehr gute Vertheidigung, die mir größtentheils aus der Seele geschrieben worden. „Gibt es wohl," sagt der Verfasser, „viele Weiber, die, „wenn sie aus der Vorstellung kommen, den Ehebruch „als eine unbedeutende Kleinigkeit betrachten? als „eine Kleinigkeit, die weder auf das Glück des Gatten, „noch auf die gesellschaftliche Ordnung Einfluß ha„be? — Eulaliens Gewissensbisse, ihre Demüthigung „und peinliche Lage in Gegenwart des beleidigten Man„nes, stellen ein schauderhaftes Gemählde dar, und

„rächen vielleicht die Tugend strenger, als alle Stra-
„fen und Beschimpfungen, welche die Völker des Al-
„terthums mit dem Verbrechen verknüpften." — Auch
den Charakter des Meinau, (den man übertrieben
findet) nimmt der Verfasser in Schutz. „Kotzebue,"
sagt er, „will wohl schwerlich alle beleidigte Ehemän-
„ner überreden, sich zu Anachoreten zu machen; da
„hätte er viel zu thun, besonders in unserer guten
„Hauptstadt; aber er will zeigen, was ein nagender
„Kummer über das Herz eines braven Mannes ver-
„mag, der sein ganzes Glück in den Besitz einer ge-
„liebten, tugendhaften Frau gesetzt hatte. — Man
„klagt täglich über Sittenverderbniß in den Ehen;
„gewiß sie entspringt öfter aus der Gleichgültigkeit der
„Männer, als aus dem Leichtsinn der Weiber.
„Das Land, wo Meinau für einen Narren passirt,
„bringt schwerlich sehr gesellige Ehemänner hervor. —
„Aber, tadelt man ferner, das Süjet ist fehlerhaft,
„es lehrt junge Leute, was sie nicht wissen sollen.
„Wenn eine Tochter ihren Vater frägt, warum Mei-
„nau eigentlich so traurig sey? was kann er ihr ant-
„worten? — Der Einwurf ist schwach. Ein Vater,
„der seine Tochter ins Schauspiel führt, muß das
„Stück zuvor kennen; und dann sind unsere Töchter
„auch gerade keine solche Agnesen. Ueberdieß möch-
„te das schreckliche Gemählde der Folgen eines
„Fehltrittes leicht moralischer seyn, als die Lie-
„beslectionen, welche sie täglich hören, um Vä-
„ter und Männer zu betrügen. Stücke wie Heureu-
„sement, la Gageure, Figaro, u. s. w. sind
„bey weitem gefährlicher, aber man zieht sie dennoch
„vor, denn unsere Ehemänner sind artiger als Meinau."

Ich möchte wohl wissen, was sich mit Fug und Recht auf diese Bemerkungen antworten ließe?

Das nähmliche Blatt enthält auch eine artige Fabel, zu Nutz und Frommen manches deutschen Critikus. Ein Papagey entfloh aus seinem Käfig, und meisterte dort den Gesang der Vögel. Endlich bittet man ihn, da er es so gut versteht, doch auch einmahl zu singen. Da kratzt er sich im Kopfe und sagt: Meine Herrn, ich pfeife wohl, aber ich singe nicht.

Unter manchen andern Vorzügen, die selbst Feinde der Franzosen nicht absprechen können, ist einer der schönsten, der freygebige Enthusiasmus, mit dem sie Genie und Kunst aufmuntern und belohnen.

Der Verfasser eines Schauspiels oder der Componist einer Oper, werden in Frankreich folgendermaßen behandelt. Jede Einnahme wird in drey Theile getheilt, und von einem Drittel erhalten sie das Siebentel. Das scheint wenig, aber — sie erhalten dieses Siebentel nicht einmahl, sondern so lange sie leben und ihre Erben noch zehn Jahre nach ihrem Tode; sie empfangen es nicht bloß in Paris, sondern in ganz Frankreich von jeder Bühne; nicht bloß so lange das Stück noch Manuscript, sondern auch, wenn es schon längst gedruckt ist, denn kein Director einer Bühne darf sich unterstehen, es ohne Erlaubniß des Verfassers aufführen zu lassen.

Madame Molé, welche Menschenhaß und Reue ein wenig verbaalhornt hat, ist dadurch jetzt schon zum Besitz eines Vermögens von 60000 Livres gelangt, und noch immer wird das Stück häufig gespielt, oft in Paris allein auf verschiedenen Theatern

drey Mahl an einem Tage. Mir, dem Verfasser, hat Menschenhaß und Reue Summa Sammarum zweyhundert Thaler eingetragen.

* * *

Unsere Väter saßen still und lasen in der Bibel das Gebeth: „daß ihre Flucht nicht geschehe im Winter." Auch im Sommer, wenn kein Geschäft sie drängte, blieben sie lieber daheim. Mußten sie aber dann und wann eine Reise von zwanzig Meilen antreten, so nahmen sie Abschied von der ganzen Sippschaft, weinten eine Quantität Thränen, machten auch wohl ein Testament. Jetzt — lieber Gott! — jetzt weiß man es kaum ein Paar Tage vorher, wenn man nach Paris oder London reisen will; man hüpft eben so sorglos in den Reisewagen, als man vormahls in die Sänfte stieg, um sich zum Mittagsschlaf in die nächste Kirche tragen zu lassen. Wenn der Hang zum Reisen so fort um sich greift, so erlebe ich noch wohl Völkerwanderungen, die ohnehin nach meiner Meinung, nur zum kleinsten Theil von angewachsener Bevölkerung oder von dem Drucke des Grenznachbars, größtentheils aber vom Hange zur Veränderung herrührten. Dieser ist es, der den nomadischen Tartar von Steppe zu Steppe, und mich, freundlicher Leser, vom Ufer der Ostsee an den Golf von Neapel treibt.

Meine Art ist dem Leser bekannt. Ich reise weder als Gelehrter noch als Kunstkenner; ich reise bloß als Mensch, überlasse mich meinem Gefühl, meiner Laune, künstle nicht an meinem Vortrage, sondern betrachte das Publicum als einen freundlichen Reisegefährten, mit dem ich durch Städte und Dörfer rolle, auch wohl bisweilen auf einem anmuthigen oder romantischen Fußpfad mich verliere.

Riga. Diese durch blühenden Handel wohlhabende Stadt, gewährt das seltene Schauspiel einer Verschwisterung des Kaufmannsgeistes mit Kunstsinn, feiner Lebensart und dem Hange zur edelsten Wohlthätigkeit. Man erlebt da ganz im Stillen; Dinge, die, wenn sie in Deutschland geschähen, in fünfzig Zeitungen und Journälen würden ausposaunt werden. Ich kann unmöglich der Begierde widerstehen, dem Leser ein Paar neuere Beyspiele mitzutheilen; die Nahmen bekannt zu machen habe ich keine Erlaubniß, ich verschließe sie in mein Herz.

Einem angesehenen, allgemein geachteten Beamten widerfuhr das Unglück, daß die öffentliche ihm anvertraute Casse um eine ansehnliche Summe (wo ich nicht irre, achttausend Rubel) bestohlen wurde. Des Morgens früh entdeckte der Mann den Diebstahl, und schon zu Mittag wurde ihm die ganze Summe wieder ins Haus geschickt, von Männern zusammengeschoßen, die seine Verdienste aus seinem Character schätzten, sonst aber in keiner weitern Verbindung mit ihm standen. Hoffentlich bedarf diese prunklose Erzählung für keinen meiner Leser eines Commentars. — Hier ist auch die zweyte Anekdote. Ein Arzt, der sich besonders um die öffentlichen Armenanstalten sehr verdient gemacht hat, starb, von einer Krankheit angesteckt, die er sich durch eifrige Abwartung seines Berufs am Krankenbette der Armen zugezogen hatte. Sein Leichenbegängniß, durch eine treffliche, auch gedruckte Rede des wackern Oberpastor Sonntag verherrlicht, war das rührendste Schauspiel; den alle die zahlreichen Armen, denen er geholfen, hatten sich auf dem Kirchhofe versammelt, umsingen seinen Sarg mit Schluchzen, ihre Thränen floßen in seine Gruft, ihr Segen hallte ihm nach. Er hinterließ

eine junge schwangere Witwe und wenig Vermögen. Ein angesehener Kaufmann — es wird mir sauer ihn nicht zu nennen — bath sich aus, Gevatter bey dem Kinde zu stehen. Er machte seinem vor der Geburt verwaiseten Pathen ein Geschenk von viertausend Albertsthalern, und fügte eine Bedingung hinzu, die seinem Kopfe eben so viel Ehre macht, als seinem Herzen. Das Capital, sprach er, soll unangerührt Zinsen von Zinsen tragen, bis der Knabe so alt ist, als sein Vater war, da er starb, (ich glaube etwas über vierzig Jahre) damit er, im Vertrauen auf diese Hülfe, nicht vernachlässige sich Verdienste zu erwerben, die ihm auch ohne dieselbe sein Glück zu gründen vermögen. Dann aber, wenn sein Vater schon zu Staub geworden, genösse er in demselben Alter die Früchte, die seines Vaters Tugend sammelte. Stirbt er früher, so fällt das Capital an seine Geschwister. — (Der letztere Fall trat leider ein.) Der wackere Kaufmann beschränkte seine Wohlthätigkeit noch nicht hierauf. Er hörte, die Witwe sey gesonnen ihre Equipage abzuschaffen, er wußte, sie war an diese Bequemlichkeit gewöhnt; sogleich setzte er ihr einen Jahrgehalt von fünfhundert Thalern aus, unter der Bedingung, noch wie vor Kutsche und Pferde zu halten. —

Eine Luftfahrt habe ich in Riga mit angesehen, Robertson war es, der aufstieg. Ich zweifle keinen Augenblick, daß man die Direction der Luftballons nächstens finden werde, ja ich bin gewiß, man würde sie schon gefunden haben, wenn nur, wie vermuthlich bey dem ersten Wasserbeschiffer geschah, die große Lehrerinn Noth ihre Stimme erhoben hätte. So lange die Luftreisen bloß angestellt werden, um neu-

gierigen Gaffern ein Schauspiel zu geben, so lange wird es wohl beym Auf- und Niederfahren, nach Willkühr der Winde, sein Bewenden haben; aber man lasse einmahl irgend eine Art von Noth, besonders Hungersnoth und Liebesnoth ein keckes mechanisches Genie ergreifen, und plötzlich werden wir die Luftballons so zahlreich als die Schwalben herumsegeln sehen. Dieser Gedanke ist es, der mir jede Luftfahrt doppelt interessant macht. Ich denke mir, wie bald vielleicht ein liebender Jüngling, ganz im Stillen, ohne diese Menge Volks um sich zu versammeln, aus seinem einsamen Hofe bey nächtlicher Weile aufsteigen wird, eine um hundert Meilen entfernte Geliebte mit gutem Winde zu besuchen; oder wie ein zärtlicher Hausvater, der in einer belagerten Stadt Weib und Kind hungern sieht, sich plötzlich kühn in die Luft schwingt, über den Häuptern des Feindes höhnend dahin schwebt, auf Freundes Boden seine Gondel statt des Pallastes, mit Brot befrachtet, und nach wenigen Stunden triumphirend zurückkehrt. Will ich lachen, so denke ich mir einen Contrebandierer, mit herrlichen Spitzen beladen, der dem dicken lauernden Zollvisitator, im eigentlichsten Wortverstande, Sand in die Augen streut; oder einen hübschen, muthigen Faublas, der mitten in den Garten eines Nonnenklosters, zum großen Schrecken der alten Domina, herabsinkt. Ha, welch ein neues unabsehbares Feld für die Romanenschreiber, wie werden dann die Ritter und Geister auseinander stieben, wenn die Luftfahrer erscheinen werden.

Von Graudenz weiß ich nichts weiter zu berichten, als daß in seiner Nähe der schönste Galgen steht, den ich in meinem Leben gesehen habe. Zwar

der Galgen selbst unterscheidet sich nicht von seinen dreybeinigen Brüdern, aber der mit stolzen Eichen bepflanzte Hügel, auf welchem er steht, ist so schön, daß er die armen Sünder gleichsam einladet, sich mit Vergnügen aufhängen zu lassen. — Ich spreche nicht ganz im Scherz. Wenn man täglich sieht, wie ängstlich die Menschen um ihre letzte Ruhestätte besorgt sind, wie sorgfältig sie das kleine Plätzchen wählen, auf welchem sie einst vermodern sollen; so ist es ja wohl möglich, daß auch ein armer Galgencandidat diese Empfindung mit zum Richtplatze nimmt.

Von Berlin will ich dieses Mahl weiter gar nichts erwähnen, als daß ich Schillers vortrefflichen Wilhelm Tell habe aufführen sehen, und daß, nach dem herrlichsten, vier Acte hindurch währenden Genuße, es mir in der Seele weh gethan hat, sehen zu müssen, wie der fünfte Act die vier ersten unbarmherzig ermordet. Ein vollkommeneres hors d'oeuvre, als dieser fünfte Act (wenigstens für die Darstellung) ist, kam mir noch nie zu Gesichte. Doch will ich damit Schillers großem dramatischen Genie wahrlich nicht zu nahe treten; denn ich halte ihn, mit dem aufrichtigsten Herzen, für den größten Dichter neuerer Zeit, und muß immer mitleidig lächeln, wenn ich nachplaudernden Anbethern begegne, welche Göthe vor Schiller den Vorzug ertheilen. Ich spreche nicht von dem vormahligen, sondern von dem heutigen Göthe. Als einst die vortreffliche Schauspielerinn Adamberger in Wien, aus Gefälligkeit für mich noch einmahl die Gurly spielte, zu welcher Rolle sie selbst sich zu alt fühlte, und meinen Bitten lange widerstand; da rief das dankbare

Publicum am Ende der Vorstellung sie heraus, und bewillkommte sie mit lautem Jauchzen. Die bescheidene Frau verbeugte sich und zwar nur das einzige Wort: gewesen! — Um wie viel mehr würde Göthes Bewußtseyn an der rechten Stelle seyn, wenn er jedes Mahl beym Zujauchzen des Publicums aufträte, und bescheiden ausriefe: gewesen! — Denn er hat zwar nicht seinen Ruhm, aber wahrlich seine geistige Zeugungskraft überlebt. Seine Eugenia kann man eben so wenig als die Offenbarung Johannis ein Theaterstück nennen. Was wir bringen ist ein so elendes Machwerk, daß nur er es wagen durfte, das Publicum damit zu narren. Seine Uebersetzungen französischer Trauerspiele kommen mir vor, wie die leeren Rüstungen alter Helden, die man in Rüstkammern aufstellt, sie sehen zwar noch aus, als ob sie lebten, aber sie rühren sich nicht mehr.

* * *

Warum reiset denn Alles, was reisen kann, immer nur nach der Schweiz? Warum besuchen so wenige Menschen Tyrol? Warum schreibt denn Alles, was schreiben kann, Bücher über die Schweiz? und warum lesen wir so selten etwas von Tyrol? — Ich habe die Schweiz auch gesehen, wenn gleich nur obenhin, aber ich muß laut bekennen, daß die Naturschönheiten Tyrols mir jenen der Schweiz in nichts nachzustehen schienen.

Das einzige, was ich vermißt habe, sind Wasserfälle, die freylich in Tyrol nur so sparsam und unbedeutend sind, aber auch ohne Wasserfälle wage ich zu behaupten, daß man Tyrol vielleicht befriedigter verlassen werde, als die unaufhörlich hochgepriesene Schweiz. Wel-

ſt romantiſch, gewaltig ergreifende Ausſichten! — Gleichwie man aus einem Sentenzenreichen Autor die beßten Stellen auszuziehen, und zuſammengedrängt ſeinen ésprit zu nennen pflegt, ſo mögte ich, zum Exempel, den Weg zwiſchen Fueſſen und Reitti einen ésprit de la nature nennen, denn es ſcheint in der That, die Natur habe ihre ſchönſten, erhabenſten Gegenſtände aus der ganzen Welt zuſammen geleſen, und hier, auf einem engen Raume wieder ausgeſchüttelt. Fahre doch ja kein Reiſender dieſe Straße im Dunkeln, er würde muthwillig den ſüßeſten Empfindungen aus dem Wege fahren. Geht er bergunter, von Lermus nach Naſſereit, ſo ſteige er aus, und gehe ganz gemächlich zu Fuße. Die ſchroffen Felſen, die ihn zu erdrücken drohen, die herabrieſelnden Quellen, die durch Vitriol ſo herrlich grün gefärbten Seen, der Wald von Lerchenbäumen, die Wände von Berberisſträuchen, das alte zerſtörte Schloß auf einem iſolirten Hügel mitten im dunkelgrünen See — dann wieder der herrliche Lechſtrom, bald ſchäumend und murrend im engen Felſenbett, bald ſtill und majeſtätiſch durch blühende Ebenen ſich wälzend — nein, ich habe ſchon öfter erklärt, daß ich Gegenden nie beſchreiben werde; aber wer Sinn hat für die erhabenſten Decorationen der Natur, der traue auf mein Wort: ihm werden auf dieſer Reiſe mehr als ein Mahl die Thränen unwillkürlich ins Auge ſich drängen.

In der Schweitz muß man ſich gefallen laſſen, mit vorgeſpannten Schnecken, die ſie dort Pferde zu nennen belieben, fein langſam herum zu kutſchen, und die koſtbare Zeit an den eigenſinnigen Schlendrian eines theuren, ſehr theuren Fuhrmanns zu ver-

genden, denn Posten gibt es dort nicht; hier hingegen trabt man immer rasch mit muntern Postpferden durch das Land, speist und schläft, verweilt oder zieht fürder, alles nach Belieben. Und ist es nicht ein großer Vorzug, den Tyrol vor der Schweitz behauptet, daß alle seine unendlichen Schönheiten an der Landstraße liegen? daß man nicht nöthig hat, wie dort, links und rechts abzuweichen und mühsam herum zu klettern, um die versteckten Reitze der Natur zu belauschen? hier kommt sie dir überall mit majestätischem Ernst und doch wieder so freundlich entgegen, und wo findest du, wie in Tyrol, diesen erschütternden Contrast zwischen der wildesten Natur und den lieblichen Bildern des regsten menschlichen Fleißes? — Sieh, wie dort die zackigten Felsen dir die Welt und den Himmel zu verschließen scheinen, ein Erdbeben hat diese Massen so eigensinnig in einander geschoben, der brüllende Strom stürzt aus ihnen hervor, sie beugen sich auf ihn herab, als wollten sie den Weg ihm sperren, und er spritzt seinen Schaum, sie verhöhnend, empor. Da liegt aber, dicht neben dem ewigen Kampf der Elemente, ein stilles Hüttchen, von Weinreben umrankt, blöckende Kühe weiden, und ein fröhliches Kind bückt sich sorglos über die tobende Fluth, und schöpft sich einen Becher voll Wasser. Man mögte ihm ängstlich zurufen: Fall nicht Kleiner! aber er versteht das nicht, er sieht hier keine Gefahr. — So ist es überall; wie Blüthen auf Wellen schwimmen, so überall in Tyrol das Bild wohlthätigen Fleißes gemahlt auf den Grund einer scheinbar zürnenden Natur. Große Felder, mit türkischem Korn bebaut, breiten eine güldene Decke über die Thäler, mehr als dreyhundertfältig lohnt diese segens-

reiche Frucht, und hat der Landmann sie geerntet, dann erst erscheinen die Kohlköpfe, die dazwischen gepflanzt waren, und das Feld prangt von neuem, als sey es bloß dazu bestimmt gewesen, mit der Hoffnung reicher Ernte. — Bunter geschmückt als in Tyrol, findest du nirgens die ländlichen Hütten. Die Legenden, mit welchen die Wände bemahlt sind, überschattet von aufgereihten türkischen Kornähren, die eine liebliche Tapete bilden, gleichsam zur Begrüßung des im Triumph vorbeyziehenden Herbstes. Ueberhaupt mögen die Tyroler gern interessante Erinnerungen fest halten, besonders wenn sie halsbrechende Dinge betreffen. So findet man zum Beyspiel an der Landstraße, die beständig über steile Gebürge führt, oft Bilder aufgerichtet, auf welchen hier einer von den Räubern überfallen wird, dort ein anderer in Wassersnoth schwebt, dort wiederum ein Dritter von scheuen Pferden die Felsen hinabgeschleift wird. Durch schnelle Hülfe eines Heiligen, zu dem die Verunglückten einen Stoßseufzer sandten, wurden sie gerettet, und dankbar bezeichneten sie die Stelle, wo ein Wunder ihr Leben erhielt. Ich finde diese Gewohnheit sehr löblich, obgleich anfangs die gräßlichen Bilder dem furchtsamen Reisenden Schrecken einjagen. Aber was gehn den braven Tyrolern die furchtsamen Reisenden an, ist er doch in seinem Lande, und niemand soll es ihm verargen, wenn er die Erinnerung an überstandene Gefahren durch sinnliche Denkmähler stets wieder hervorzurufen strebt, denn wahrlich jene Erinnerung ist eins der süßesten menschlichen Gefühle. Ich spreche aus Erfahrung.

Als ich nach Sibirien geschleppt wurde, begab es sich eines Tages, da wir die Grenzen jener Einöde

schon überschritten hatten, daß wir, bey regnigtem Wetter, einen langen, steilen Hügel, am Fuße des Uralschen Gebirges, hinauffahren mußten. Die Wege waren schlüpfrig, die Pferde ermüdet, strauchelten oft, blieben öfter stehen, konnten nur durch kräftige Peitschenhiebe sehr langsam vorwärts getrieben werden. Ich stieg aus, und ging zu Fuße bis auf die Spitze des Hügels. Da stand, auf zwey hölzernen Stufen, ein griechisches Kreuz unter einem kleinen Dache. In meinem Mantel gewickelt, setzte ich mich auf die obere Stufe, legte meinen Rücken an das Kreuz, blickte seufzend hinab auf das Dörfchen, in dem wir eine elende Nacht zugebracht hatten, dann links auf die Uralsche Bergkette, deren Gipfel aus dem Nebel hervorragten, dann grade vor mich, auf die mühsam heraufkeuchenden Roße, deren Henker auch die meinigen waren, und die den engen Schauplatz meiner tausendfachen Leiden — ich meine den Wagen — mir wieder zuführten — dann ließ ich auch wohl einen Blick in die Ferne schweifen, nach der Himmelsgegend, wo Weib und Kinder um mich weinten. Kurz, es war ein Chaos von unaussprechlichen Gefühlen, die, während der Viertelstunde, als ich unter dem Kreuze saß, mein Herz zerrissen. Endlich hatte der Wagen die Anhöhe erreicht, und wir fuhren weiter. — Als ich einige Monathe nachher, auf meiner Rückreise aus Sibirien, bey schönem heitern Wetter, mit hoffnungsreicher Seele, wieder an dieses Kreuz kam, da ergriff mich eine Empfindung, der ich keine Worte zu leihen vermag. Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, noch ein Mahl unter dem Kreuze zu sitzen; ich ließ den Wagen halten, sprang heraus, wickelte mich auch wieder in meinen Mantel, obgleich

die Sonne warm schien, befahl den Hügel langsam hinab zu fahren, lehnte meinen Rücken, wie damahls, auf der nähmlichen Stelle, an das Kreuz, blickte auf das Dörfchen hinunter, das mir nun so freundlich vorkam, dann auf die Uralsche Bergkette, deren Gipfel im hellen Sonnenlicht strahlten, dann auch hinüber nach der Himmelsgegend, wo Weib und Kinder des geretteten Gatten und Vaters sehnsuchtsvoll harrten. — O es war einer der genußreichsten Augenblicke! und noch jetzt ergreift mich zuweilen recht heftig der Wunsch, nur noch einmahl in meinem Leben unter dem Kreuze zu sitzen; denn gerade wie die Tyroler, habe ich in meinen Gedanken dieß Kreuz errichtet, zur Erinnerung überstandener Gefahren. — Auf mehreren der erwähnten Bilder sind auch junge Mädchen dargestellt, denen Bösewichter ihre Unschuld rauben wollten, die aber, durch ein wohl angebrachtes Gebeth, die Hülfe eines Heiligen noch zu rechter Zeit herbey riefen. Auch einem alten Manne, den ein Schlagfluß auf dem Felde traf, hatte man auf der Stelle, wo der Tod ihn so plötzlich überraschte, ein Denkmahl errichtet. Sehr vergänglich sind diese Denkmähler freylich, denn gewöhnlich bestehen sie aus kleinen hölzernen Tafeln, etwas einem Schuh ins Gevierte, welche mit groben Farben bepinselt, jeder Witterung Preis gegeben sind; aber was schadet das, wenn sie nur so lange ausdauern, als die Menschen leben, welche die Begebenheit interessiet.

Inspruck, vom grünen Innstrom umflossen, ist eine schmutzige Stadt, und zählt trotz ihrer Größe, nicht mehr als zehn bis zwölftausend Einwohner, ein Garnison-Regiment ungerechnet. Es ist da wenig Merk-

würdiges zu beschauen. Kaiser Maximilians Grab in der Domkirche, hat schön gearbeitete Basreliefs von weißem Marmor, des Kaisers Leben und Thaten vorstellend, aufzuweisen.

Wer dem Küster eine Treppe hinauf zu folgen Lust hat, der tritt in die sogenannte silberne Kapelle, weil eine Bildsäule der heiligen Jungfrau, und einige andere Kleinigkeiten von Silber darin befindlich sind. Die Kapelle der Liebenden sollte man sie nennen, denn hier ist das Grab der schönen Philippine Welserin, jener reitzenden Bürgerstochter, welcher die Liebe den herzoglichen Hut aufsetzte. Ihr Gemahl ist der Stifter der Kapelle, und auch der Tod hat ihn nicht von seiner Geliebten getrennt, sie ruhen hier neben einander. Glich Philippine dem Marmorbilde, das auf ihrem Sarge liegt, so war sie wirklich schön, und mehr als schön; diese edlen Züge haben dem Fürsten-Purpur Glanz verliehen, nicht ihnen der Purpur. Auch blickt man gern von dem silbernen Tand, und selbst von der trefflichen Mosaikarbeit, welche die Gräber umgibt, immer wieder in dieß schöne blasse Gesicht, dessen erhabene Ruhe freylich keine Spur mehr von Leidenschaft trägt. Man gäbe viel darum, die Frau lächeln zu sehen, dann war sie gewiß eben so herzenfesselnd als Preußens schöne Königinn war. — Reicher Ablaß ist allen den Gläubigen vom Pabste verliehen, welche in dieser Kapelle bethen werden. Ich hätte nur für Philippinen bethen mögen, und die schien es nicht zu bedürfen. Woher mag es doch kommen, daß wir an der Ruhestätte einer Liebenden weit mehr empfinden, als am Grabe des tapfersten Helden? — Die Antwort ist leicht. Zum Lie-

hen sind wird alle geboren, zum Todtschlagen, dem Himmel sey Dank, nur wenige.

Ein Morgen in den Apeninnen.

Fragmente eines Briefes aus Barbarin ohnweit Florenz.

Sie wundern sich, lieber Freund, daß ich noch immer reise? Sie haben Recht. In meinem Alter hat man sich schon an so manche kleine Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt, daß man sich am Ende richtig Bedürfnisse daraus erkünstelt hat, deren Entbehrung, trotz aller Annehmlichkeiten des Reisens, immer sehr empfindlich bleibt. Ich, zum Beyspiel, hungern kann ich wohl einen Tag, oder mit trockenem Brote ein Paar Tage vorlieb nehmen, das verstimmt mich nicht; aber des Morgens das Getränk entbehren, welches der Abbé de Lattaignaut Voltair'es Hippocrene nannte, mit einem Worte, ohne Kaffee bleiben, mag ich sehr ungern. Aber wo nehme ich Kaffee her in den Apeninnen? — Ferner ist es mir nicht einmahl genug ihn zu trinken, ich muß auch Zeit haben, ihn zu schlürfen; ich muß ein Rauchopfer von brasilischen Blättern dabey anzünden können. Aber wo nehme ich Zeit her in den Apeninnen, hier, wo der muntere Vetturino wenigstens mit Tagesanbruch den Reisestab fortzusetzen begehrt.

Bedauern Sie mich nicht zu früh, denn sehen Sie, ich sitze wirklich in diesem Augenblicke in den Apeninnen, es hat eben drey Uhr (Morgens) geschlagen; eine dampfende Schale Kaffee steht vor mir, und eine Dampfwolke steigt aus meinem Munde. Wie ha-

be ich das gemacht? Habe ich etwa meine müden Bedienten aus dem Schlafe gepocht, und sie gezwungen mit gähnender Grämlichkeit für die Bedürfnisse ihres verwöhnten Herrn zu sorgen? — Keinesweges. Ich will Ihnen zum Behuf Ihrer künftigen Reise nach Italien einen Wink geben, wie man ohne schreyenden Egoismus, sich helfen kann. Das vermag ich nicht besser zu thun, als wenn ich Ihnen die Beschreibung eines Abends und Morgens auf einer Reise von Florenz nach Rom liefere.

Trunken von den Schönheiten einer Gegend, die der Schöpfer in seiner besten Laune hinzauberte, komme ich mit den letzten Strahlen der Sonne ins Nachtquartier, zwar nur eine Dorfschenke, aber nicht ohne Bequemlichkeiten. Sie finden ein Paar erträgliche Zimmer mit Backsteinen gepflastert und mit Heiligen-Bildern behängt; Sie finden harte Betten ohne Kopfkissen mit reinlichen Lacken und schmutzigen Bettdecken; Sie finden ein treffliches Abendessen von fünf bis sechs Schüsseln, und herrliche Früchte zum Desert; Alles von einer hübschen freundlichen Wirthinn aufgetischt, die im süßen, toskanischen Dialect mit Ihnen scherzt. Sie haben also vor der Hand weiter nichts zu thun, als Ihre eigenen Kopfküssen auf dieß Bett zu legen, und die schmutzigen Decken mit Ihren eigenen zu verwechseln; denn beydes rathe ich Ihnen mitzunehmen, so wie ich es gemacht habe. Was könnte nun noch Ihre Ruhe trüben, als etwa der Gedanke: wie wird es morgen früh werden? hier ist kein Kaffee zu bekommen. — Auch diesem Mangel weiß ich abzuhelfen. Meine gute Frau (denn ohne Frau müssen Sie nicht reisen) packt Zucker und Kaffee aus, ich hohle

aus meinem Reisenecessarius eine Lampe mit Spiritus gefüllt; setze unsere eigene Kanne darauf, und siehe, ehe eine halbe Stunde vergeht, haben die lieben Hände, die mich durchs Leben leiten, mir Ermunterung für den Morgen bereitet. Nun lege ich mich ruhig schlafen, das Nachtlicht brennend, die Repetiruhr an meiner Seite. Gegen Morgen, zwischen Schlafen und Wachen, greife ich mit geschloßenen Augen nach der Uhr, lasse sie repetiren, sie schlägt drey. Ich springe auf, zünde die Lampe an; setze die Kanne darauf; und während mein Kaffee sie erwärmt, esse ich Weintrauben, öffne die Fenster — ja, ja, ich öffne am achtzehnten October die Fenster — und lege mich leicht bekleidet mit halbem Leibe heraus, um die milde italiänische Luft mit vollen Athemzügen einzusaugen, und die herrliche vom Mond beleuchtete Landschaft zu überschauen. Das sumsende Geräusch des kochenden Kaffee hinter mir, weckt mich aus süßen Träumen, ich verlasse das Fenster mit nassen Augen, denn ich hatte in der Stille der Nacht, über die beleuchteten Bergzacken hinüber, mit meinen abgeschiedenen Lieben mich unterhalten; ich setze mich, trinke und schreibe Ihnen diesen Brief, so ruhig und bequem, als säße ich in unserm lieben Berlin in der französischen Straße. Eine halbe Stunde ist noch alles still um mich her, dann aber fangen die Glocken der Maulthiere an zu tönen, der Vetturino läßt seine Stimme erschallen, der Wagen wird herausgeschoben, munter und erquickt springe ich hinein, fahre weiter, habe meine Freude an den Nebelwölkchen, die an den Bergen herumklettern, denke mir, daß es Menschen sind, die nach Ruhm jagen, und — drücke der Schöpferinn meines häuslichen Glückes die Hand.



Neapel. Theater. Als ich hier zum ersten Mahle das Theater besuchte, welches das Florentiner (dei florentini) genannt wird, da hatte man ein neues Stück angekündigt: Maxwell und Malein. — Ich sitze da, und erwarte mit gebührender Resignation die neue Bekanntschaft der Herrn Maxwell und Malein. Aber siehe da, es sind alte Bekannte, ich erinnere mich ihrer, so bald der Vorhang aufgerollt worden, es ist Opfertod, eines von meinen vielen Kindern, die, bald gehätschelt, bald gemißhandelt, in der weiten Welt herum laufen. Dieses hier durfte sich eben nicht über Mißhandlung beklagen; das Stück war treu und gut übersetzt, wurde brav gespielt, herzlich aufgenommen, und mußte, obgleich schon eine andere Vorstellung angekündigt war, am andern Tage wiederhohlt werden.

Nur drey kleine Veränderungen hatte man sich zu machen erlaubt, und diese Veränderungen sind es eben, um deren willen ich der ganzen übrigens unbedeutenden Begebenheit erwähne, denn sie scheinen mir eben so viele Charakterzüge der Italiener. Im ersten Act hat man die Scene weggelassen, wo der hungernde Vater die Semmel in seines Kindes Hand gewahr wird, und vom Hunger überwältigt, einige Mahl im Begriff steht, sie ihm zu entreißen, allein sein Bedürfniß bekämpft, als er hört, daß sein guter Knabe selbst halb verschmachtet ist.

Eine solche Darstellung ist also dem Volke hier zu stark, und doch geht es an so manchem Elende gleichgültig vorüber. Ich habe in Deutschland ähnliche Urtheile gehört, ich kann mir aber nicht helfen,

ich rechne die Scene doch immer unter die besten, die ich jemahls geschrieben, oder vielmehr empfunden habe, und wer weiß, was man davon sagen würde, wenn sie in einem Stücke von Shakespeare vorkäme, dessen Lear übrigens weit gräßlicher ist.

Die zweyte Veränderung ist ein Zusatz. Ich habe nähmlich zu Anfang des zweyten Acts einen öffentlichen Garten geschildert, in welchem spaziert, gespielt, gegessen, getrunken, kurz alles das getrieben wird, was an solchen Orten getrieben zu werden pflegt. Bey mir erscheinen jedoch aus guten Ursachen lauter Mannspersonen, auch greifen die einzelnen, dem Scheine nach abgerissenen Scenen, alle in das Ganze ein. Das war dem Italiener zu einförmig. Mit dem Geschmack seiner Nation vertraut, setzt er auch zwey Damen an ein Tischchen, welche sich von der Eifersucht ihrer Männer unterhalten.

Die dritte Veränderung ist abermahls ein Zusatz. Bey mir rettet ein biederer Packträger den unglücklichen Maxwell aus den Wellen der Themse, und schlägt jede Belohnung edelmüthig aus. Das war den Italienern nicht genug. Bey ihm macht er noch die silbernen Schnallen aus den Schuhen, und bezahlt damit den hartherzigen Hausherrn Maxwells schuldige Miethe. — Sollte man nicht daraus schließen können, daß die Empfindlichkeit für romantischen Edelmuth, dem wahren Abbruch thue; und daß man manches auf der Bühne nicht sehen mag, weil man auch im Leben sein Auge dafür verschließt. So sah ich eines Morgens auf dem Molo einen dreyzehnjährigen, bis auf ein Paar handbreite Lumpen ganz nackten Knaben auf dem Pflaster liegen. Er wimmerte bloß. Viele

hundert Menschen gingen an ihm vorüber — ich habe genau Achtung gegeben — die meisten sahen gar nicht hin, sondern setzten ihr Gespräch fort, als ob sie gar nicht ahndeten, daß dieß nackte wimmernde Wesen ein Mensch sey. Die Wenigen, die hin sahen, thaten es weder mit Mitleid noch mit Eckel, sondern mit dem unbefangenen Blicke, den man zu haben pflegt, wenn das Auge zufällig auf einen gleichgültigen Gegenstand fällt. — Doch ich breche hier ab. Der lebhafte Unmuth wägt die Worte nicht.

Das Theater San Carlo. Es war eine Opera seria angekündigt, von der ich sprechen werde, so bald ich sie gesehen habe; denn da es dem ersten Tenor beliebt hatte, einige Tage vorher spazieren zu reiten, und fast den Hals zu brechen, so mußte am prächtigen Sanct Carls Feste die kleine Opera buffa aushelfen, zu großer Unzufriedenheit der Neapolitaner. Man begann das Schauspiel mit einem prächtigen Ballet in fünf Acten, und siehe da, wiederum ein *alter* Bekannter, nähmlich meine Sonnenjungfrau zum Ballet umgeschaffen. Die einzige sehr alberne Veränderung bestand darin, daß man, statt Rolla, einen englischen Gesandten eingeführt, auch Alonzo zum Engländer gemacht hatte. In dem Gesandten erkannte er einen alten Freund, und der ließ englische Truppen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen anrücken, welche das liebende Paar befreyten. Auch das Kind, welches die Sonnenjungfrau noch in ihrem Schooße trägt, hatte der Herr Balletmeister hervorgezaubert; es war ein artiger Knabe von vier oder fünf Jahren, der durch seine rührende Pantomime großen Eindruck auf die Herzen der Zuschauer machte.

Es ist eine sonderbare, aber für den Zuschauer sehr angenehme Mode, daß man in Italien zu einer Opera seria immer zwey Ballets gibt, ein heroisches und ein komisches. Zwar begreife ich nicht, wie man das ewige Einerley dieser Pas und Sprünge nicht endlich müde wird; denn hat man in seinem Leben ein Solo tanzen sehen, so hat man für ewige Zeiten alle gesehen; aber eine gute Pantomime ist allerdings eine frohe und geistreiche Unterhaltung. Nur Schade, daß die eigentliche Pantomime immer mehr und mehr in Verfall geräth, die Balletmeister fühlen selbst, daß sie nichts davon verstehen, sie müssen immer große Bücher drucken lassen, weil sonst Niemand weiß, was sie wollen, und außer den sogenannten Argumenten (so nennen sie drollig genug den Plan des Ballets) müssen sie sogar noch ihre Zuflucht zu allerley transparentem Geschreibsel auf der Bühne selbst nehmen. Ein gut gedichtetes Ballet muß verständlich seyn, ohne irgend einige Zuthat; dergleichen waren Alcina und das Waldmädchen, die vor mehreren Jahren in Wien entzückten, von Trafieri, dem besten Balletmeister, den ich in dieser Hinsicht kennen lernte. — Das heutige komische Schlußballet soll gleichfalls ganz Wien entzückt haben — wenigstens behauptet solches Herr Gioja — es heißt der Schneider-Vormund, und ist allerdings drollig, zumahl, da die Begebenheit sich wirklich hier in Neapel zugetragen haben soll. Ein junger Officier liebt das schöne Mündel eines Schneiderleins, vom langfingrigen Vormund selbst zur Hausfrau erkoren. Der Officier miethet ein Zimmer im nächsten Hause, Wand an Wand mit der Kammer seiner Schönen. Eine verborgene Thüre wird practicirt und

Kleider werden davor gehangen, um sie den Augen des Eifersüchtigen zu verstecken. Auf diese Weise besuchen sich die Lieben nach Gefallen. Eines Tages will sich der muthwillige Jüngling den Spaß machen, seiner Schönen von ihrem Vormund selbst das Maß zu einem neuen Kleide zu nehmen. Er putzt sie vorher ein wenig vornehm heraus, und läßt dann den Schneider rufen, der natürlich seine Mündel sogleich erkennt, dem es aber ins Gesicht mit gehöriger Impertinenz abgeläugnet wird. Um sich zu überzeugen, läuft er schnell nach Hause, aber noch schneller schlüpft das Mädchen wieder hinüber, und sitzt ganz ehrbar bey dem Strickstrumpf. Man kann denken, zu welchen drolligen Scenen dieser stete Wechsel Veranlassung gibt. Alles kömmt dabey auf den Schneider an, der aber von einem Signor Laneri nur mittelmäßig gespielt wurde. Es versteht sich, daß die Bühne der Länge nach in zwey Theile getheilt ist, und man folglich in zwey Zimmern zugleich die Handlung vorgehen sieht.

Die Theater zu Neapel. Auch Menschenhaß und Reue sah ich, wenigstens den ersten Act; denn man hatte es dergestalt mißhandelt, daß es mir unmöglich war, länger auszuhalten. Den Peter hatte man weggestrichen, statt seiner aber den Greis mit einer Tochter versehen, die bey Meinau (der hier ein Einsiedler ist) betteln muß. Nachdem Meinau dem Greise den Beutel in die Hand gedrückt hat, läuft er nicht etwa davon, wie der Menschenscheue, der wider seinen Willen Gutes thut; nein, er bleibt stehen, duldet, daß der Alte ihm knieend dankt, duldet, daß sein Bedienter, der ihn belauscht, ihm die Hände dafür küßt, und erklärt in einer langen philosophischen Rede: warum er das Geld gegeben? — Das

Stück soll durch und durch auf diese Weise verbaalhornisirt worden seyn. Der Graf z. E. erscheint nicht früher, als bis ihn Meinau gerettet hat, Notabene, nicht aus dem Wasser, sondern von wilden Pferden, die mit ihm durchgingen. Doch ich meine, der Leser habe an diesem Pröbchen schon genug.

So dunkel man die Farben auftragen muß, um den Character der Neapolitaner darzustellen, so werden sie doch noch schwärzer, indem man zum gemeinen Volke herab steigt. Mit allen Gebrechen der obern Stände verbinden sie noch einige dem Pöbel eigene Laster. Dennoch versichern mich Männer von Ansehen, Fremde, welche seit länger als einem Vierteljahrhundert hier wohnen, das Volk sey im Grunde sehr treuherzig und brav, und gleiche gewisser Maßen dem Deutschen. Ich will und kann nicht an der Aussage dieser Männer zweifeln; denn sie hatten allzu häufige Gelegenheit das Volk zu beobachten. Auch habe ich selbst seit zwanzig Jahren einen Bedienten, welcher oft lügt, öfter säuft, auch bisweilen stiehlt, und dennoch, trotz aller dieser Laster, eine gute ehrliche Haut ist, die nicht allein mir, sondern gern einem Jeden dient, so viel in seinen Kräften steht. Mir ist also die Möglichkeit klar, daß rohe Menschen, bey großen und groben Gebrechen, doch recht gute Menschen seyn können; denn ihre Laster sind nur Angewohnheiten, aber freylich sehr beschwerliche Angewohnheiten.

Von dem königlichen Schlosse zu Neapel kann ich nichts weiter sagen, als daß es eine schöne, imposante Außenseite hat. Das Innere habe ich bloß bey einer Audienz, und folglich nur wenig davon gesehen. Die Säle, durch welche ich geführt wurde, wa-

ren mit hier verfertigten, gewirkten Tappeten behangen, die den Gobelins unendlich weit nachstehen. Die Zeichnungen waren größtentheils abscheulich plump; die Farben lebhaft, beynahe grell. Auf einer Wand hielten Grazien ein Medaillon, die vereinten Portraits des Königs und der Königinn vorstellend; der König im Uniform, sehr ähnlich, die Königinn aber in einem Kleide und Kopfputz, wie sie vielleicht vor zwanzig Jahren Mode waren, folglich sieht es jetzt abscheulich aus. Wann aber wird man doch einmahl der Thorheit entsagen, sich in der Modetracht abkonterfeyen zu lassen? Jede unserer heutigen Moden ist mehr oder minder abgeschmackt und entstellend, höchstens Wochenlang kann der eiserne Scepter der Mode sie in Ansehen erhalten, und erstreckt sie ihren Einfluß während dieser wenigen Wochen auch auf Bilder, so müssen es große Kunstwerke seyn, wenn sie nicht das Schicksal erleben sollen, auf den Boden hinter den Schornstein getragen zu werden. — Die Grazien, welche dieses Medaillon trugen, hielten auch einen Zettel, auf welchem die biblische Sentenz aus den Sprichwörtern Salamons stand: rex sapiens dissipat impios (ein weiser König zerstreut die Gottlosen.) — Ein Paar schöne Marmorbüsten sah ich, die des Kaiser Franz, und die des deutschen Helden Erzherzog Carl, dessen biedere und geistreiche Physiognomie dem Anschauer wohl thut.

Ich verließ Neapel mit der Ueberzeugung, daß es eine sehr liebenswürdige Königinn besitze Manchmahl konnte der Schein gegen sie seyn. Aber außerordentliche Umstände erfordern außerordentliche Maßregeln. Wem diese glücken, der wird groß genannt; wem sie mißglücken, den verkleinert man. Ich bin ge-

wiß, die Königinn hat immer das Beßte gewollt, wo aber die Wege zum Beßten in die dicksten Nebel verhüllt sind, da ist der Instinct eines Friedrich erforderlich, um sie tappend zu finden — Die Königinn ist die zärtlichste, liebevollste Mutter ihrer Kinder; ein solches Mutterherz ist auch ein königliches Herz. — „Das schönste Glück auf Erden ist Mutterglück,“ sprach sie zu meiner Frau, die eben jetzt dieses Glück erwartete; „ich habe siebenzehn lebendige Kinder gehabt, sie waren meine einzige Freude.“ Es wäre unschicklich, wenn ich Alles wieder erzählen wollte, was sie über die Zeitläufte, u. s. w., sprach; Alles trug den Stämpel eines hellen klaren Geistes und eines zwar mit Bitterkeit angefüllten, aber im Grunde vortrefflichen Herzens.

Dem Erbprinzen ist die Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit auf das Gesicht geschrieben. Prinz Leopold und beyden Prinzessinnen schienen noch ein wenig schüchtern zu seyn. Alle haben sich in deutscher Sprache mit mir unterhalten, die besonders der Erbprinz ziemlich geläufig redet. Das wechselseitige Betragen der Kinder gegen die Mutter, und der Mutter gegen die Kinder, welches zu beobachten ich Gelegenheit hatte, ist so herzlich, so ungekünstelt, so häuslich, das die behaglichste Empfindung sich des beobachtenden Fremdlings bemächtigen muß. Es ist auch ein schöner Zug im Character der Königinn, daß sie noch immer mit so vieler Liebe an ihrem Vaterlande hieng. Schon wenn man in ihre Vorzimmer trat, hörte man nichts als deutsch reden, und überall lachten ehrliche deutsche Gesichter einen an. — Aus Wien erhielt die Königinn wöchentlich

einen geschriebenen Bericht, von Allem, was dort Merkwürdiges und nicht Merkwürdiges vorfällt.

Als ich bey Hofe präsentirt worden war, erschien ein Mann in meinem Vorzimmer, der mir im Nahmen aller seiner Kameraden Heil und Segen zur glücklichen Ankunft wünschte. Ich zuckte die Achseln und gab. — Eine Viertelstunde nachher kam ein Hellebardierer (eine Wache in den innern Zimmern des Schlosses) mit demselben Compliment. Ihm folgten mehrere dergleichen, und zuletzt meldeten sich sogar die Bedienten des Oberstalmeisters, der doch nicht das geringste mit der Präsentation zu thun gehabt hatten. Wollte ich nicht fünfzig Piaster auf die Straße werfen, so mußte ich endlich die Leute eben so unverschämt abweisen, als sie unverschämt forderten. Man hat mich versichert, daß ein deutscher Prinz, der kürzlich hier war, auf diese Weise nicht weniger als achtzig Piaster hat ausgeben müssen.

Zwischen Neapel und Rom. Es war gegen das Ende des Monaths December, der Himmel heiter, die Luft rein und warm. Der Vetturino fütterte seine Maulthiere neben dem verlassenen Kapuziner-Kloster. Wir deckten unsern Tisch auf der großen Kirchentreppe im mildesten Sonnenschein, und hielten ein fröhliches Mahl unter freyem Himmel. Nach dem Essen verlor ich mich ganz allein hinter dem Kloster, wo ich im stillen Entzücken das ganze Europa vergaß; denn wahrlich! ich stand in Arkadien. Der Rasenteppich grünte mit zahllosen Blümchen geschmückt, nur lange Herbstfäden zogen hier und da über die Haide. Lerchen stiegen neben mir aus dem Grase und wirbelten das Lied, das ich sonst nur als Frühlingslied kannte. Zahme Schaa-

ren von Enten, Schnepfen, Kibitzen flatterten um die Sümpfe; einzelne Habichte kreischten in der Höhe. — Büffel grunzten, Glöcklein weidender Schaafe tönten dazwischen. Allerley kleine Vögel zwitscherten. Ein Hirt sang in der Ferne eine russische Melodie. Gegen über auf den Bergen lag eine Stadt, aus welcher Glockengeläut dumpf herüber schallte. Dann und wann vernahm das Ohr aus weiter Ferne einen Flintenschuß. Die mancherley Töne, welche die Natur belebten, waren doch vereint noch nicht stark genug, um ein Geräusch zu bilden; es blieb eine wehmüthige Stille um mich her, ich konnte jede Eidechse im Grase rascheln hören. Welch ein Contrast mit dem lärmenden Neapel, in dem noch vorgestern das widerlichste Gekreisch mich betäubte. Hier Alles so still, so unschuldig — ein Paradies schien mir die Erde und ein Gewölbe von Kornblumen der Himmel. — Welch ein abscheuliches Bild hatte ich mir stets von den pontinischen Sümpfen gemacht, welch ein liebliches trage ich mit mir hinweg! —

Eine Wahlfahrt. Die Kirche und das Kloster des heiligen Onofrio haben einige gute Gemählde aufzuweisen; doch dieß Mahl waren es nicht Bilder, die mich dahin lockten. — Zu Tasso's Grab wollt' ich wahlfahrten. Der große Dichter starb in diesem Kloster im Jahre 1595, nicht älter als ein und fünfzig Jahr. Grade so alt wurde auch mein unvergeßlicher Lehrer Musäus, und die Erinnerung an diesen mischte noch mehr Wehmuth in die Ehrfurcht, mit der ich vor Tasso's Grabstein trat. Man erblickt ihn, wenn man in die Kirche tritt, gleich linker Hand, nebst Tasso's Bildniß, von dem leider die Farben sehr gedunkelt haben. Die lateinische Grabschrift ist schön und rührend. Tor-

quato Tasso! hebt sie an: wie vielen Ruhm drückt dieser einzige Nahme aus! Mit wenigen, aber kräftigen Worten werden seine Verdienste erhoben, und am Ende hinzugefügt: „daß der Cardinal Bovilaqua ihm dieses Grabmahl errichtet, damit der, dessen Ruhm lebend die Welt erfüllte, auch im Tode an einem ehrwürdigen Orte möge gesucht und verehrt werden." — Von seinem Grabe stieg ich hinauf in die Klosterbibliothek. Hier zeigt man noch unter Glas einen eigenhändigen Brief von Tasso, den ich auch augenblicklich für dieselbe Hand erkannte, die ich zu Neapel so fleißig studiert hatte; hier zwar etwas leserlicher, doch nur wenig. Der Brief hub an: „Die Freundschaft hat nichts Besseres zu geben, als sich selbst." Gern hätte ich ihn ganz copirt, wenn ich ihn nur geläufig hätte lesen können; aber einige Stunden darauf zu verwenden, dazu gebrach es mir an Zeit. Auch Tasso's Büste fand ich hier über der Leiche abgeformt, und keinem von den Bildern ähnlich, die ich bisher von ihm gesehen hatte. Damen dürfen dieses Kloster nicht betreten, doch die Mönche waren so höflich zu erlauben, daß ich die Büste hinab in die Kirche schickte, um sie meiner dort harrenden Frau zu zeigen. Noch ein Paar andere Reliquien von Tasso sind hier, nähmlich ein Handtuch aus Baumrinde recht fein gewebt; ein großes, länglich rundes, doch unten abgeplattetes Stück eines schweren Holzes, von welchem die Mönche nicht wußten, was es vorstellen sollte, und dessen sich Tasso vermuthlich bediente, um beym Schreiben das Papier damit fest zu halten; endlich auch noch eine kleine irdene Schaale zum Streusand. Vormahls war das Tintenfaß auch dabey gewesen;

aber in der Revolution hat irgend ein Verehrer des grossen Dichters es mitgehen heissen. Ich bekenne, daß auch mich die Versuchung, zu stehlen ankam, und daß, wenn die Gelegenheit mir günstig gewesen wäre, die Mönche die Streusandschaale auch nicht mehr besitzen würden.

Wie mich Tasso an Musäus mahnte, so erinnerte mich das römische Theaterwesen an mein deutsches Vaterland. Alljährlich erscheint zu Rom ein Theater-Edict, welches sehr streng ist, aber nicht befolgt wird. Den Theaterunternehmern wird darin angekündigt, daß, wenn sie nicht ein Spektakel liefern, wie das Publikum zu fordern, ein Recht habe, man, ohne irgend eine Entschuldigung anzunehmen, dem Publikum Ersatz schaffen werde. Nun sind aber sämmtliche Spektakel zu Rom schlecht, sehr schlecht; ich habe jedoch nicht gehört, daß von Seiten des Gouvernements irgend etwas dagegen verfügt worden wäre. — Der zweyte Punct befiehlt, daß die Vorstellungen nie nach zwey Uhr (italienischen Zeigers) anfangen sollen, bey fünfzig Scudi Strafe. Die nähmliche Strafe sollen die Unternehmer erlegen, wenn sie Billette um einen höhern Preis, als den festgesetzten, verkaufen, ausgenommen an den beyden ersten Abenden. Man kann aber von allen Theatern Billette um höhere Preise kaufen; sie werden schon auf der Straße ausgebothen, obgleich abermahls bey fünf und zwanzig Scudi Strafe gebothen ist, daß der Cassier sie bloß in seiner Botteghina veräußern soll. — Die Billettvertheiler sollen, bey Vermeidung schwerer Strafe, sich mit gebührendem Respect gegen die Käufer betragen; ein einziger Zeuge ist hinreichend, ihnen die angedrohte Strafe zu-

zuziehen. Lassen sie sich gar Betrug zu Schulden kommen, so werden sie drey Mahl gewippt (tre tratti di Corda), welches eine ganz vermaledeyte Quaal seyn soll, die gar oft dem so Gezüchtigten den Gebrauch seiner Arme auf Lebenszeit raubt. — Der neunte Punct untersagt mit großem Ernste Alles, was gegen die guten Sitten läuft. Geschieht dergleichen durch Schuld des Unternehmers, so wird ihm das Theater verschlossen, ist es aber die Schuld der Sänger oder Tänzer, so werden sie körperlich bestraft. Letztere Beyde sollen auch nie, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Gouvernements, eine Arie oder einen Tanz auf Verlangen des Publicums wiederhohlen, gleichfalls sotto le pene corporali a nostro arbitrio. Auch ihre Zänkereyen unter einander werden auf gleiche Weise bestraft. (Es ist merkwürdig, daß die italienischen Artisten noch so gewaltig unter dem Stocke stehen.) Wer sich mit Worten vergeht, wird sogleich von der Gesellschaft ausgestossen. Wer sich Thätlichkeiten erlaubt (wenn gleich ohne Waffen, also Ohrfeigen u. dergl.) Der kommt auf zehn Jahre auf die Galeeren. Wer gar Waffen gebracht, gesetzt auch, daß kein Blut vergossen würde, der rudert lebenslang; und fließt Blut, so wird er hingerichtet. — Wäre man bey uns so streng, wie mancher deutsche Schauspieler müßte rudern oder gar hängen!

Narni hat eine äusserst romantische Lage auf auf einem hohen Bergrücken. Kurz zuvor, ehe man in die Stadt gelangt, blickt man dicht am Wege in Abgründe hinab, wo die schroffen zackigten Felsen, höchst mahlerisch auseinander gerissen, so furchtbare enge und finstere Schlünde bilden, daß ich mich wundre, daß

die Alten nicht den Eingang zu ihrer Höhle hieher versetzt haben. Ein Orpheus an diesen Felswänden klimmernd, würde in der That in Plutos unterirdisches Reich hinab zu stürzen scheinen. — Die alten Einwohner von Narni waren ein tapferes, entschloßenes Volk. Erobern konnten die Römer ihren Berg schwerlich, wohl aber aushungern, als das wirklich geschah, brachten sie Weiber und Kinder, und zuletzt sich selbst um, und der schaudernde Sieger zog über Leichen in die öde Stadt. Um dieser That willen beliebte man sie Nequinum zu nennen, von nequitia hominum, Bosheit der Menschen. Wäre das in einer römischen Stadt geschehen, wie himmelhoch würden die römischen Geschichtschreiber die That erheben! — Ich kenne ein modernes Volk, das es gerade so macht, und es für die abscheulichste Bosheit erklärt, wenn man nicht gleich alles hergibt, was man hat, alles einräumt, was man besitzt. —

Terni. Die Vaterstadt des Tacitus und der Schauplatz eines herrlichen Naturwunders. Die Cascadellen von Tivoli sind lieblich, der Wasserfall von Terni ist ernst und groß. — Von einer schroffen Höhe von zweyhundert Fuß stürzt der ganze Velino sich in den zackigten Felsengrund hinab, und das Wesen, welches er da unten treibt, ist kein Gegenstand weder für die Feder noch den Pinsel. Dein Auge starrt, dein Ohr wird betäubt, der Platz auf dem du stehst, zittert unaufhörlich; fast ergreift dich die Furcht und zwingt dich mit zu zittern. Aber ein liebliches, einziges entzückendes Schauspiel fesselt deinen Blick; du siehst einen Regenbogen — nicht Bogen, einen Regenzirkel — ja wahrlich! du siehst den ganzen bunten Zir-

kel hoch über den Wasserfall ausgespannt, unten fast zusammenlaufend, höchstens ist ein Zwölftheil seines Umfangs an der Basis herausgeschnitten. Diese Erscheinung gleicht einer Zauberey. Man ist so gewohnt, auch von dem schönsten Regenbogen doch höchstens nur einen Halbzirkel zu sehen, daß man sich staunend in diesen Anblick verliert, und welche Farben! so hat sie Iris nie an das Firmament gemahlt; sie brennen alle, es ist ein Kunstfeuerwerk mitten im Wasser, und siehe, die Natur scheint sich zu gefallen, deine Sinne immer durch neuen Zauber zu überraschen; denn plötzlich spiegelt sich der Zirkel links und rechts, du siehst vier Bogen zu gleicher Zeit, und selbst die Abspielungen sind noch so lebhaft gefärbt, als sonst der schönste gewöhnliche Regenbogen zu seyn pflegt. Wahrlich, der Wasserfall von Terni ist schön, aber der Regenbogen von Terni ist noch unendlich schöner. Mit hoher Wehmuth habe ich sie verlassen, mit wehmuthigem Entzücken werde ich mich des Anblicks erinnern, so lange ich lebe! Es ist der dritte Gegenstand, der mir Italien unvergeßlich macht; der flammenspeyende Vesuv, das auferstandene Pompeji und der Himmelsbogen zu Terni, wer auch nichts weiter von Welschland sah, der kehrt gewiß befriedigt zurück. — In Terni sollen auch noch Ueberreste eines Sonnentempels gefunden werden, und ich ließ mich dahin führen. Es ist ein kleines rundes Gebäude, das von außen freylich noch Spuren des Alterthums trägt, doch möchte ich nicht behaupten, daß diese kleinen Quadersteine wirklich aus den Römerzeiten herrühren. Eine offene Kuppel hat das runde Gebäude allerdings gehabt. Inwendig ist es in eine klei-

ne Kirche verwandelt worden. — Auf dem Markte zu Terni will Volkmann unter einer Uhr eine Inschrift bemerkt haben, die nicht mehr gefunden wird. Indessen schreibe ich sie hin, theils weil sie schön ist, theils weil sie mir einen abermahligen Beweis liefert, daß unsre deutsche Sprache die Kürze der lateinischen meistens erreichen, zuweilen sogar übertreffen kann. Hora, dies et vita fugit, manet unica virtus. (Stunde, Tag, Leben flieht, nur Tugend bleibt.)

Modena. Nur eine interessante Seltenheit ist der Zeichenschule geblieben, nähmlich Correggio's Schädel, den es, wie die Lucasakademie zu Rom den Schädel Raphaels, hinters Glas verwahrt, und die pomphaften Inschriften auch nicht gespart hat. Ist es nicht zu verwundern, da der Schädel eines großen merkwürdigen Mannes gewiß Jedermann ohne Ausnahme ein hohes Interesse einflößt, daß so wenige dergleichen Schädel aufbewahrt werden, und daß, meines Wissens, bis jetzt, außer zwey Mahler-Akademien und dem Doctor Gall, noch niemand auf den Einfall gerathen ist, dieß kostbare Ueberbleibsel eines ausgezeichneten Menschen dem finstern Erdenschooß zu entziehen? — Warum sind denn eben nur die Mahler darauf verfallen? und eben nur in Italien? — Warum schmückt man nicht Bibliotheken mit den Schädeln großer Schriftsteller und Dichter? Warum nicht Zeughäuser mit Heldenschädeln? — In einem Saale der Zeichenschule stehen viele Abgüße von den beßten Antiken, und unter ihnen auch ein Gerippe, welches einem Riesen zugehört haben muß, denn noch entfleischt übertrifft es an Größe ein Paar kolos-

fale Statuen, welche ihm zur Seite stehen. Als dieses Gebein noch Blut und Leben herbergte, soll es ein österreicher Officier gewesen seyn, der in einer Schlacht gegen Macdonald geblieben. Seinen Nahmen konnte ich nicht erfahren.

So reich auch Italien an Merkwürdigkeiten ist, so muß ich doch sagen: Italien gesehen zu haben, ist sehr angenehm; es zu sehen, weit minder. — Wie, wenn ich eine Parallele zwischen Italien und Rußland zöge? und es zum Vortheil des letztern thäte? dann wird man mich paradox schelten, aber ich habe Gründe, und, wie mich deucht, gute Gründe.

Noch wogt Italien, bewegter als die Meere, die es umfließen; Rußland grünt still. Noch kriechen Haß und Mißtrauen im Finstern über Welschlands blumenreichen Boden; in Rußland gibt das Volk Liebe und der Monarch Vertrauen, beyde kennen die Furcht nicht. In Welschland muß der Fremde *jeden* Schritt in die schöne Natur zuvor einem Bettler abkaufen, und indem er steht, eine herrliche Gegend zu betrachten, reckt ihm plötzlich ein Krüppel eine verstümmelte Hand unter die Augen. Banditen-Physionnomien umringen ihn überall, und Erzählungen von Mordthaten beklemmen seine Brust. In Rußland geht er sicher in finsterer Nacht durch dichte Wälder; hört, statt der jammervoller Litaney des Bettlers, nur heitern Volksgesang fleißigen Arbeiters, und brave Gesichter lachen ihm überall entgegen. — Die crasseste Ignoranz hat ihren Filzschleyer über Italien gebreitet; die einzige Wissenschaft vieler Vornehmen ist Kartenspiel; sie lesen — in Farobüchern; sie schreiben — mit Kreide auf den Spieltisch. In Rußland ist ein schöner Morgen für Kunst

und Wissenschaften angebrochen. — Bis ins Unendliche ließe diese Parallele sich fortsetzen, doch nur noch einen Zug will ich herausheben. Italien ist unter dem Joche einer fremden Nation. Rußland athmet frey und leicht unter dem sanften Scepter des Enkels der großen Katharine. — Genug! — Auf das Lob sinnreich zu seyn, macht meine Parallele keinen Anspruch; aber daß sie wahr ist, dafür bürge ich. — Wird man sich nun noch wundern, daß ich Italien gern verließ, daß ich mein geliebtes Vaterland wieder bezog, geborgen und entfernt von all den tumultuarischen Auftritten einer Aussenwelt, die ich über dem stillen Umgang mit den Musen gern vergesse. — —

Wien, 1811.
Gedruckt bey Joh. Bapt. Wallishausser.



